~~Päd. 331~~ ba = Schauenburg

L. germ.

233 9/12

Gesch. 701.

15124

DEUTSCHES LESEBUCH

FÜR DIE

OBERKLASSEN HÖHERER SCHULEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ED. SCHAUENBURG, UND **Dr. RICHARD HOCHE,**

Director
der Realschule in Crefeld.

Professor und Director
der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

ZWEITER THEIL,

BEARBEITET

VON

ED. SCHAUENBURG.

ZWEITE DURCHGESEHENE AUFLAGE.

ESSEN,
DRUCK UND VERLAG VON G. D. BÆDEKER.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort zur ersten Auflage.

Bei der Herausgabe des zweiten Theiles des vorliegenden Lesebuches mussten andere Gesichtspunkte bestimmend mit einwirken, als bei dem ersten, welcher die Zeit vor Opitz behandelt. Während das Lesebuch für die Kenntniss jener früheren Periode den gesammten Stoff darbieten will, konnte dies im zweiten Theile, welcher die neuere Zeit umfasst, nur hinsichtlich der Uebergangsperiode bis auf Klopstock der Fall sein. Hier war freilich unsere Absicht, den ganzen „nöthigen Vorrath“ zur Veranschaulichung der hervorragendsten Erzeugnisse der Litteratur von 1625—1750 und damit des diesem Zeitraume eigenen Gepräges in Sprache, Verskunst und dichterischem Schaffen dem Lehrer und zugleich dem Schüler in die Hand zu geben, damit jener, anstatt sich auf das Vorlesen einzelner Stellen zu beschränken, auf bedeutungsvolle Züge im Unterrichte einzugehen die Mittel habe.

Für die neuere Zeit hingegen stellt sich das Bedürfniss ganz anders. Einerseits hat jeder Schüler oberer Klassen Jahre hindurch im deutschen Unterrichte die grosse Mehrzahl der bedeutenderen in den Gesichtskreis der Schule fallenden Schriftsteller bereits aus den mannigfachsten Erzeugnissen kennen gelernt; andrerseits ist dem in der Vorrede zum ersten Theile hervorgehobenen Bedürfnisse, dem Schüler jederzeit möglichst etwas Ganzes zu bieten, in jüngster Zeit immer mehr durch billige Ausgaben epischer und dramatischer Werke entsprochen, welche nun nicht füglich mehr, weder ganz noch stückweise, Aufnahme in ein Lesebuch finden können. Ebenso sind auch von Herders, Göthes, Schillers, Uhlands, Rückerts Gedichten nur solche, welche nicht in den Lesebüchern für mittlere Klassen vorzukommen pflegen, hier aufgenommen.

Soll jenen grösseren Werken — Lessings Minna und Nathan, Herders Cid, Göthes Iphigenia, Hermann und Dorothea, Schillers Jungfrau, Tell, Wallenstein, Braut von Messina — ihr Recht werden, so darf das Lesebuch nicht in starkem Umfange einen Vorzug suchen, noch auch den Anspruch erheben, selbständig die Schätze der neueren Litteratur darzubieten; es muss vielmehr, wie der Unterricht selbst es muss, schon nicht geringe Bekanntschaft mit denselben bei den Schülern oberer Klassen voraussetzen, in welche es, als

Hülfsmittel in der Hand des einsichtsvollen Lehrers Ordnung, Klarheit und Zusammenhang zu bringen hat.

Aehnliche Erwägungen haben die Herausgeber bei der schematischen Uebersicht geleitet. Auch ohne dass ein zusammenhängender litterar-historischer Vortrag sich auf alle die —, auch nur in knapper Auswahl gebotenen — Namen unserer wichtigsten Dichter und Prosaiker zu erstrecken braucht, stellt sich doch unendlich oft die Nöthigung ein, dieselben anknüpfend zu erwähnen. Daher haben wir einige Seiten des Buches dem Zwecke widmen zu müssen geglaubt, dass der Schüler sichere Anhaltspunkte statt zerstreuter schriftlicher Notizen besitze. Namentlich ist dies bei den Zeitgenossen Göthes und Schillers der Fall, Dichtern sowohl wie Prosaikern.

Ueber das erste Drittel des 19. Jahrhunderts und bis in die neueste Zeit vorzugehen war nicht rathsam, da die betr. Schriftsteller, auch die, welche in kürzeren Gedichten und Aufsätzen in den Lesebüchern vertreten sind, noch nicht der literarhistorischen Würdigung der Schule anheimfallen können.

Veränderungen an den Schriftstellern, von denen Proben aufgenommen wurden, haben wir uns nicht erlaubt; geringfügige Auslassungen nur da, wo die Decenz es unabweislich forderte, und auch das nur bei Gryphius und Grimmelshausen. Dagegen wurde die willkürliche Schreibweise besonders des 17. Jahrhts. nach dem wohl einzig richtigen Grundsatze Jacob Grimms und Hoffmanns v. Fallersleben (s. Rosenthal, Vorr. zu Scheffler p. VII) mit der jetzt gültigen in Uebereinstimmung gebracht, ohne den Wortklang zu beeinträchtigen.

Beide Theile des Lesebuchs sind für den Gebrauch beider oberen Klassen bestimmt, gleichviel ob schon in Secunda oder in Prima die Beschäftigung mit der älteren Periode eintritt. Der zweite Theil insbesondere aber wird auch dem Bedürfnisse höherer weiblicher Bildungsanstalten entsprechen.

Crefeld und Wesel, Ostern 1868.

Die Herausgeber.

Zur zweiten Auflage.

Bis auf einzelne Zusätze (a. Wieland's Oberon, Inhaltangabe zu Lessing's Laokoon) und die Fortführung der litterarischen Notizen ist der vorl. II. Theil des Lesebuches unverändert geblieben.

Crefeld, Dec. 1876.

Ed. Schauenburg.

Inhalts-Verzeichniss.

Dritte Buch. Seite

XVI. Martin Opitz.

1. Aus „Prosodia Germanica" 1
2. Aus „Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges" . 10

XVII. Paul Fleming.

1. Christum lieben ist besser denn Alles wissen 18
2. Nach des VI. Psalmen Weise 19
3. Tugend ist mein Leben 20
4. Lass dich nur Nichts nicht dauren 20
5. Chor der moskauischen Nymphen 21
6. Für eine Jungfrau 21
7. Auf die italiänische Weise: O fronte serena 21
8. Treue Pflicht 22
9. Hephata 24
10. Er hat Alles wohlgemacht 24
11. An sich 24
12. An Deutschland 25
13. Grabschrift 25

XVIII. Andreas Gryphius.

1. Kirchhofsgedanken 26
2. Aus „Absurda Comica" 32

XIX. Friedrich von Spee.

Aus Trutznachtigall 47

1. Eingang zu diesem Büchlein 49
2. Poetisch Gedicht von dem h. Francisco Xavier . . 50
3. Trauergesang von der Noth Christi 51
4. Am heil. Fronleichnams-Fest 51

XX. Paul Gerhardt.

1. Nun ruhen alle Wälder 54
2. Wie soll ich dich empfangen 55
3. O Haupt voll Blut und Wunden 56
4. Ich bin ein Gast auf Erden 57

XXI. Johann Scheffler.

Aus der heiligen Seelenlust.

1. Ich will dich lieben 58
2. Wo ist der Schönste 59
3. O treuer Jesu 60
4. Liebe, die du mich zum Bilde 60
5. Mir nach, spricht Christus 61

Aus dem cherubinischen Wandersmann 61

XXII. Friedrich von Logau.

Aus dem ersten Tausend deutscher Sinngedichte . . . 64

XXIII. Ulrich Megerle, gen. Abraham a S. Clara. Seite
1. Aus Huy und Pfuy der Welt 71
2. Aus Judas der Erzschelm 75
XXIV. Christoph von Grimmelshausen.
Aus dem Simplicissimus 82
XXV. Johann Christian Günther.
1. Die immer grünende Hoffnung 95
2. Bussgedanken 96
XXVI. Albrecht von Haller.
Die Alpen 100
XXVII. Johann Christoph Gottsched.
1. Aus der kritischen Dichtkunst, 2. Aufl., 1737 . . . 110
Ebendaher; vierte Aufl., 1751 111

Viertes Buch.

XXVIII. Friedrich Gottlieb Klopstock.
1. Oden.
Der Zürichersee 113
Der Rheinwein 115
Der Eislauf 117
Die frühen Gräber 118
Winterfreuden 119
2. Aus dem Messias 119
XXIX. Gotthold Ephraim Lessing.
1. Fabeln 120
2. Aus Laokoon 129
3. Aus der Hamburgischen Dramaturgie 144
XXX. Christoph Martin Wieland.
Aus Oberon 147
XXXI. Johann Gottfried Herder.
1. Aus den Gedichten.
Das Flüchtigste 157
Das Saitenspiel 157
Lied des Lebens 158
Germania 158
Des Einsamen Klage 159
Lied der Hoffnung 160
Glück und Unglück 161
Elvershöh 161
Erlkönigs Tochter 162
Röschen auf der Haide 163
Aennchen von Tharau 164
Spruch 164
2. Aus den Schulreden 165
3. Aus den Ideen 169
XXXII. Johann Wolfgang Goethe.
1. Gedichte.
Zueignung 177

Seite
Gefunden 180
Nähe des Geliebten 180
Meeresstille und glückliche Fahrt 181
Mailied 181
Auf dem See 181
Trost in Thränen 182
Wanderers Nachtlied 182
Ein gleiches 182
An den Mond 182
Gesang der Geister über den Wassern 183
Prometheus 183
Das Göttliche 184
2. Prosa.
Aus Dichtung und Wahrheit 185
Aus der Italiänischen Reise 197
Aus Wilhelm Meister 204
3. Briefe.
An Schiller 205
An Schiller 206
An Zelter 207
An Knebel 209
XXXIII. Friedrich Schiller.
1. Gedichte.
Hektors Abschied 211
Sehnsucht 212
Die vier Weltalter 213
Das Ideal und das Leben 214
Die Macht des Gesanges 218
2. Xenien (von Goethe und Schiller) 218
Shakspeare's Schatten 221
3. Ueber Egmont 223
4. Briefe.
An Körner 230
An Goethe 233
An W. von Humboldt 235
XXXIV. Johann Georg Forster.
Aus den „Ansichten vom Niederrhein“ 237
XXXV. Wilhelm von Humboldt.
Aus den Briefen.
An Georg Forster 242
An Schiller 242
An eine Freundin 246
XXXVI. Alexander von Humboldt.
Ueber die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze . . . 250
XXXVII. Ernst Moritz Arndt.
1. Gedichte.
Vaterlandslied 260

Seite
Deutscher Trost 260
Grablied 261
2. Aus „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ 261
XXXVIII. Friedrich Rückert.
1. Gedichte.
Sprache 264
Freiheitslied 265
Die sterbende Blume 265
Abendlied 266
Aus dem Liebesfrühling 266
Aus den geharnischten Sonetten 267
Aus den Ghaselen 268
Aus der Weisheit des Brahmanen 269
Die vier Pflichten 270
2. Aus den Brahmanischen Erzählungen.
Sawitri 270
XXXIX. Ludwig Uhland.
1. Gedichte.
Gesang der Jünglinge 278
Frühlingsglaube 279
Freie Kunst 279
Der Königssohn 279
Die Vätergruft 281
2. Aus dem „Mythus von Thor“.
Hrungnir 282
XL. August von Platen.
Gedichte.
Vaterland 284
Ghaselen 284
Sonette an Venedig 285
Ode an Florenz 286
Der Vesuv im Dezember 1830 287
XLI. Jakob Ludwig Grimm.
Aus „Rede über das Alter“ 288
Schematische Uebersicht der Litteraturgeschichte 292

Drittes Buch.

Siebzehntes und erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

XVI. Martin Opitz.

Martin Opitz, geb. 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, glänzt schon als Schüler in Breslau und Beuthen, studirt 1618 in Frankfurt a. O. und 1619 in Heidelberg, lebt 1620, vor Krieg und Pest gesichert, in Holland und Jütland, wo er seine (erst 1633 herausgegebenen) „Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges“ beginnt. Als Professor zu Weissenburg in Siebenbürgen (Alba Iulia, j. Karlsburg) schreibt er das Gedicht „Zlatna oder von Ruhe des Gemüths“, ist später fürstlicher Rath beim Herzog von Liegnitz und Brieg, wird 1625 in Wien von Kaiser Ferdinand II. als Dichter gekrönt, 1628 geadelt (M. O. von Boberfeld), verherrlicht den Burggrafen von Dohna trotz seiner Dragonaden, wird 1629 Mitglied der 1617 zu Weimar gestifteten „Fruchtbringenden Gesellschaft“ oder des Palmenordens, erwirbt Gönner unter Fürsten und Gelehrten, wird Secretär und Historiograph des Königs Ladislaus von Polen, edirt das Annolied, stirbt 1639 zu Danzig an der Pest. — Hauptwerke sind ausser den genannten das „Buch von der deutschen Poeterei“ 1624, „Vielguet oder vom wahren Glück“ 1624, „Vesuvius“ 1633, daneben zahllose geistliche Gedichte, Gelegenheitsgedichte, Poetische Wälder. — Obwohl wesentlich didaktisch, brachte er die deutsche Dichtkunst wieder zu Ansehen, stellte Correctheit der Sprache und des Versbaues her (Betonung der Silben), und hiess länger als ein Jahrhundert der „Vater der deutschen Dichtkunst“. Erste Ausgabe seiner Werke Strassburg 1624, vollständigste Breslau 1690. — Deutsche Dichter des XVII. Jahrh. von C. Goedeke und J. Tittmann, Bd. I, ausgew. Dichtung von Martin Opitz. Leipzig 1869.

1. Aus „Prosodia Germanica“

oder Buch von der deutschen Poeterei, in welcher alle ihre Eigenschaft und Zubehör gründlich erzählet und mit Exempeln ausgeführet wird, verfertiget von Martin Opitzen. Breslau, Fellgibel. (Wurde 1624 in fünf Tagen niedergeschrieben.)

Das I. Cap.: Vorrede. Das II. Cap.: Worzu die Poeterei, und wann sie erfunden worden. Das III. Cap.: Von etlichen Sachen, die den Poeten vorgeworfen werden, und derselben Entschuldigung. Das IV. Cap.: Von der deutschen Poeterei.

Das V. Cap.: Von der Zugehör der deutschen Poesie, und erstlich von der Invention oder Erfindung und Disposition oder Abtheilung der Dinge, von denen wir schreiben wollen.

Weil die Poesie, wie auch die Rednerkunst, in Dinge und Worte abgetheilet wird, als wollen wir erstlich von Erfindung und Eintheilung der Dinge, darnach von der Zubereitung und Zier der Worte, und endlich von Maasse der Silben, Verse, Reimen, und unterschiedener Art der *carminum* und Gedichte reden.

Die Erfindung der Dinge ist nichts anders als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, die wir uns einbilden können, der himmlischen und irdischen, die Leben haben und nicht haben, welche ein Poete ihm zu beschreiben und herfür zu bringen vornimmt: darvon in seiner Idea Scaliger ausführlich berichtet. Aus dieser Erfindung hänget stracks die Abtheilung, welche besteht in einer füglichen und artigen Ordnung der erfundenen Sachen. Hier müssen wir uns besinnen, in was für einem *genere carminis* und Art der Gedichte (weil ein jegliches seine besondere Zugehör hat) wir zu schreiben willens seien.

Ein Heroisch Gedichte (das gemeiniglich weitläufig ist und von hohem Wesen redet) soll man stracks von seinem Inhalte und der Proposition anheben, wie Virgilius in den Büchern vom Ackerbaue thut:

Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram
Vertere, Maecenas, ulmisque adiungere vites
Conveniat: quae cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori; apibus quanta experientia parcis,
Hinc canere incipiam.

Und ich (wiewol ich mich schäme, dass ich in Mangel anderer deutschen Exempel mich meiner eigenen gebrauchen soll, weil mir meine Wenigkeit und Unvermögen wol bewusst ist,) in dem ersten Buche der noch unausgemachten Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges:

Des schweren Krieges Last, den Deutschland itzt empfindet,
Und dass GOTT nicht umsonst so heftig angezündet
Den Eifer seiner Macht, auch wo in solcher Pein
Trost herzuholen ist, soll mein Gedichte sein.

Nachmals haben die Heiden ihre Götter angerufen, dass sie ihnen zu Vollbringung des Werkes beistehen wollen; denen wir Christen nicht allein folgen, sondern auch an Frömmigkeit billig sollen überlegen sein. Virgilius spricht weiter an gedachtem Orte:

Vos, o clarissima mundi
Lumina, labentem coelo quae ducitis annum,
Liber et alma Ceres etc.

Und ich:

Dies hab ich mir anitzt zu Schreiben fürgenommen,
Ich bitte, wollest mir geneigt zu Hülfe kommen,
Du höchster Trost der Welt, du Zuversicht in Noth,
Du Geist von GOTT gesandt, ja selber wahrer GOTT.
Gieb meiner Zungen doch mit deiner Gluth zu brennen,
Regiere meine Faust, und lass mich glücklich rennen
Durch diese wüste Bahn, durch dieses neue Feld,
Darauf noch keiner hat für mir den Fuss gestellt.

Wiewol etliche auch stracks zu erste die Anrufung setzen. Als Lucretius:

Aeneadum genetrix, hominum divumque voluptas,
Alma Venus etc.

Doch ist, wie hier zu sehen, in der Anrufung allzeit die Proposition zugleich begriffen. Auf dieses folget gemeiniglich die Dedication, wie Virgilius seine Georgica dem Kaiser Augustus zugeschrieben. Item die Ursache, warum man eben dieses Werk vor sich genommen: wie im dritten Buche vom Ackermann zu sehen:

Caetera, quae vacuas tenuissent carmina mentes,
Omnia iam vulgata: und wie folget. Dem ich in den Trostgedichten auch habe nachkommen wollen:

Das ander ist bekant. Wer hat doch nicht geschrieben
Von Venus Eitelkeit und von dem schnöden Lieben,
Der blinden Jugend Lust? Wer hat noch nie gehört,
Wie der Poeten Volk die grossen Herren ehrt?
Erhebt sie an die Luft, und weiss heraus zu streichen,
Was besser schweigenswerth, lässt seine Feder reichen,
Wo Menschen Tapferkeit noch niemals hingelangt,
Macht also, dass die Welt mit blossen Lügen prangt.
Wer hat zuvor auch nicht von Riesen hören sagen,
Die Wald und Berg zugleich auf einen Ort getragen,
Zu stürzen Jupiter mit aller seiner Macht,
Und was des Wesens mehr? Nun bin ich auch bedacht,
Zu sehen, ob ich mich kann aus dem Staube zwingen
Und von der dicken Schaar des armen Volkes dringen,
So an der Erden klebt. Ich bin Begierde voll,
Zu schreiben wie man sich im Kreuz auch freuen soll,
Sein Meister seiner selbst. Ich will die neun Göttinnen,
Die nie auf unser Deutsch noch haben reden können,
Sammt ihrem Helicon mit dieser meiner Hand
Versetzen allhieher in unser Vaterland.
Vielleichte werden noch die Bahn, so ich gebrochen,
Geschicktere denn ich nach mir zu bessern suchen,
Wann dieser harte Krieg wird werden hingelegt,
Und die gewünschte Ruh zu Land und Meer gehegt.

Das Gedichte und die Erzählung selber belangend, nimmt sie es nicht so genaue, wie die Historien, die sich an die Zeit und alle Umstände nothwendig binden müssen, und wiederholet auch nicht, wie Horatius erwähnet, den Trojanischen Krieg von der Helenen und ihrer Brüder Geburt an; lässt viel aussen, was sich nicht hinschicken will, und setzet viel, das zwar hingehöret, aber neue und unverhoffet ist, untermenget allerlei Fabeln, Historien, Kriegskünste, Schlachten, Rathschläge, Sturm, Wetter, und was sonsten zu Erweckung der Verwunderung in den Gemüthern von nöthen ist; alles mit solcher Ordnung, als wenn sich eines auf das andere selber also gäbe und ungesucht in das Buch käme. Gleichwol soll man sich in dieser Freiheit zu dichten vorsehen, dass man nicht der Zeiten vergesse und in ihrer Wahrheit irre. Wiewol es Virgilius, da er vorgegeben, Aeneas und Dido hätten zu einer Zeit gelebt, da doch Dido hundert Jahr zuvor gewesen, dem Kaiser und Römischen Volke, durch welches die Stadt Carthago bezwungen worden, zu Liebe gethan, damit er gleichsam von den bösen Flüchen der Dido einen Anfang der Feindschaft zwischen diesen zweien mächtigen Völkern machte. Ob aber bei uns Deutschen so bald jemand kommen möchte, der sich eines vollkommenen heroischen Werkes unterstehen werde, stehe ich sehr im Zweifel, und bin nur der Gedanken, es sei leichtlicher zu wünschen als zu hoffen.

Die Tragœdie ist an der Majestät dem heroischen Gedichte gemässe, ohne dass sie selten leidet, dass man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einführe: weil sie nur von königlichen Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vätermorden, Brande, Blutschanden, Kriege und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen und dergleichen handelt. Von derer Zugehör schreibet vornehmlich Aristoteles, und etwas weitläufiger Daniel Heinsius, die man lesen kann.

Die Comœdie bestehet in schlechtem Wesen und Personen: redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmräthigen Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geize des Alters, Kupplerei und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen. Haben derwegen die, welche heutiges Tages Comœdien geschrieben, weit geirret, die Kaiser und Potentaten eingeführet; weil solches den Regeln der Comœdien schnurstracks zuwider läuft.

Zu einer Satyra gehören zwei Dinge: die Lehre von guten Sitten und ehrbarem Wandel und höflichen Reden, und Scherzworte. Ihr vornehmstes aber und gleichsam als die Seele ist die harte Verweisung der Laster und Anmahnung zu der Tugend; welches zu vollbringen sie mit allerlei stachlichen und spitzfindigen Reden, wie mit scharfen Pfeilen, um sich scheusst. Und haben alle Satyrische Scribenten zum Gebrauche, dass sie ungescheuet sich vor Feinde aller Laster angeben, und ihrer besten Freunde, ja ihrer

selbst auch nicht verschonen, damit sie nur andere bestechen mögen: wie es denn alle drei, Horatius, Juvenalis und Persius meisterlich an den Tag gegeben.

Das Epigramma setze ich darum zu der Satyra, weil die Satyra ein lang Epigramma, und das Epigramma eine kurze Satyra ist: denn die Kürze ist seine Eigenschaft, und die Spitzfindigkeit gleichsam seine Seele und Gestalt, die sonderlich an dem Ende erscheinet, das allezeit anders, als wir verhoffet hätten, gefallen soll: in welchem auch die Spitzfindigkeit vornehmlich bestehet. Wiewol aber das Epigramma aller Sachen und Wörter fähig ist, soll es doch lieber in Venerischen Wesen, Überschriften der Begräbnisse und Gebäue, Lobe vornehmer Männer und Frauen, kurzweiligen Scherzreden und anderem, es sei was es wolle, bestehen, als spöttlicher Höhnerei und Aufruck anderer Leute Laster und Gebrechen. Denn es ist eine Anzeige eines unverschämten, sicheren Gemüthes, einen jedweden, wie unvernünftige Thiere thun, ohne Unterscheid anlaufen.

Die Eclogen oder Hirtenlieder reden von Schafen, Geissen, Seewerk, Erndten, Erdgewächsen, Fischereien und anderem Feldwesen; als pflegen alles, worvon sie reden, als von Liebe, Heirathen, Absterben, Buhlschaften, Festtagen, und sonsten auf ihre bäurische und einfältige Art vorzubringen.

In den Elegien hat man erst nur traurige Sachen, nachmals auch Buhlergeschäfte, Klagen der Verliebten, Wünschung des Todes, Briefe, Verlangen nach den Abwesenden, Erzählung seines eigenen Lebens und dergleichen geschrieben; wie denn die Meister derselben, Ovidius, Propertius, Tibullus, Sannazar, Secundus, Lotichius und andere ausweisen.

Dass ich der Echo oder des Wiederrufes zu Ende der Wörter gedenke, thue ich erstlich dem Dousa zu Ehren, welcher mit etlichen solchen Gedichten gemacht hat, dass wir etwas darvon halten; wiewol das, so Secundus geschrieben, (wie alle andere seine Sachen,) auch sehr artlich ist: darnach aber weil ich sehe, dass sie bei den Franzosen gleichfalls im Gebrauche seien; bei denen man sich ersehen kann. So sind ihrer auch zwei in meinen Deutschen Poematis, die unlängst zu Strassburg ausgegangen, zu finden. Welchen Buches halben, das zum Theil vor etlichen Jahren von mir selber, zum Theil in meinem Abwesen von Andern ungeordnet und unübersehen zusammengelesen ist worden, ich alle die bitte, denen es zu Gesichte kommen ist, sie wollen die vielfältigen Mängel und Irrungen, so darinnen sich befinden, beides meiner Jugend, (angesehen dass viel darunter ist, welches ich, da ich noch fast ein Knabe gewesen, geschrieben habe) und dann denen zurechnen, die aus keiner bösen Meinung meinen guten Namen dadurch zu erweitern bedacht gewesen seien. Ich verheisse hiermit ehestes alle dasjenige, was ich von dergleichen Sachen bei handen habe, in gewisse Bücher abzu-

theilen, und zu Rettung meines Gerüchtes, welches wegen voriger übereilten Edition sich merklich verletzt befindet, durch öffentlichen Druck jedermann gemeine zu machen.

Hymni oder Lobgesänge waren vorzeiten, die sie ihren Göttern vor dem Altare zu singen pflagen, und wir unserem GOTT singen sollen. Dergleichen ist der Lobgesang, den Heinsius unserem Erlöser, und der, den ich auf die Christnacht geschrieben habe. Wiewol sie auch zu Zeiten was anders loben; wie bei dem Ronsard ist der Hymnus der Gerechtigkeit, der Geister, des Himmels, der Sternen, der Philosophie, der vier Jahreszeiten, des Goldes etc.

Sylven oder Wälder sind nicht allein nur solche Carmina, die aus geschwinder Anregung und Hitze ohne Arbeit von der Hand weg gemacht werden, von denen Quintilianus im dritten Capitel des zehenten Buches saget: *Diversum est huic eorum vitium, qui primum discurrere per materiam stylo quam velocissimo volunt et sequentes calorem atque impetum ex tempore scribunt: Hoc sylvam vocant*; und wie an den schönen *sylvis*, die Statius geschrieben, zu sehen ist, welche er in der Epistel für dem ersten Buche nennet *libellos, qui subito calore et quadam festinandi voluptate ipsi fluxerant*, sondern, wie ihr Name selber anzeigt, der vom Gleichniss eines Waldes, in dem vieler Art und Sorten Bäume zu finden sind, genommen ist; sie begreifen auch allerlei geistliche und weltliche Gedichte, als da sind Hochzeit- und Geburtlieder, Glückwünschungen nach ausgestandener Krankheit; item auf Reisen, oder auf die Zurückkunft von denselben, und dergleichen.

Die Lyrica oder Gedichte, die man zur Musik sonderlich gebrauchen kann, erfordern zuförderst ein freies lustiges Gemüthe, und wollen mit schönen Sprüchen und Lehren häufig gezieret sein, wider der andern Carminum Gebrauch, da man sonderliche Masse wegen der Sentenze halten muss, damit nicht der ganze Körper unserer Rede nur lauter Augen zu haben scheine, weil er auch der andern Glieder nicht entbehren kann. Ihren Inhalt betreffend, saget Horatius:

Musa dedit fidibus divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuvenum curas, et libera vina referre.

Er will so viel zu verstehen geben, dass sie alles, was in ein kurz Gedichte kann gebracht werden, beschreiben können: Buhlerei, Tänze, Bankete, schöne Menschen, Gärten, Weinberge, Lob der Mässigkeit, Nichtigkeit des Todes, etc. Sonderlich aber Vermahnung zu der Fröhlichkeit: welchen Inhalts ich meiner Oden eine, zu Beschliessung dieses Capitels, setzen will:

Ode.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Dass ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

Wozu dienet das Studieren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft die Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es innen werden,
Auf ihr letztes Ende hin;
Dann kömmt (ohne Geist und Sinn)
Dieses alles in die Erden.

Hola, Junge, geh und frage,
Wo der beste Trunk mag sein;
Nimm den Krug und fülle Wein.
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Klotho fortgerafft,
Will ich in den süssen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiss des Zuckers nicht,
Schaue nur, dass nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinen Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt;
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine guten Brüder
Auf die Musik und ein Glas:
Nichts schickt, dünkt mich, nichts sich bass,
Als gut Trank und gute Lieder.
Lass ich gleich nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edlen Wein;
Will mit Andern lustig sein,
Muss ich gleich alleine sterben.

Das VI. Cap.: Von der Zubereitung und Zier der Worte.
Das VII. Cap.: Von den Reimen, ihren Wörtern, und Arten der Gedichte.

Dass wir nun weiter fortfahren, so ist erstlich ein jeglicher Vers, wie sie die Franzosen auch abtheilen, (denn der Italiäner zarte Reimen alleine auf die weibliche Endung ausgehen) entweder ein *foemininus,* welcher zu Ende abschiessig ist und den Accent in der letzten Sylben ohne eine hat, als:

Er hat rund um sich her das Wasser ausgespreitet,
Den köstlichen Palast des Himmels zubereitet;

oder *masculinus,* das ist männlicher Vers, da der Ton auf der letzten Sylben in die Höhe steiget, als:

Den Donner, Reif und Schnee, der Wolken blaues Zelt,
Ost, Norden, Süd und West in seinem Dienst bestellt.

Nachmals ist auch ein jeder Vers entweder ein *iambicus* oder *trochaicus*; nicht zwar dass wir auf Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Grösse der Sylben können in Acht nehmen; sondern dass wir aus den Accenten und dem Tone erkennen, welche Sylbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden. Ein Iambus ist dieses:

Erhalt uns, HERR, bei deinem Wort —,

Der folgende ein Trochäus:

Mitten wir im Leben sind —.

Dann in dem ersten Verse die erste Sylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierte hoch und so fort an; in dem andern Verse die erste Sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch etc. ausgesprochen werden. Wiewol nun meines Wissens noch niemand, ich auch vor der Zeit selber nicht, dieses genaue in Acht genommen, scheinet es doch so hoch von nöthen zu sein, als hoch von nöthen ist, dass die Lateiner nach den *quantitatibus* oder Grössen der Sylben ihre Verse richten und reguliren. Dann es gar einen übelen Klang hat:

Venús die hát Iunó nicht vérmocht zú obsiégen;

weil Venus und Iuno iambische, vermocht ein trochäisch Wort sein soll: obsiegen aber, weil die erste Sylbe hoch, die andern zwo niedrig seien, hat eben den Ton, welchen bei den Lateinern der *dactylus* hat, der sich zuweilen (denn er gleichwohl auch kann geduldet werden, wenn er mit Unterscheide gesatzt wird) in unsere Sprache, wann man dem Gesetze der Reimen keine Gewalt thun will, so wenig zwingen lässt, als *castitas pulchritudo* und dergleichen in die Lateinischen *hexametros* und *pentametros* zu bringen sind. Wiewol die Franzosen und Andere in den eigentlichen Namen sonderlich die Accente so genaue nicht in Acht nehmen, wie ich dann auch auf Art des Ronsards in einer Ode geschrieben:

Bin ích mehr áls *Anácreón*,
Als *Stésichór* und *Símonídes*,
Als *Antimáchus* und *Bión*,
Als *Philet* oder *Bácchylídes?*

Doch, wie ich dieses nur Lust halben gethan, so bin ich der Gedanken, man solle den lateinischen Accenten, so viel möglich, nachkommen.

Unter den iambischen Versen sind die zuförderst zu setzen, welche man Alexandrinische von ihrem ersten Erfinder, der ein Italiäner soll gewesen sein, zu nennen pfleget, und werden anstatt der Griechen und Römer heroische Verse gebraucht: ob gleich Ronsard *Vers communs* oder gemeine Verse, von denen wir stracks sagen werden, hierzu tüchtiger zu sein vermeinet; weil die Alexandrinischen wegen ihrer Weitläufigkeit der ungebundenen und freien Rede zu sehr ähnlich sind, wann sie nicht ihren Mann finden, der sie mit lebendigen Farben herauszustreichen weiss. Weil aber dieses einem Poeten zustehet, und die, über welcher Vermögen es ist, nicht gezwungen sind, sich damit zu ärgern, unsere Sprache auch ohne dies in solche Enge der Wörter, wie die Französische, nicht kann gebracht werden, müssen und können wir sie anstatt der heroischen Verse gar wol behalten: inmassen dann auch die Niederländer zu thun pflegen.

Der weibliche Vers hat dreizehen, der männliche hat zwölf Sylben; wie der *iambus trimeter*. Es muss aber allezeit die sechste

Sylbe eine Caesur oder Abschnitt haben, und *masculinae terminationis*, das ist, entweder ein einsylbig Wort sein, oder den Accent in der letzten Sylben haben; wie auch ein vornehmer Mann, der des Herrn von Bartas Wochen in unsere Sprache übersetzt hat, erinnert. Zum Exempel sei dieses:

Dich hätte Jupiter, nicht Paris, ihm erkoren,
Und würd' auch jetzt kein Schwan, wann dich ein Schwan geboren.
Du heissest Helena, du bist auch so geziert,
Und wärest du nicht keusch, so würdest auch entführt.

Hier sind die ersten zweene Vers weibliche, die andern zweene männliche: denn man dem weiblichen in diesem *genere carminis* gemeiniglich die Oberstelle lässt, wiewohl auch etliche von dem männlichen anfangen.

Bei dieser Gelegenheit ist zu erinnern, dass die Caesur der sechsten Sylben sich weder mit dem Ende ihres eigenen Verses, noch des vorgehenden oder nachfolgenden reimen soll, oder kürzlich, es soll kein Reim gemacht werden, als da, wo er hin gehöret, als:

Ein gut Gewissen fragt nach bösen Mäulern nicht,
Weil seiner Tugend Licht so klar hereiner bricht,
Als die Aurora selbst, etc.

Dann solches stehet eben so übel, als die Reimen der lateinischen Verse, deren Exempel zwar bei den guten Autoren wenig zu finden, der Mönche Bücher aber vor etzlich hundert Jahren alle voll sind gewesen.

So ist es auch nicht vonnöthen, dass der *periodus* oder Sentenz allezeit mit dem Verse oder der Strophe sich ende; ja, es stehet zierlich, wann er zum wenigsten bis zu des andern, dritten, vierten Verses, auch des ersten in der folgenden Strophe Caesur behalten wird. Zum Exempel:

1. Nein, nein, wie bleich ich bin,
Nicht vom Studieren nur, so bleibt doch wie vorhin
Mein Vorsatz unbewegt; 2. ich will mein Glücke tragen,
So lang ich kann und mag; will setzen auf den Wagen
Der grauen Ewigkeit durch meiner Leier Kunst
Die braune Flavia; 3. anstatt der Musen Gunst
Ist ihrer Augen Gluth; 4. das sternenlichte Feuer
Kömmt, wie der schöne Nord den Schiffen, mir zu Steuer.

Das VIII. Cap.: Beschluss dieses Buches.

2. Aus „Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges".

In vier Bücher abgetheilt.

Inhalt. Erstes Buch: Des Krieges Elend und Gottes Zorn ist durch die Verderbniss der Zeit verschuldet; aber Unglück bessert die Menschen, Noth lehrt beten. Zweites Buch: Man füge sich Gottes weisem Willen, der Alles schuf und wieder stürzen kann. Eitelkeit irdischer Güter; nur Tugend hat Bestand. Drittes Buch: Trost liegt in der Unschuld und dem Bewusstsein, um Gottes, der Religion und Freiheit willen Gewalt zu leiden; dem Heldenmuthe wird unsterblicher Ruhm zu Theil. Viertes Buch: Gemeinsames Leid wird leichter getragen, die Gewohnheit härtet ab, wissenschaftliche Forschung erhebt den Geist; Hoffnung tröstet; endlich erlöst Jeden der Tod. Gebet für die Kirche und um Frieden.

Drittes Buch.

Ob wol der Tugend Trost, von dem wir jetzt gehöret,
Ein männliches Gemüth auf alle Fälle lehret
Beherzt und freudig sein in dieser letzten Zeit,
Da nichts als Elend ist, als Krieg und schwerer Streit:
Doch ist dies nicht genug: wir müssen ferner wissen,
Wie eine gute Sach und heiliges Gewissen
Das Leid und Kümmerniss des Herzens wenden kann,
Was Uebel und Gewalt uns auch wird angethan.
Ist etwas auf der Welt bequem und gut zu nennen,
Nach dem man früh und spät soll trachten, laufen, rennen,
Um das den Herren soll ersuchen Gross und Klein,
So wird es wol gewiss der edle Friede sein.
Wo er sein Lager hat, wird Gottesfurcht geübet,
Gerechtigkeit erbaut, Scham, Ehrbarkeit geliebet,
Die Künste fortgepflanzt, die Güter nehmen zu,
Land, Stadt, Mensch, Vieh und Feld geneusst der süssen Ruh.
Erwacht der strenge Mars, da bleibt nichts unversehret,
Gar kein Gesetze gilt, kein Recht wird mehr gehöret,
Weil Waffen und Gewehr zu viel Getümmel macht:
Die Frömmigkeit reisst aus, die Zucht giebt gute Nacht.
Was können aber doch die armen Künste machen?
Was kann Apollo thun bei solchem wilden Krachen?
Dringt auch der Musen Ton und lieblicher Gesang
Durch solches Feldgeschrei und durch der Pauken Klang?
Die starke Schwefelglut, der Schall von den Geschützen,
Von denen Jupiter auch könnte lernen blitzen,
Macht, dass die Vögel sich begeben in die Flucht,
Dass Fisch und Wild entrinnt und neue Wohnung sucht.
Es kehrt sich alles um, muss über Haufen fallen;
Und was am schlimmsten noch ist unter diesen allen,
Der fühlet oftermals am meisten in der That,
Der an dem Wesen selbst am mindsten Theiles hat.

Tisiphone wird los, kömmt an den Tag gegangen,
Gefärbt mit Pech und Rauch, umkrönt mit schwarzen Schlangen,
 Lässt ihren Acheron, den brennenden Morast,
 Hat Zwietracht, Gramschaft, Neid, Hass, Zank und Mord gefasst,
Und wirft sie auf den Plan: es rotten sich zuhaufen
Auch manche, die zuvor dem Henker kaum entlaufen.
 Wer Güter, Haus und Hof verschlemmt, verprasst, verzehrt,
 Wer nirgend sicher ist, wen grosse Schuld beschwert,
Wer keine böse That für sich zuviel sein schätzet,
Wer an des Landes Fall Herz, Augen, Sinn ergetzet,
 Wem alles gleiche gilt, ob der, ob jener siegt,
 (Dann fromme Völker man so leichte nimmer kriegt),
Der kömmt und trägt sich feil: und diese sollen finden,
Was vor verloren ist, die sollen überwinden,
 Die legt man an die Stadt, die legt man auf das Feld,
 Die werden als ein Bild der Tugend fürgestellt.
So folgt gemeiniglich ein grosser Krieg dem kleinen,
Und was noch weiter ist, es bleibt nicht bei dem einen,
 Es schiessen mehr hernach: so ist das tiefe Meer;
 Bald kömmt allhier ein Fluss, bald da ein andrer her.
Dies alles und noch mehr ist stark uns zu bewegen,
Dass niemand unbedacht soll Kampf und Streit erregen;
 Gar leichtlich kann das Schwert aus seiner Scheiden sein,
 Es steckt sich aber nicht so leichtlich wieder ein.
Ein christlicher Herr weiss, dass der, auf den er trauet,
Hoch aus den Wolken her auf alle Menschen schauet,
 Und dass er endlich Ihm, der keinem Unrecht thut
 Soll geben Rechenschaft für jeden Tropfen Blut.
Er schaffet, was er kann, die Zwietracht zu vermeiden;
Er will an seinem Recht auch lieber Unrecht leiden,
 Eh als durch ihn der Krieg, der Streit, der Mord, der Brand
 Dies Jammer soll entstehn, nur um ein Stücke Land.
Der König herrschet recht, regiert am allerbesten,
Erweitert wol sein Reich, der nach des Himmels Vesten,
 Nach Gottes schönen Stadt bestellt sein Regiment,
 Da nichts als stäte Ruh, als Huld und Freundschaft brennt.
Der Wille, den der Fürst der Fürsten uns verschrieben,
Sein letztes Testament, das heisst: einander lieben,
 Heisst Fried und Einigkeit: dies ist der letzte Zoll,
 Das Loos, durch welches man die Kirche kennen soll.
Ein hohes Herze lässt den Krieg sich nicht erschrecken,
Erfordert es die Noth; pflegt doch ihn nicht zu wecken,
 Im Fall er immer mehr verhütet werden kann:
 Ein wildes grimmes Thier läuft alle Menschen an.
Dergleichen Obristen zwar hat es wol gegeben,
Die nichts so sehr gesucht, als Aufruhr zu erheben,

Um dass man von der Kunst und grossen Tapferkeit,
Mit welchem sie begabt, nur sage weit und breit.
Ein schändlicher Gebrauch! Ist auch ein Arzt zu loben,
Der wünschet, dass die Pest doch sollte grausam toben,
Dass überall von ihm die Sage möchte gehn:
Der Mann könn' auf die Kur sich sonders wol verstehn?
Wer wollte den Patron nicht in der See ertränken,
Der sich, wann Sturmwind kömmt, mit Fleisse dürfte lenken
Auf Stein und Klippen zu, zu kriegen das Geschrei,
Wie sehr bescheiden er im Schiffregieren sei.
Will aber sonsten ja kein Rath und Weg erspriessen,
Will unser Nachbar gar von keinem Frieden wissen,
Wird uns das harte Joch und Dienstbarkeit zu schwer,
So sucht man billig dann das Schwert und Faustrecht her.
Dies hat ja die Natur die Bestien gelehret,
Nicht uns nur die Vernunft; wann eines wird versehret,
So thut es, was es kann: kein Würmlein ist so schwach,
Es giebet der Gewalt nicht, als bezwungen, nach.
Was kann nun besser sein, denn für die Freiheit streiten
Und die Religion? Wann die von allen Seiten
Gepresst wird und verdruckt, wann die kömmt in Gefahr,
Wer soll nicht willig stehn für Herd und für Altar?
Der Zweck ist recht und gut: vom Teufel ist der kommen,
Der auch dem Teufel selbst (wie oftmals wird vernommen)
Um seinen guten Sold getreulich dienen will.
O weg dergleichen Sinn! O weg das böse Ziel!
Ein solches Lästermaul liegt dort und hier darnieder.
Wer Gottes wegen kriegt, für den kriegt auch Gott wieder,
Dem reicht er seine Hand, dem springt er treulich bei,
Zu Trutze dieser Welt und aller Tyrannei.
Was hat man jener Zeit in Frankreich doch gewonnen,
Wie hin durch ganz Paris die neuen Hochzeitbrunnen
Gequollen sind, durch Blut, durch Christenblut, gemacht,
Wie auch der Bräutigam fast selbst ward umgebracht?
Was ward für Wütherei und Toben nicht getrieben,
Der streitbare Colin ward erstlich aufgerieben.
Auf Erden fortgeschleppt, ins Wasser eingesenkt,
Mit Feuer halb verbrannt, in Lüften aufgehenkt.
Die andern folgen nach: da wollte nichts erschiessen,
Wie sehr man sich verkroch: es wurden fortgerissen
Hoch, Niedrig, Reich und Arm: Ein Mann, ein blosser Mann,
Hat, wie er sich gerühmt, Vierhundert abgethan.
Ich meine, dass man sei den Alten nachgegangen;
Busiris nämlich hat die Gäste so empfangen,
Und Diomedes auch, der gute milde Mann,
Nahm fremde Leut' also mit seinen Rossen an.

Nun dies war in Paris: was anders wo geschehen,
Ist über Menschen That: kein Bitten, Seufzen, Flehen,
Kein Klagen ward erhört: man übte solche Pein,
Dass auch der Henker soll darvor erschrocken sein.
Kein Hugenotten-Haus, kein Winkel ward vergessen,
Der armen Leute Fleisch von Hunden aufgefressen,
Theils auch der feiste Schmeer von Aerzten aufgekauft.
Der Rhodan selber stund, der sonst so strenge lauft:
Der Leichen grosse Zahl ist häufig fürgeschossen
Und hat ihn zugestopft, so dass er nicht geflossen,
Bis endlich noch das Blut, das aus den Körpern trat,
Das Wasser aufgeschwellt und fortgeführet hat;
Und als das todte Heer so stark nach Tours geschwommen,
Hat fast die ganze Stadt die Flucht von dar genommen,
Alarm, Alarm geruft! Zu Arles trank man nicht,
Dieweilen diesem Fluss sonst Wasser dar gebricht:
O, Schande dieser Zeit! Wer hat vor Zeit und Jahren
Auch in der Heidenschaft dergleichen doch erfahren?
Noch ward auch Geld gemünzt, und gar darauf geprägt:
Die wahre Gottesfurcht hat Billigkeit erregt.
O schöne Gottesfurcht, durch Menschenblut besprenget!
O schöne Billigkeit, da alles wird vermenget,
Da nichts nicht als Betrug, als Falschheit wird gehört,
Da der Natur Gesetz auch selber wird versehrt!
Was half der Meuchelmord? Die Kirch' ist doch verblieben,
Grünt mehr jetzt da, als sonst, und sie sind aufgeschrieben
In Gottes rechte Hand; der wird auf jenen Tag,
Da niemand aussen bleibt, da nichts sich bergen mag,
Sie zieren allesammt mit einer Ehrenkronen,
Die nicht verloren wird, wird reichlich sie belohnen,
Die theuern Märtyrer: sie werden nach der Zeit
Für allen herrlich sein, dort in der Ewigkeit.
Nun was sich nach der That mit Carlen zugetragen,
Wie wol er drauf geruht, beliebt mir nicht zu sagen;
Es bleibet einmal wahr: Gewalt und Tyrannei
Sind auch noch auf der Welt nicht ihrer Strafe frei.
Sie tragen für und für den Henker in dem Herzen,
Der beisst und naget sie, der löscht die Marterkerzen
Nicht aus zu Tag und Nacht, er streckt sie ohne Ruh,
Da hilft kein Saitenspiel und kein Orlandus zu.
Die müssen hier noch sehn die höllischen Göttinnen,
Die machen ihnen warm, die geisseln ihre Sinnen;
Dies ist Ixions Stein, der allzeit sich bewegt,
Der Gast, den Tityus auf seiner Leber trägt.
Der Leib wird ofte zwar mit Krankheit übergangen
Durch einen leichten Fall, kann aber Hülf' empfangen;

In böser Leute Sinn scheusst Gott den harten Pfeil,
Der gar zu tief verletzt, an dem man nicht wird heil.
Die Träume bei der Nacht, das Schüttern in dem Schlafe,
Das hin und wider sehn ist schon ein Schmack der Strafe,
Die nachmals kommen soll, wo Rhadamanthus wohnt,
Und allen, wie gehört, mit Pech und Schwefel lohnt.
Wie schreibt Tiberius, wie muss er selbst bekennen,
Er pflege Tag für Tag mit grosser Qual zu brennen?
Wie still und sicher auch die Ziegeninsel war,
So liess ihn doch nicht frei die Furchte für Gefahr.
Und nicht umsonst; sein Geist ward schändlich aufgegeben:
So pflegt es zuzugehn mit der Tyrannen Leben;
Nicht viel ziehn so hinab bis an Cocytus Schlund
Und sehen ohne Blut den schwarzen Höllenhund.
O, wol hergegen dem, der wider sein Gewissen
Nichts denkt, nichts redt, nichts thut! Er kann der Ruh geniessen,
Wann alles misslich ist: er triumphirt und steht,
Was Unrecht und Beschwer ihm unter handen geht.
Wer frisch ist und gesund, kann ruhig liegen bleiben,
Bis sich der helle Tag dringt durch die Fensterscheiben,
Auf einer harten Bank: liegt einer an der Gicht,
Er schläft gewisslich auch in weichen Betten nicht.
So hat ein schlimmer Mensch auch gar zu guten Zeiten
Genugsam mit sich selbst zu fechten und zu streiten.
Thut einer, was er soll, und ist ihm wol bewusst,
Er bleibt in aller Noth und Trübsal bei der Lust,
Wird nimmer umgestürzt, ist allezeit derselbe,
Und fiele schon herab das himmlische Gewölbe,
Dass alle Winkel hier ganz würden umgestört,
So stünde doch sein Sinn getrost und unversehrt.
Drum, sind wir schon itzund bedrängt an allen Enden,
So kann die Unschuld doch uns allen Kummer wenden,
Dieweil wir ja das Schwert genommen in die Hand,
Durch Nothdurft angereizt, für Gott und unser Land.
Dies, dies ist unser Zweck! Wer um Gewinn sonst krieget,
Bringt wenig Ehre weg, wie trefflich er auch sieget.
Wann (wie es misslich steht) der Feind den Platz behält,
So lässt er seinen Leib nur um das schnöde Geld.
Es ist ein schöner Spott, für gute Sachen sterben;
Dies liegt uns nunmehr ob, dies, dies hat zu erwerben,
Wer sonsten unter uns durch Krieg, durch Blut, durch Streit
Erlangen will den Ruhm und Lob der Tapferkeit.
Jetzt steht die Freiheit selbst wie gleichsam auf der Spitzen,
Die schreit uns sehnlich zu, die müssen wir beschützen,
Es mag das Ende nun verlaufen, wie es kann,
So bleibt die Sache gut, um die es ist gethan.

Wann die Religion wird feindlich angetastet,
Da ist es nicht mehr Zeit, dass jemand ruht und rastet.
Viel lieber mit der Faust, wie Christen, sich gewehrt,
Als dass sie selbst durch List und Zwang wird umgekehrt.
Es thut zwar nicht sehr wol, sich feindlich lassen jagen,
Verlieren Hab und Gut: doch die Gewissen plagen,
Das dringt viel weiter noch, als nur durch Mark und Bein;
Sie wollen nicht bedrängt, nicht überladen sein.
Der Leib ist unterthan, der Geist ist nicht zu zwingen,
Geht ledig, frei und los, pflegt sicher sich zu schwingen,
So weit es ihm gefällt, verlässt sein enges Haus,
Fleugt dieses grosse Rund auch augenblicklich aus.
Die goldne Freiheit nun lässt kein Mann eher fahren,
Als seine Seele selbst: dieselbe zu verwahren,
Derselben Schutz zu thun, ist allzeit gut und recht;
Wer sie verdrücken lässt, wird billig auch ein Knecht.
Wer kann sein Vaterland dann wüste sehen stehen,
Dass er nicht tausendmal muss einen Tag vergehen?
Die Gunst, die jedermann zu ihm von Herzen trägt,
Wird selbst durch die Natur von Kindheit an erregt.
Wie weit wir von ihm sein, wie wol es um uns stehet,
Wie glücklich es uns auch bei fremden Leuten gehet,
Brennt seine Liebe doch in uns bei Tag und Nacht
Und kömmt uns ewiglich nicht gänzlich aus der Acht.
Das liebe Vaterland hat erstlich uns erzeuget
Und auf die Welt gebracht, hat erstlich uns gesäuget.
Von dieser Mutter kömmt uns alles Gut und Nutz,
Drum sucht sie wiederum bei uns auch billig Schutz.
Und ist derselbe Mann verständig und bescheiden,
Der lieber für sie will, als mit ihr, Schaden leiden;
Die uns das Leben giebt, erfordert es die Noth,
Für die gehn billig wir hergegen in den Tod.
Ich will mich lieber ja von wegen ihr ergeben,
Zu sterben als ein Mann, als hier in Schanden leben.
Ich lasse nimmermehr mit besserm Lobe hin
Das, was ich der Natur doch sonsten schuldig bin.
Dergleichen Krieg pflegt Gott und Menschen gut zu heissen,
Und pfleget selten auch zum ärgsten auszureissen:
Ob erstlich zwar der Lauf was misslich gehen will,
So kömmt doch endlich Gott und thut das Widerspiel.

(Es folgen 53 Strophen, geschichtliche Belege enthaltend; dann heisst es.)

Nun wieder auf den Zweck und rechtes Ziel zu kommen,
Darvon mich Griechenland mit sich hinweg genommen:
Die Ehre, die ein Mann durch Krieg zu hoffen hat,
Bewegt ihn billig auch zu ritterlicher That.

Was kann doch schöner sein, als unter vielen Helden,
Von derer Tapferkeit die Bücher ewig melden,
Auch aufgeschrieben stehn mit Schrift, die nicht verlischt,
Die gar kein Regen nicht noch schwarzer Staub verwischt?
Es wird zwar oftermals, was würdig ist zu schauen,
Auf Holz, Stein, Erz und Gold geschnitzt, gemalt, gehauen
Durch guter Künstler Fleiss: gehn hundert Jahr' herbei,
So sieht man kaum, worauf das Werk gestanden sei.
Was die Geschicklichkeit auf ihrem Ambos schläget,
Mit ihrem Eisen gräbt, von ihrem Golde präget,
Das glänzt je mehr und mehr: der todtenbleiche Neid
Kömmt nur bis an das Grab, thut keinem weiter Leid.
So viel von Lügen auch durch falsche Lästerungen
Der Sachen Billigkeit kann werden aufgedrungen,
Hat misslichen Bestand, bleibt in die Länge nicht:
Die blosse Wahrheit dringt doch endlich an das Licht,
Reisst durch der Bosheit Dampf, gleich wie der Sonnenwagen
Durch aller Wolken Dunst pflegt unverletzt zu jagen,
Und treibt den Nebel fort: wie sehr man sie versteckt,
So bleibt sie von der Zeit doch nicht ohnaufgedeckt,
Die nach uns kommen wird, die nichts weiss von Schmarotzen
Die nicht bestochen wird, die weder Gunst noch Trotzen,
Noch sonst Pratiken hört, dardurch wol mancher Mann
Betreugt und wiederum betrogen werden kann.
Da wird der ganzen Welt ohn alle Scheu verkündet,
Was sonst vertuschet wird, die Fackel angezündet,
Die klärlich offenbart, was beides schlimm und gut
Gehandelt worden sei, die keinem Unrecht thut.
Dann wird die Tyrannei durch stäte Schmach bezahlet,
Mit ihrer rechten Farb' auf's Leben abgemalet.
So wird Caligula nach solcher langen Zeit,
So wird noch Nero jetzt sammt andern angespeit.
Dann werden ausgestellt zu aller Menschen Hassen,
Die die Religion im Stiche sitzen lassen,
Der Freiheit abgesagt, und wo der Wind geweht,
Um zeitlichen Gewinn den Mantel hingedreht.
Auch dieser Schande kann nicht unvergessen bleiben,
Die ihnen nicht begehrt den Unfall abzutreiben,
Die, wann sie schon gekonnt, der Armen Kreuz und Pein
Mit treuem Rath und That nicht beigesprungen sein.
Wir Menschen sind geborn, einander zu entsetzen,
Und keinen durch Gewalt gestatten zu verletzen.
Wer dem, der unrecht stirbt, nicht beispringt in der Noth
Und seinem Feinde wehrt, der schlägt ihn selber todt.
Der aber ist fürwahr den Göttern zu vergleichen,
Und weit mehr, als ein Mensch, der seine Hand will reichen

Der unterdruckten Schar, die Rettung bei ihm sucht
In Widerwärtigkeit, und nimmt zu ihm die Flucht.
Der aller Leute Zorn will lieber auf sich laden,
Der seiner Nutzbarkeit will selber lieber schaden,
Als seines Gottes Ruhm und was des Nächsten Nutz,
In äusserster Gefahr verlassen ohne Schutz.
Was dann ihm immer mehr für Trübsal widerfähret,
So hat er seinen Trost, zu welchem er sich kehret,
An dem er sich erholt, spricht sein Gewissen an,
Den Zeugen, der nicht fehlt und nicht betrügen kann.
So richtet er sich auf, so bleibt er sicher stehen:
Ja, sollte schon die Welt zu tausend Trümmern gehen,
So wird er doch nicht bleich, erliegt nicht durch den Fall,
Läuft seiner Unschuld zu, der festen Wand von Stahl.
O werthes Volk, wolan, das du durch dieser Zeiten
Gewitter, Wind und Sturm, durch so viel Müh' und Streiten
Der rechten Sachen hilfst, gieb ja den Muth nicht auf,
Halt feste, wanke nicht, vollende deinen Lauf.
Hilft ja nicht anders zu und muss es sein gestorben,
So weichet der Verlust doch dem, was wird erworben.
Das Lob, dem Neid und Zeit gar keinen Schaden thut,
Wird wolfeil eingekauft um eine Hand voll Blut.
Lasst doch den fremden Stolz uns nicht mit Füssen treten,
Der auch der Sonnen Bahn gedenkt mit einer Ketten
Zu schliessen in sein Reich: befreiet unser Recht
Von solcher Hoffahrt doch, der eine Welt zu schlecht;
Lasst uns doch herzhaft sein, den Namen unsrer Alten,
Der unvergänglich ist, auch jetzund zu behalten,
Die ewigen Triumph mit ihrer Macht ereilt
Und unter sich den Raub der Völker ausgetheilt,
Von denen man hernach viel Lieder hat erdichtet
Auf unser Mutterdeutsch, wie Tacitus berichtet,
Und wie man auch jetzund in Cimbrien hier findt,
Da sehr viel Reimen noch von alters übrig sind.
Ey folgt, ey folget nach, begebt euch bei die Helden,
Von derer kecken Sinn" auch noch die Schriften melden!
Bewahrt der Eltern Ruhm und werthen Namen rein,
Dass wir von Deutscher Art und Alle Männer sein.
Dass eure Tapferkeit, die jetzt und künftig leben,
Bis an den Himmel sich bemühen zu erheben,
Und das Gerüchte sei weit über Meer und Land:
Noch hat die gute Sach' am letzten Oberhand.

Ende des dritten Buches.

XVII. Paul Fleming.

Paul Fleming, geb. 5. Oct. 1609 zu Hartenstein a. d. Mulde, Predigersohn, besucht seit 1622 die Thomasschule, seit 1628 die Universität zu Leipzig, wird nach 5jährigen medicinischen Studien Dr. phil. Von den Kriegsstürmen beunruhigt wird er Theilnehmer an der holstein-gottorpschen Gesandtschaftsreise nach Moskau und Ispahan 1633—1639, (beschr. von seinem Reisegefährten und Freunde Adam Olearius). Hierauf in Leyden zum Dr. med. promovirt geht er als Arzt nach Hamburg, stirbt gleich nach der Ankunft, 2. April 1640. — Liebenswürdig als Mensch, talentvoll und fruchtbar als Dichter, frei von pedantischem Schulzwange, ist er der bedeutendste weltliche Lyriker des XVII. Jahrhunderts; seine deutschen (716) und lateinischen Dichtungen, — poët. Wälder, Oden und Sonnette — sind ausser geistlichen Gedichten grossentheils Gelegenheitsgedichte (Glückwünschungen, Liebesgedichte, Hochzeitgedichte, Leichengedichte). — Erste Ausgabe (von Olearius) D. Paul Flemings teutsche Poemata, Lübeck 1642. — G. Schwab, P. Flemings auserlesene Gedichte, Stuttg. 1820. — Lebensgeschichte s. Varnh. v. Ense biogr. Denkm. IV. — Neuere Ausgaben von J. M. Lappenberg, Stuttgart 1865; von Jul. Tittmann (D. D. d. XVII. Jh. II.) Leipz. 1870.

1. Christum lieben ist besser denn Alles wissen.

Ohn' Eins ist alles nichts, was etwas ist und heisst,
so viel der Sternenzelt in seinem Zirk' umschleusst.
Dies Eins ist über All, in allem doch beschlossen;
stets seine, ganz und frei, in alles doch gegossen,
ein lebensvoller Geist; sein Absein ist der Tod,
Wer ohne dieses ist, ist niemals ohne Noth.
Was bin ich doch bemüht, um alles zu erlernen,
was nahe bei uns ist und was uns kömmt von fernen,
was hier und da und dort und überall geschieht,
darnach ein geizig Aug' aus Herzenshunger sieht?
Könnt' ich ein' jede Kunst, wär' aller Reichthum meine,
hätt' ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine;
ging' alles mir nach Lust und wüsst' ich keine Zeit,
die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt' erfreut,
ja wüsst' ich (welches doch noch Keinem ist gegeben,)
dass ich auch keinen Tod auf Erden sollt' erleben,
mein Name reichte hin bis in die neue Welt,
an mir wär' alles das, was man für Alles hält,
ganz alles hätt' ich ganz: was wäre dieses Alles?
Ein Alles auf den Schein, ein Conterfet des Schalles,
des Schatten leiblichs Bild, Verblendung des Gesichts,
ein Schlauch an Leere voll, mit einem Worte Nichts.
O Alles über All! O mehr als alles Alles,
vor Allem allzeit da, ein Aufstand alles Falles,
nach Allem stets wie vor, ein Einzler an der Zahl,
doch über alle Zahl und Zeiten allzumal,

für dem der schärfste Witz ist Aberwitz zu nennen,
du aller Schätze Schatz, den nur die Seelen kennen,
für dem die Ehre Schmach, die Wollust Unlust heisst,
ein geistgestalter Mensch, ein menschgestalter Geist,
o Menschgott, Heiland, Heil! dem alle Dinge geben
in Allem allen Preis, du alles Lebens Leben
und alles Todes Tod! du bist es, Jesu, du,
ohn' dem Nichts Alles ist und minder noch darzu.
Ach Alles, lass mein Nichts dir darum doch gefallen,
dieweil es nichts will sein in andern Sachen allen,
gieb, Alles, mir, dem Nichts, in Allem Rath und That,
So hab' und kann ich mehr, als Alles kann und hat!

2. Nach des VI. Psalmens Weise. Nov. 1633.

(Bei Antritt der Reise gedichtet.)

In allen meinen Thaten
lass ich den Höchsten rathen,
der Alles kann und hat;
er muss zu allen Dingen,
solls anders wol gelingen,
selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe
um alle meine Mühe,
mein Sorgen ist umsonst:
er mag's mit meinen Sachen
nach seinem Willen machen,
ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
als was er hat versehen
und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet;
was ihm von mir geliebet,
das hab' auch ich erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
die mich für allem Schaden,
für allem Übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
so wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
in Gnaden mich entbinden,
durchstreichen meine Schuld!
Er wird auf mein Verbrechen
nicht stracks das Urtheil sprechen
und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
zu nützen einem Stande,
an den er mich bestellt.
Sein Segen wird mir lassen,
was gut und recht ist, fassen,
zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
so bin ich doch bei Christen,
und Christus ist bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
der kann mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
gewünschten Fortgang weisen,
wol helfen hin und her,
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und Alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
sind wir so weit nun kommen
und wissen fast nicht wie.

Leg' ich mich späte nieder,
erwach' ich frühe wieder,
lieg, oder zieh' ich fort,
in Schwachheit und in Banden,
und was mir stösst zu Handen,
so tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
so will ich unverdrossen
an mein Verhängniss gehn;
kein Unfall unter allen,
wird mir zu harte fallen,
ich will ihn überstehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
zu sterben und zu leben,
so bald er mir gebeut.
Es sei heut' oder morgen,
dafür lass ich ihn sorgen,
er weiss die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte,
und sagt mir mein Gemüthe
nicht was Vergeblichs zu,
so werd' ich Gott noch preisen
mit manchen schönen Weisen
daheim in meiner Ruh'.

Indess wird er den Meinen
mit Segen auch erscheinen,
ihr Schutz, wie meiner sein;
wird beiderseits gewähren,
was unser Wunsch und Zähren
ihn bitten überein.

So sei nun, Seele, deine
und traue dem alleine,
der dich geschaffen hat!
Es gehe wie es gehe,
dein Vater in der Höhe
weiss allen Sachen Rath.

3. Tugend ist mein Leben.

Tugend ist mein Leben,
der hab' ich ergeben
den ganzen Mich.
Tugend will ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
was sie selbst kann mehren:
sie wächst durch sich.

Nicht des Weges Länge,
noch des Pfades Enge
schreckt mich davon.
Lass die Dornen stechen,
Füss' und Kleider brechen,
sie wird alles rächen
durch ihren Lohn.

Weil die Andern karten,
Lust und Schlafes warten,
So säum' ich nicht.
Itzt ist Zeit zu eilen;
dem wird alles feilen,
der sich wird verweilen
und itzt verbricht.

Alles ander', alles
hat die Art des Balles,
der steigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre lässt den Zügel,
Lust kommt aus dem Bügel:
die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend,
so hat meine Jugend,
was sie macht werth.
Diese schönen Beide
wehren allem Leide,
lieben alle Freude,
so man begehrt.

4. Lass dich nur Nichts nicht dauren.

Lass dich nur Nichts nicht dauern
mit Trauren!
Sei stille!
Wie Gott es fügt,
so sei vergnügt,
mein Wille!
Was willst du heute sorgen
auf morgen?
Der Eine
steh Allem für;
der giebt auch dir
das Deine.

Sei nur in allem Handel
ohn' Wandel,
steh feste!
Was Gott beschleusst,
das ist und heisst
das Beste.

5. Chor der moskauischen Nymphen auf eines guten Freundes Geburtstag.

1634.

Wol dir, aller Freunde Freund,
dem itzt seine Sonne scheint,
dem wir diese Blumen binden,
dem wir diese Schlingen winden,
dem wir diesen Tag begehn!
Komm herfür, komm hieher stehn,
hieher, da wir Nymphen scherzen,
da sich Hirt' und Schäfrin herzen,
da die buhlerischen Winde
bald gelinde, bald geschwinde
ihre leichten Flügel schwingen,
da sich Schaf' um Schafe dringen,
da die Erde, See und Luft
laut in einem Rufen ruft:
Lange lebe dieser Freund,
dem itzt seine Sonne scheint!

So viel Tropfen der Näglinen,
so viel durch ganz Reussland Bienen,
so viel Schritte Moskau weit,
so viel man da Glocken läut't,
so viel man in Jahresfrist
Lauch und Wein da trinkt und isst;
so viel hundert schöner Tage,
so viel tausend Lust ohn' Klage,
so viel hundert tausend Freuden
ohne das geringste Leiden
müsse der allzeit empfinden,
dem wir diese Blumen binden,
dem wir diese Schlingen winden,
dem itzt seine Sonne scheint,
der ist aller Freunde Freund!

6. Für eine Jungfrau.

1. Mai 1636.

Der Mai, der kömmt gegangen,
und hat die schönen Wangen
mit Blumen ausgemalt.
Das Leid der langen Fröste
wird durch die warmen Weste
mit Wollust reich bezahlt.

Auch euer Tag, der liebe,
will ganz nicht sehen trübe,
stellt sich erfreuter ein,
und Alles, was wir fragen,
das sagt in einem Sagen:
Ihr sollt gebunden sein!

Drum wills auch mir gebühren,
dass ich euch helfe zieren.
Nehmt dieses schlechte Band!
Ihr Wünsche, die ich schicke,
habt mehr, als ich, Gelücke
und schlingts ihm um die Hand!

Ich bitte seinetwegen
von Gott ihm so viel Segen,
als Stern' am Himmel stehn,
als Zweige sind in Wäldern,
als Kräuter auf den Feldern,
als Fisch' im Meere gehn.

7. Auf die Italiänische Weise: O fronte serena.

O liebliche Wangen,
ihr macht mir Verlangen,
dies Rothe, dies Weisse
zu schauen mit Fleisse!
Und dies nur alleine
ists nicht, das ich meine
zu schauen, zu grüssen,
zu rühren, zu küssen.
Ihr macht mir Verlangen,
o liebliche Wangen!

O Sonne der Wonne,
o Wonne der Sonne!
O Augen, so saugen
das Licht meiner Augen!
O englische Sinnen,
o himmlisch Beginnen,
o Himmel auf Erden,
magst du mir nicht werden!
O Wonne der Sonne,
o Sonne der Wonne!

O Schönste der Schönen,
benimm mir dies Sehnen!
Komm, eile, komm, komme,
du Süsse, du Fromme!
Ach, Schwester, ich sterbe,
ich sterb', ich verderbe.
Komm, komme, komm, eile,
komm, tröste, komm, heile!
Benimm mir dies Sehnen,
o Schönste der Schönen!

8. Treue Pflicht.

Mein Unglück ist zu gross,
zu schwer die Noth,
so mancher Herzensstoss
dräut mir den Tod.
Mein Schmerze weiss von keiner Zahl.
Vor, nach und allemal
häuft sich die Qual.

Ein Mensch hat alle Schuld,
das mich doch liebt;
Das, weil es mir ist huld,
mich so betrübt.
Von Liebe kömmt mir alles Leid;
Ich weiss von keiner Zeit,
die mich erfreut.

Preist jemand ihre Pracht,
so wird mir weh.
Wer ihr gedenkt, der macht,
dass ich vergeh'.
Erinner' ich mich denn der Pflicht,
was Wunder ists, dass nicht
mein Herze bricht!

Licht ist ihr Augenglanz,
klar ihre Zier.
Das macht, dass ich mich ganz
verlier' in ihr.
Sie hat es, was mein Herze sucht,
Scham, Schönheit, Jugend, Zucht,
der Tugend Frucht.

An ihr liegt Alles mir.
Was acht' ich mich?
Mein Sinn ist Freund mit ihr
und hasset sich.
Was ich beginne spat und früh,
was ich gedenk', ist sie,
die Werthe, die.

Sie hat mich ganz bei sich,
das schöne Kind;
ihr auch zu lassen mich
bin ich gesinnt.
Die Treue, die sie mir verspricht,
find' ich in solcher Pflicht,
sonst nirgends nicht.

Und leb' ich mich gleich todt
in solcher Pein,
noch hat es keine Noth:
sie, sie kanns sein,
die mir das Leben wiedergiebt,
die mich so sehr betrübt,
als sie mich liebt.

Ach! dass ich ihr mein Leid
nicht klagen kann!
Ich bin von ihr zu weit
itzt abgethan.
Von Scheiden kömmt mir alle Noth;
dies macht mich blass für roth,
für lebend todt.

Läuft nun mein Glücke so?
Ach wehe mir!
O! warum ward ich froh
von ihrer Zier?
Für jene kurze Fröhlichkeit
hab' ich ein langes Leid
auf allezeit.

Bekenne selbst auf dich,
mein kranker Sinn,
hast du nicht Schuld, dass ich
so elend bin?
Warum bewegte dich die Gunst?
Es war ja gar umsonst
mit deiner Brunst.

Leid' ich für jene Lust,
so geht mir's recht.
Mir war nicht unbewusst,
was Frucht sie brächt'.
Und gleichwol konnt' ich ganz nicht ruhn;
was mich betrübet nun,
das musst' ich thun.

Euch klag' ich erstlich an,
ihr Augen, ihr.
Wie habt ihr doch gethan
so falsch an mir?
Verräther wart ihr meiner Pein:
Drum müsst ihr ohne Schein
und dunkel sein.

Fliesst, (denn dies sollet ihr
zur Busse thun,)
hinfürder für und für,
wie vor und nun.
Quellt ewig, wie mein Schmerze [quillt,
so wird mein Leid gestillt,
doch nie erfüllt.

Nicht aber lässt mein Muth
sie eins aus sich.
Das junge treue Blut
beherrschet mich,
so dass ich ganz nicht anders kann,
ich muss ihr um und an
sein unterthan.

Liebt einer so, wie ich,
der sage mir,
wie er gehabe sich
bei Liebsbegier.
Ich fühle wol, was mich versehrt,
noch gleichwol halt ich werth,
was mich gefährt.

Itzt ist es Mitternacht,
da alles ruht.
Mein munter Herze wacht,
thut, was es thut.
Es denkt, von müden Thränen nass,
von ihr ohn' Unterlass
und weiss nicht was.

Ein Kranker, der gewiss
am Tode liegt,
der tröstet sich auf dies,
was er auch kriegt:
Das ist gewiss, ich muss dahin,
doch bleib' ich, wie ich bin,
frisch ohne Sinn.

Erbarmens bin ich werth.
Doch klagt mich nicht,
bis dass sie von mir kehrt
der Liebe Pflicht.
Doch wird Dianens Brudern Schein
eh' gehn am Himmel ein,
als dieses sein.

Mit Gott und mit der Zeit
muss Alles sein.
Ein Wechsel kehrt mein Leid
und ganze Pein.
Hat nichts als Unbestand Bestand,
So wird mein Ach zuhand
in Lust verwandt.

Habt Achtung auf mein Leid,
auf meine Qual,
ihr, die ihr Wächter seid
in Amors Saal'.
Hebt alle meine Thränen auf
und schafft mir Freude drauf
für guten Kauf.

Ihr Sternen auch, die ihr
vor habt geliebt,
und oftmals, wie itzt wir,
auch wart betrübt,
thut, wie man hat an euch gethan,
schreibt meine Seufzer an
in Jovis Plan.

Vergess' ich meiner Pflicht,
ja, säum ich nur
und halt' ich dieses nicht,
was ich ihr schwur,
so sei mir Venus nimmer gut,
so quäle sich mein Muth,
wie er itzt thut.

Nein! Ich will feste stehn.
Sie, wie sie mir verspricht,
wird auch mir gleiche gehn
und wanken nicht.
Des Herzens, das sich selbst nicht [schont,
mit Treue Treue lohnt,
bin ich gewohnt.

So steht mein fester Schluss
unwiderruft.
Drauf schick' ich diesen Kuss
ihr durch die Luft.
Dies Lied auch sei von meiner Hand
als meiner Liebe Pfand
ihr zugesandt.

Glückt mirs und sagt nicht nein,
der Alles fügt,
so soll sie's einig sein,
die mich vergnügt.

Mein letztes Wort ist: Treue Pflicht.
Treu' ist es: der es spricht,
mehr kann er nicht.

9. Hephata.

Ach! sprich es auch zu mir, dein kräftig's: Thu dich auf!
Ach! sprich es auch zu mir. Denn mir auch sind verschlossen
Ohr, Augen und der Mund. Viel Zeit ist hin verflossen,
dass ich so elend bin. Die Welt hat viel zu Kauf.
 Ich folge, was sie räth, und werd' nur ärger drauf.
So lebt mein kranker Leib mit seinem Hausgenossen,
zu allem Werke lass, zu allem Thun verdrossen,
auf ein Ding nur beherzt, zu enden seinen Lauf.
 Ists möglich, dass mir noch auf dieser bösen Erden,
o Arzt, durch deine Hand soll ausgeholfen werden,
so zeuch mich nicht mehr auf. Hilf diesem Übel ab,
 Nimm mein Beschweren hin, nach dem mein Geist so wacht.
Thust du's, so soll dein Lob auch rufen aus mein Grab:
Der alles machet wol, hat mir's auch wol gemacht!

10. Er hat Alles wol gemacht.

Ja, mehr als wol gemacht! Nicht Tauben nur und Blinden,
und was ein kranker Leib für Mangel haben kann,
hilft dieser Wunderarzt. Es trifft was Höhers an,
als ein natürlich's Weh, die Glieder zu entbinden,
 ja mehr als auch den Tod. Der Staar der blinden Sünden,
das Band der tauben Lust, der Hoffahrt stummer Wahn
wird sonst durch Keinen nicht, als diesen, abgethan.
Kein Leibarzt wird sich so zu heilen unterwinden
 die Seele, die ist krank. Dem Geiste wird vergeben,
er trinkt den Kelch für uns, stirbt selbst für unser Leben,
zerbricht der Höllen Burg und was den Tod verwacht,
 schleusst unser' Gräber auf, wird selbst die Himmelsleiter,
ja, selbst der Himmel gar. Ruft lauter, rufet weiter:
Er, er hat Alles wol und mehr als wol gemacht!

11. An sich.

Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren,
weich keinem Glücke nicht, steh' höher als der Neid,
vergnüge dich an dir und acht' es für kein Leid,
hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.
 Was dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren,
nimm dein Verhängniss an, lass' Alles unbereut.

Thu, was gethan muss sein, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau' alle Sachen an,
dies Alles ist in dir. Lass deinen eitlen Wahn,
und eh' du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

12. An Deutschland.

Ja, Mutter, es ist wahr. Ich habe diese Zeit,
die Jugend mehr als faul und übel angewendet.
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mir dir verpfändet.
So lange bin ich aus und denke noch so weit.
Ach, Mutter, zürne nicht! Es ist mir mehr als leid.
Der Vorwitz, dieser Muth hat mich zu sehr verblendet,
nun hab' ich allzuweit von dir, Trost, abgeländet,
und kann es ändern nicht, wie hoch es mich auch reut.
Ich bin ein schwaches Boot ans grosse Schiff gehangen,
muss folgen, wie und wenn und wo man denkt hinaus,
ich will gleich oder nicht. Es wird nichts anders draus.
Indessen meine nicht, o du mein schwer Verlangen,
ich denke nicht auf dich und was mir Frommen bringt.
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt!

13. Herrn Pauli Flemingi der Med. Doct. Grabschrift, so er ihm selbst gemacht in Hamburg, den XXIIX. Tag des Märzen MDCXL. auf seinem Todbette, drei Tage vor seinem seligen Absterben.

Ich war an Kunst und Gut und Stande gross und reich,
des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
mein Schall floh über weit, kein Landsmann sang mir gleich,
von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich,
jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
bis dass die letzte Gluth dies Alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.
Verzeiht mir, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder Nichts, das lebet, als mein Leben.

XVIII. Andreas Gryphius.

Andreas Gryphius, geb. 11. Oct. 1616 zu Glogau, Predigersohn, verlor 1621 den Vater durch Gift, ward nach der Mutter Tode vom Stiefvater um sein Erbe betrogen, von der Schule zu Görlitz durch den Krieg, von Glogau durch Brand, von Fraustadt (wo er alte und neue Sprachen gründlich studirte) durch die Pest vertrieben; ging vom Gymnasium zu Danzig als Hauslehrer nach Freiberg zum kaiserl. Pfalzgrafen von Schönborn, der ihn zum kaiserl. Poeten krönte, dann nach Leyden, 1639 Universitätslehrer daselbst; bereist seit 1644 die Niederlande, Frankreich, Italien, widmet hier (9. Mai 1646) der Republik Venedig 3 Bände Gedichte, kehrt über Strassburg heim, wird Syndicus der Stände des Fürstenthums Glogau, stirbt 16. Juli 1664 in der Versammlung der Landstände. — Ernst, oft trüb als Lyriker, hervorragend als Dramatiker, verfasst er das erste historische Drama Carolus Stuardus oder ermordete Majestät; andere Tragödien sind Leo Armenius, Catharine von Georgien, Cardenio und Celinde, Papinianus oder sterbender Rechtsgelehrter. Lustspiele: das verliebte Gespenst und die Dornrose, Absurda Comica oder H. Peter Squentz, Horribilicribrifax oder wählende Liebhaber. Ausserdem schrieb er geistl. Oden, Sonnette, Epigramme. Ausg. Breslau 1657, Breslau u. Leipzig 1698. Dramat. Dichtungen s. C. Goedeke u. J. Tittmann IV.

1. Gedanken über den Kirchhof und Ruhestätte der Verstorbenen.

1656.

Wo find' ich mich? ist dies das Feld,
In dem die hohe Demuth blühet?
Hat Ruh' Erquickung hier bestellt
Dem, der sich für und für bemühet?
Der heisser Tage strenge Last
Und kalter Nächte Frost ertragen,
Und mitten unter Ach und Klagen
Sorg', Angst und Müh' auf sich gefasst?
Wo find' ich mich? hier sind die Beet',
Die in den schwangern Schoss verstecken,
Was dessen milde Faust aussäet,
Der Todt' und Leichen auf kann wecken.
Mir graut vor aller Gärten Zier!
Weicht, ihr Hesperier! ich achte
Nichts, was der Med' und Babel brachte;
Den schönsten Garten schau ich hier.
Ob mein Geruch hier nicht den Dampf
Von Ros' und Jelsemin empfindet,
Ob keiner Tulpen Art hier Kampf
(Trotz Farben!) der Natur ankündet:
Ob dies nicht wohl gebaute Land
Mit keinen Granadillen pranget:
Doch trägt es, wornach mich verlanget
Und Weltgesinnte nie erkannt.
O Schul', in der die höchste Kunst
Uns Sterblichen wird vorgetragen!
In der nicht Blätter voll von Dunst,
Kein Buch voll Wahn wird aufgeschlagen!
Wie übel hab' ich meine Zeit
In lauter Eitelkeit verschwendet!
Wer seine Stunden hier anwendet,
Erlernt den Weg der Ewigkeit.

O Schul', ob der, was in der Welt
Vor klug geachtet, sich entsetzet!
Die, was verpicht auf Ehr und Geld,
Vor mehr, denn höchst erschrecklich schätzet.
O Schul', ob der der Seelen graut,
Die alles weiss, ohn was Gewissen;
O Schul', ob welcher zittern müssen,
Die mehr auf Stahl als Recht getraut!

O Schul', ob welcher den die Haar
In kaltem Schweiss zu Berge gehen,
Die nahe letztem Ziel der Jahr',
Doch näher tollen Lüsten stehen.
O Schul', ob welcher dem die Bein'
Und die durcheisten Glieder schüttern,
Dem bei den überhäuften Gütern
Kein Gott ging in den Glauben ein.

O Schul'! ich komme voll Begier,
Die wahre Weisheit zu ergründen!
Durchforsche mich, du wirst bei mir
Ein munter Ohr und Auge finden!
Was mich je Socrates gelehrt,
Hält ja nicht Stich! Der Stagirite
Verfällt jetzt ganz! der weise Scythe
Wird nun auf keinem Stuhl geehrt.

Wer aber ist's, der mir erklär',
Was ich zu lernen mich bemühe?
Und der die Gründe mir bewähr',
Und feste Schlüsse daraus ziehe?
Will hier die Einsamkeit allein
Dies angenehme Werk verrichten,
Und alle meine Zweifel schlichten,
Die mich umstrickt? O nein! o nein!

Wie wird mir! wackelt nicht der Grund,
Auf dem ich steh'? rauscht ihr, o Linden?
Wie! reisst die Erd' auf ihren Schlund
Und lässt die Wurzeln sich entbinden?
Hör' ich das Rasseln dürrer Bein'?
Hör' ich ein heischer menschlich Brausen?
Hör' ich der Suden hohles Sausen?
Wälzt ihr euch ab, ihr schweren Stein'?

Ich seh' und starr'! ein kaltes Eis
Befröstet Adern, Herz und Lungen!
Von beiden Schläfen rinnet Schweiss,
Mein Leib wird auf den Platz gezwungen.
Das ganze Feld ist eine Gruft,
Und alle Särge stehn entdecket;
Was vor Staub, Ziegel, Kalk verstecket,
Umgiebt die allgemeine Luft.

O letztes, doch nicht festes Haus!
O Burg, darin wir uns verkriechen,
So bald des Lebens Zeiger aus
Und dieser Wangen Ros' erblichen;
Palast, den einig uns die Welt
Auf immer zu besitzen bauet,
Die oft doch, was sie uns vertrauet,
Erbricht und in dem Grab anfällt.

Du warest ja vorhin in Zinn,
Und du in Kupfer eingeschlossen,
Und du nicht ohne viel Bemühn
Mit lauter dichtem Blei umgossen!
Man sparte nichts, was theu'r und gross,
Als dieser (wie mich noch gedenket)
In Gold und Marmor eingesenket:
Wie find ich euch denn alle bloss?

Ach! Geiz und Grimm hat in die Nacht
Des dunkeln Grabes sich gewaget,
Und ins erblasste Licht gebracht,
Wornach mein trauernd Forschen fraget.
Es hätte keine Räuberhand,
Entseelten, eure Ruh' erbrochen,
Wenn ihr die abgelebten Knochen
In Holz vertraut dem schlechten Sand.

Doch gehen auch die Cedern ein!
Die faulen Kieferbretter weichen.

Kein' Eiche wird hier ewig sein,
Sie muss ihr Grab im Grab erreichen.
Was schätzt ihr denn die leichte Ficht'?
Die Fugen spalten und zerknallen,
Die engen Todtenhütten fallen,
Wie fest ihr klammert und verpicht.
Hilf Gott! Die Särge springen auf!
Ich schau' die Körper sich bewegen,
Der längst erblassten Völker Hauf
Beginnt der Glieder Rest zu regen!
Ich finde plötzlich mich umringt
Mit durch den Tod entwehrten Heeren —
O Schauspiel, das mir heisse Zähren
Aus den erstarrten Augen dringt!
O Schauspiel, ob dem mich die Welt,
Und was die Welt hoch schätzt, anstinket!
Ob dem mein Hochmuth niederfällt
Und Muth und Wahnwitz ganz versinket!
Sind diese die, die unser Land
Beherrscht, getrotzt, gepocht, geschätzet?
Die Dolch und Spiess und Schwert gewetzet,
Die stets gedruckt mit Stahl und Brand?
Sind diese die, die Gottes Herz
Erweicht mit seufzenreichem Beten?
Die (trotz dem jammerschwangern Schmerz!)
Vor sein erzürnt Gesicht getreten?
Die nichts denn ihre Schuld beklagt?
Ob Schätz' und Götter gleich verflogen,
Ob Angst ihr Blut und Mark durchsogen,
Und den geklemmten Geist zernagt.
Sind diese die, die Scham und Zucht
Und das entweihte Recht verjaget?
Die, was des Himmels Zorn verflucht,
Aus seiner Höll' ins Licht vertaget?
Die Schand' auf Laster, Pest auf Gift,
Auf Frevel Rach' und Mord gehäufet,
Die in den Abgrund sich verteufet,
Auf die jetzt Blitz und Donner trifft?
Sind diese die, die keine Lust
Der lüstereichen Zeit beflecket;
Den die in Lieb' entbrannte Brust
Des Höchsten reiner Geist entstecket?
Die um das Lamm ein Freudenlied,
Das nicht ein jeder lernt, vorbringen,
Und in schneelichten Kleidern singen
In ewig freudenvollem Fried?
Sind diese die, die vor der Zeit
In Purpur, Seid' und Gold geglissen?
Und dies', die in Gebrechlichkeit
Umirrten kahl und abgerissen?
Und diese, die erhitzt von Neid
Einander nicht die Luft vergönnten?
Die keine Länder schliessen könnten,
Und jener schleusst jetzt dessen Seit'?
Wo sind die Wunder der Geschöpf'?
Die schönen Seelenräuberinnen?
Ich spüre nichts, als grause Köpf',
Und werde keiner Zierat innen!
Wo sind, ob derer Wissenschaft
Sich das entzückte Volk entsetzet?
Die man der Weisheit Väter schätzet?
Die Zeit hat all' hinweg gerafft.
Ich finde meistens nichts vor mir,
Als ganz entfleischete Gerippe!

Hirnscheitel sonder Haar und Zier,
Antlitzer sonder Nas' und Lippe
Und Häupter sonder Haut und Ohr,
Gesichter sonder Stirn und Wangen,
Die Lefzen sind in nichts vergangen,
Noch wenig Zähne ragen vor.

Der Hals-und Rückenbeine Reih'
Hängt ja noch so und so zusammen,
Von Adern, Fell und Mausen frei;
Die Rippen, so heraussen stammen,
Beschliessen nicht mehr ihre Brust,
Die ihrer Schätze ganz entleeret,
Die Eingeweide sind verzehret,
Verzehrt des Busens Doppellust.

Was nützt der Schulterblätter Paar?
Der Armen Rohr ist sonder Stärke!
Und was des Menschen eigen war,
Die Hand, das Werkzeug höchster Werke,
Das See und Land und Luft bewegt
Und aller Thurst sich unterwunden,
Ist durch des Grabes Nacht entbunden,
Zerstückt, entädert und zerlegt.

Die Schoss ist ledig, Hüft' und Schien'
Und Fuss und Fussbrett nichts als Knochen,
Hohl, ungestalt und gelblich grün
Und dürr als Scherben, die zerbrochen;
In tausendfacher Ungestalt
Ist doch gleich' Ungestalt zu kennen!
Wen soll ich hoch, wen edel nennen,
Wen schön, arm, kunstreich, jung und alt?

Und diese sind's, an den die Zeit
Ihr grimmes Recht hat ausgeführet,
An welchen Tod und Sterblichkeit
Auch den geringsten Raub mehr spüret.
Wie viel mehr hässlich ist die Schaar,
Die noch mit der Verwesung ringet,
Die nach und nach die Fäule zwinget,
Die uns kaum liess vor diesem Jahr!

(Hier geben 6 Strophen ein allzu widerliches Bild der Verwesung.)

Was aber nutzt' ein prächtig Kleid,
Mit goldnem Zierat reich durchstricket?
Was ist's, dass man mit reiner Seid'
Die in das Grab Verweiste schmükket?
Schaut' wie die Purpur sich entfärb',
Wie eu'r lang Stückwerk bald vermoder,
Wie schnell der zarte Flor verloder,
Wie vieler Hände Fleiss verderb'!

Ach, Todten, ach was lern' ich hier!
Was bin ich, und was werd' ich werden!
Was fühl' und trag' ich doch an mir,
Als leichten Staub u. wenig Erden.
Wie lange wird mein Körper steh'n,
Wie bald werd ich die Jahre schliessen,
Wie bald die Welt zum Abschied grüssen
Und aus der Zeiten Schranken gehn!

Werd ich wohl zu der grossen Reis'
Bedachtsam mich bereiten können?
Wie? oder wird den letzten Fleiss
Ein schleunig Aufbot mir nicht gönnen!
Ach, Herr des Lebens, eile nicht,
Mich unverwarnet zu betagen!
Sei, wenn die Todtenuhr wird schlagen,
Mein Schutzherr, Leitsmann, Weg und Licht.

Wo werd' ich die erblasste Leich'
Und wie der letzten Gruft vertrauen?
Wie mancher, der in Allem reich,
Liess ihm umsonst sein Grab aufbauen!
Wie viel' bedeckt ein fremder Sand,
Wer kennt des rauhen Glückes Fälle?
Wie manche schmiss die tolle Welle
An fremder Ufer reichen Strand!
Doch aber ist so viel nicht an,
Ob ich gesellt, ob einsam liege,
Herr, wenn mein Geist nur stehen kann,
Und ich vor deinem Richtstuhl siege!
Ich weiss, die angesetzte Zeit
Wird bald mit ungeheurem Krachen
Und lichter Glut das Vorspiel machen
Der unbegrenzten Ewigkeit,
Wenn Gottes letztes Feldgeschrei,
Verstärkt mit Blitzen und Trompeten,
Wird durch der langen Länder Reih'
Erschallen und den Tod ertödten,
Wenn Marmor, Erz, Metall u. Stein
Und Pharos unterird'sche Grüfte
Vorliefern werden in die Lüfte
Die leichten geistervollen Bein'!
Wenn Amphitritens tolle Schoss
Viel tausend Menschen wird gebähren,
Und was ihr tiefer Abgrund schloss,
Dem Richter auf sein Wort gewähren;
Wenn, was der freche Nord verweht,
Was Tiger und Maroc zerrissen,
Was Persens Flamm' aufzehren müssen,
Was auf den Wüstenstrom gesä't;
Was Garibe, was Barasil
Viel wilder als sein Wild verschlungen,
Wenn, was in tiefer Schacht verfiel,
Drin es umsonst nach Gold gerungen,
Wenn, was Vesevus überschneit
Mit heisser Asch u. lichten Funken,
Wenn, was in Aetnæ Gluth versunken
Und was des Hekels Schlund anspeit;
Wenn, was die Zeit siebt in die Luft,
Sich plötzlich ganz wird wiederfinden.
Ja, wenn des tiefsten Kerkers Kluft
Selbst die Gefangenen wird entbinden,
Zu sehen, wie des Höchsten Sohn
In höchster Herrlichkeit beschämen
Wird alle Feind', u. nun einnehmen
Den ihm gesetzten Richtersthron,
Zu hören, wie der Richter sich
Hauptsäch' und endlich werd' erklären,
Der hier gerichtet ward vor mich,
Um mich nicht richtend zu beschweren;
Der Allem neues Leben giebt.
Die Erden loder' und verbrenne!
Der Himmel Feste brech' u. brenne!
Hier steht, wer Jesum hasst u. liebt.
Da werd ich euch, die ich ietzt schau',
Und doch nicht weiss zu unterscheiden,
(Wie ich voll fester Hoffnung trau')
Sehn ganz vertieft in Freud' und Leiden!
In Freuden, die kein Sinn ersinnt,
In Leid, das niemand kann ermessen;
In Lust, die aller Angst vergessen,
In Leid, das nimmer nicht zerrinnt.
In Freuden, den die Welt zu klein,
In Leid, ob dem die Höll' erschüttert,
In Lust, dem Schiffbruch aller Pein,
In Leid, das stete Furcht verbittert,
In Lust, die alles Ach ertränkt,

In Leid, das ganz kein Hoffen kennet;
In Wonne, die kein Sorgen trennet,
In Leid, das ewig brennt u. kränkt.

Ich werd' euch sehn mit eurer Haut,
Doch von Verwesung frei, umgeben!
Was ihr der Gruben habt vertraut,
Wird um die vollen Adern leben!
Ich werd' euch sehn, o Unterscheid,
Verklärt, und mich an euch ergetzen,
Verstellt, und mich ob euch entsetzen,
Und rufen: Ach! O Wonn! O Leid!

Ich werd' euch sehn mehr denn das Licht
Von zehnmal tausend Sonnen schimmern.
Ich werd' euch sehn, und mein Gesicht
Verbergen vor dem Jammerwimmern.
Ich werd' euch sehn, mehr schön als schön,
Euch mehr, denn hässlich und elende!
Euch zu dem Trost, euch in die Brände
Gespensterschwerer Nächte gehn.

Viel, die man gross und heilig schätzt,
Schätzt Gottes Ausspruch vor verloren!
Viel, die man schmäht, verspeit, verletzt,
Sind zu dem grossen Reich erkoren.
Starrt ob dem schönen Marmol nicht,
Sein Schmuck und Grabschrift können trügen.
Die Leiche nur weiss nicht von Lügen,
Nichts von Betrügen dies Gericht.

Sie zeigt dir, dass du musst vergehn
In Fäul', in Angst, in Stank, in Erden!
Dass auf der Welt nichts könne stehn,
Dass jedes Fleisch müss' Asche werden!
Dass, ob wir hier nicht gleiche sind,
Der Tod noch alle gleiche mache!
Geh' und beschicke deine Sache,
Dass dich der Richter wachend find'.

Er einig weiss, was Grab und Tod
Vermischt, genau zu unterscheiden!
Er weiss, wer nach der letzten Noth
Soll ewig jauchzen oder leiden!
Er sorgt, dass nicht der mindste Staub
Von einem Körper ihm verschwinde!
Ihm hüten Wasser, Luft und Winde,
Ihm raubt gar nichts der Zeiten Raub.

Ach Todten, ach, was lern' ich hier!
Was war ich vor! was werd' ich werden!
Was ewig, bleibt uns für und für!
Und ich bekümmer' mich um Erden!
O lehrt mich, die ihr lieget, stehn,
Dass, wenn ich Jahr und Zeiten schliesse,
Wenn ich die Welt zum Abschied grüsse,
Ich mög' aus Tod in's Leben gehn.

2. Aus: Absurda Comica oder Herr Peter Squentz, Schimpfspiel.

Spielende Personen.

Herr Peter Squentz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen,	Prologus und Epilogus.
Pickelhäring, des Königs lustiger Rath,	Pyramus.
Meister Kricks über und über, Schmied,	der Monde.
Meister Bullabutain, Blasebalgmacher,	die Wand.
Meister Klipperling, Tischler,	der Löwe.
Meister Lollinger, Leinweber und Meistersänger,	der Brunn.
Meister Klotz-George, Spulenmacher	Thisbe.

Zusehende Personen.

Theodorus, der König.
Serenus, der Prinz.
Cassandra, die Königin.
Violandra, Prinzessin.
Eubulus, der Marschalk.

Der dritte Aufzug.

Die Personen alle.

P. Squentz (beginnt nach gethaner altfränkischen Ehrerbietung sein traurig Lustspiel).

Ich wünsche euch Allen gute Nacht,
Dieses Spiel habe ich, Herr Peter Squentz, Schulmeister und Schreiber zu Rumpels-Kirchen, selber gemacht.

Serenus. Der Vers hat schrecklich viel Füsse.

P. Squentz. So kann er desto besser gehn. Ihr werden noch mehr dergleichen folgen: nun stille und macht mich nicht irre.

Doch mangelts wohl um einen Birnenstiel,
Fünf Actos hat das schöne Spiel.
Daran hab ich drei selber erdicht,
Die andern zween hat M. Lollinger der Leineweber in die Falten gericht.
Ist ein Meistersänger und kein Ochs,
Versteht sich wohl auf Equifox.
Wir haben gesessen manche liebe Nacht,
Eh' wir die fröhliche Tragoedie zuwege bracht.
Nun was des Spiels Summiren summarum seĩ,
Sag ich euch hier mit grossem Geschrei.
(Hierauf verstummt er und kratzt im Kopf.)

Cassandra. Vor diesem Geschrei kann man noch wol bleiben.

P. Squentz. (Nach langem Stillschweigen.) Je, du diebischer Kopf! hast du den Dreck denn gar müssen vergessen! Nun das ist die erste Sau, der Comoedianten sind sieben, wenn ein jedweder eine macht, so haben wir ein halb Dutzend weniger zwo. Ei herzer

lieber Herr König, habet mir doch nichts für übel, ich habe es zu Hause schlappermentsch wol gekönnt, ich will's mit meinem Weibe und allen Mitgesellen bezeugen. Ei, ei, ei, ei!

(Er suchet eine lange Weile den Zettel, als er ihn zuletzt in dem linken Aermel gefunden, da setzt er die Brille auf und sieht aufs Papier, darnach fährt er fort):

Ein kühner Degen heisst Pyramus,
Der tragiret den ersten Actus.
Die Liebe, der räudische, schäbische Hund,
Hat ihm seine fünf Sinnen verwundt,
Er klaget über die liebliche Pein
Und wollte so gern erlöset sein.
Die Thisbe findt' sich bei der Wand,
Und redet durch das Loch mit Verstand.

Serenus. Helf Gott, das sind treffliche Vers.

Cassandra. Nach Art der alten Pritschmeister Reimen.

Theodorus. Wenn sie besser wären, würden wir so sehr nicht drüber lachen.

P. Squentz. Thisbe zeucht aus in schneller Eil'
Dem Pyramus seinen Liebespfeil
Und klaget ihm, dass ihr die Lieb'
Gekrochen in den Bauch so trüb,
Als sie geschlafen unter dem Baume faul
Und aufgelassen ihr grosses Maul.
Pyramus verspricht ihr zu helfen,
Sagt, sie sollte nicht so gelfen,
Bestellet sie zu einem Brunnen,
Bei dem Mondenschein, nicht bei der Sonnen.
Als sie dahin sich nun begeben,
Kommet ein grimmiger Löwe eben.
Sie erschrickt und lässt den Mantel fallen;
Indem thut Pyramus auch herwallen,
Und weil sich der Löwe auf den Mantel gestreckt,
Und Junge droben ausgeheckt,
Findet er den blutigen Mantel.
Das macht ihm gar einen bösen Handel:
Er meint, der Löwe habe Thisben gefressen,
Darum will er nicht mehr Brod essen,
Er ersticht sich und bleibet todt,
Genade ihm der liebe Gott.
Thisbe lässt sich dadurch betriegen,
Denn als sie ihn findet todt liegen,
Fällt sie in sein Schwert auch,
Und ersticht sich in ihren Bauch.
Ihr dürft euch aber nicht entsetzen,
Wenn Thisbe sich so wird verletzen,
Sie ersticht sich nicht, es ist nur Schimpf,

Wir wollen schon brauchen Glimpf.
Auch lasst euch gar nicht dies betrüben,
Wenn der schreckliche, grimmende, brüllende Löwe wird
einher schieben.
Im übrigen sag' ich euch dies fürwahr,
Es soll nicht fehlen um ein Haar,
Wo ihr das Lachen nicht werdet lassen,
So werd ich euch schlagen auf die Taschen,
Ich sag' euch das, ihr Alten und Jungen,
Ich werd' euch schlagen auf die Zungen.
Speiet aus und räuspert euch zuvor,
Und gebet uns denn ein liebreiches Ohr.
Ihr werdet hier schöne Sachen fassen,
Wenn ihr euch nur wollt lehren lassen:
Nun mangelt's nur an diesem allein,
Dass ich euch weise die Comoedianten mein.
Kommt heraus, liebe Comoedianten,
Die liebe Zeit ist nun vorhanden,
Dass wir unsere schöne Gedicht
Mit der Zeit bringen an das Licht.
Nun gehet dreimal auf und nieder,
Stellt euch an diese Seite wieder.
Nun tretet noch einmal herum:
Meister Mondschein, ei gehet nicht so krumm,
Meister Bullabutain, kommet zur Hand
Und vertritt in dem Spiel die Wand.
Denn kommt Pyramus unverdrossen,
Auch Thisbe macht ihm Wunderpossen.
M. Kricks über und über ist der Mon,
Er scheint und leucht im höhern Ton.
Der Löwe aber stehet noch in jener Ecken,
Damit ihr gar nicht dürft erschrecken,
Er wird aber zu rechter Zeit wol kommen,
Eh' ihr es meint, hört ihr ihn nicht schon brummen?
Meister Lollinger wird Brunnen sein,
Schaut nur, wie fein geht er herein.
Nun tretet nur wieder an euren Ort
Und sprecht hernach wol aus alle Wort.
Ich hab' itzt nicht mehr zu verrichten,
Als dass ich sitze in diesem Winkel tichten,
Und gebe wol acht in meinem Büchelein,
Ob sie das Spiel tragiren fein.

P. Squentz (setzet sich auf einen Schemel, nimmt die Brille, setzet sie auf die Nasen; als er aber sein Exemplar ansehen will, stösset ein Hofdiener an den Schemel, dass P. Squentz über und über fällt; als er aufgestanden, spricht er wider den König):
Herr König, es giebet leider viel Narren auf eurem Hofe.

Eubulus. Gott Lob! da kommt die Wand.
Cassandra. Treffliche Erfindungen!
Serenus. Lasst uns hören, ob diese Wand auch reden werde.
M. Bullabutain.
Ihr Herren, höret mir zu mit offenen Ohren,
Ich bin von ehrlichen Leuten gezeuget.
Mein Grossvater ward gefangen und gebunden
Und wie man sagt, so ist er abgezogen;
Mein Vater war der Bettler König,
Er hat mir wahrhaftig gelassen gar nicht viel;
Meiner Mutter hat es wohl geglückt,
Dass man sie hat nach Fischen gesandt;
Ich habe in meinen jungen Jahren
Wahrhaftig sehr viel und mancherlei gelernet.
Meine Schwester hat eine schöne Stirn
Und darauf einen Flecken wie ein Apfel;
Es wollte sie schier keiner nehmen,
Ich darf mich meines Geschlechts nicht verdriessen.
Als ich nun herum lief wie ein Pracher,
Thät man mich zu einem Blasebalg-Erfinder;
Als ich da gelernet in meiner Jugend
Weisheit, Verstand und grosse Kunst,
Hat mich Herr P. Squentz tüchtig erkannt,
Dass ich soll sein in diesem Spiel die Maure.
Nun steh' ich hier auf diesem Plan,
Ihr dürft nicht so ansehen mich,
Ich bin die Maur, das sollt ihr wissen,
Und sollt es euch allen mit einander leid sein.
Pyramus (gehet etliche Mal stillschweigend auf und nieder, endlich fraget er P. Squentzen):
Was soll ich mehr sagen?
P. Squentz. Das ist die ander Sau.
Pyramus. Das ist die ander Sau. Aber nein, es stehet nicht so in meinem Zettel.
P. Squentz. Gleich wie.
Pyramus. Ja, ja, ja, ja! Gleich wie, Gleich wie!
Gleichwie die Kühblum' auf dem Acker
Verwelkt, die früh gestanden wacker,
So trocknet aus der Liebesschmerz
Der Menschen ihr gar junges Herz.
O Wasser! O Wasser! ich brenn'! ich brenn'!
Dass ich mich selber nicht mehr kenn'!
Ja Cupido, du Bärenhäuter,
Du hast verderbt einen guten Reuter.
O süsse Liebe, wie bist du so bitter,
Du siehest aus wie ein Muskowitter.

Die Thisbe ist's, die mich so plaget,
Nach der meine arme Seele fraget.
Ich weine Thränen aus wie Flüsse,
Wie ungeheure Wassergüsse,
Und kann sie doch nicht sprechen an,
Die Wand hat mir den Possen gethan.
Du lose, gottsverfluchte Wand,
Ich wollte, dass du wärst verbrannt;
Du leichtfertige, diebische Wand,
Warum bist du nicht in Stücken gerannt?

Violandra. Das muss eine fromme Wand sein, dass sie sich gar nichts zu verantworten begehret.

M. Bullabutain. Ja, ich habe nichts mehr auf meinem Zettel, darf auch nichts mehr sagen, ich wollt' es ihm sonst auch wohl unter die Nase reiben.

Pyramus. Du lose, ehrvergessene Wand,
Du schelmische, diebische, leichtfertige Wand.

M. Bullabutain. Ei Pickelhäring, das ist wider Ehr und Redlichkeit, es stehet auch in dem Spiel nicht, du kannst es aus deinem Zettel nicht beweisen. Ich bin ein zunftmässiger Mann. Mache, dass es zu erleiden ist, oder ich schlage dir die Wand um deine ungewaschene Gosche.

Pyramus. Du ruppiger, blasebalgmacherischer Dieb! Sollst du mich dutzen? weisst du nicht, dass ich Königlicher Diener bin? Schau, das gehöret einem solchen Hallunken!

(Pickelhäring schlägt Bullabutain an den Hals; Bullabutain schlägt ihm hergegen die Wand um den Kopf, sie kriegen einander bei den Haaren und zerren sich hurtig auf dem Schauplatz herum, worüber die Wand schier ganz in Stücken geht. Peter Squentz sucht sie zu scheiden.)

P. Squentz. Das müsse Gott im Himmel erbarmen! das ist die dritte Sau. Je, schämet ihr euch denn nicht für dem König? Meint denn ihr, dass er ein Hund ist? Höret auf, in aller Henker Namen; höret auf, höret auf, sage ich! Stellet euch in die Ordnung, sehet ihr nicht, dass Thisbe herein kömmt?

(Bullabutain tritt mit der zerrissenen Wand wieder an seinen Ort.)

Thisbe. Wo soll ich hin, wo komm ich her,
Ich sinne bei mir die Länge und Quer,
Mein ganzes Herz im Leibe bricht,
Verdunkelt ist mein Angesicht,
Die Liebe hat mich ganz besessen
Und will mir Lung' und Leber fressen.
Ach, Pyramus, du edles Kraut,
Wie hast du mir mein Herz zuhaut!
Ach! Ach! könnt ich doch bei dir sein,
Mein herzes, liebes Schätzelein.
Ach, dass ich einmal bei dir wär!
Ja wenn diese lose Wand nicht wär.

Cassandra. Itzt wird es wieder über die arme Wand gehen.

Serenus.	Ich möchte die Wand nicht sein in diesem Spiel.
Thisbe.	Doch schau, was seh' ich hier vor mir!
	Ein Loch so gross wie eine Thür.
	Du liebe, holdselige Wand!
	Gebenedeiet sei die Hand,
	Die ein solch Loch durch dich that drehen!
	O könnt ich doch Pyramum sehen!
	Doch schau, doch schau, er kommt gegangen
	Mit einem Degen gleich einer Stangen.
	Ich höre seine Sporne klingen,
	Die Musik thut so lieblich singen.
	Ach seht sein schönes kleines Maul,
	Das grüselt, wie ein Ackergaul.
Pyramus.	Potz! hör ich da nicht Thisben sprechen?
	Ich muss das Loch noch grösser brechen.
P. Squentz.	Brech den Teufel euer Mutter, es ist ja vor zustossen und zubrochen genug.
Pyramus.	Liebste Thisbe, sehet ihr mich nicht?
Thisbe.	O ja, du königliches Angesicht.
Pyramus.	Wie geht es doch, mein tausend Schatz?
Thisbe.	Sehr wohl nun hier auf diesem Platz.
Pyramus.	Ach, aber ach! ich bin so krank!
Thisbe.	So legt euch nieder auf die Bank.
Pyramus.	Ach, Thisbe, helft, eh' ich verderb',
	Und gar vor lauter Liebe sterb'!
Thisbe.	Was schad't euch doch, wo thuts euch weh?
Pyramus.	Ich bin so heiss als Märzen-Schnee.
	Die Liebe macht mir wunderliche Possen,
	Sie hat mich gar ins Herz geschossen.
	Ach zieht mir aus den harten Pfeil,
	Sonst sterb' ich in geschwinder Eil'.
Thisbe.	Wol, Wol! tretet nur für das Loch
	Und hebt euch hinten wacker hoch.
	Das ist ein Pfeil, sich, lieber, sich!
Pyramus.	Ei! ei! ei! ei! wie schmerzt es mich!
Thisbe.	Geduld! Er wird bald haussen sein.
	Seid ihr nun heil, mein Zuckermündelein?
	Sich, lieber Pfeil, bist du zu stolz,
	Und reuchst doch wie Cypressenholz.
Pyramus.	Ich fühle wahrlich nicht viel Schmerzen;
	Ei, blaset auf die Wunde sonder Scherzen.
Thisbe.	Wie, ist euch nun genug gethan?
Pyramus.	Ei, setzt noch einen Kuss daran.
Thisbe.	Nun wohl, ich hab' es auch verricht.
Pyramus.	Nun fühl ich weiter Schmerzen nicht.
Thisbe.	Wer aber heilet meine Pein?

Pyramus. Ich, ich, mein Turteltäubelein.
Thisbe. Ich habe geschlafen mit offnem Mund,
Und Cupido, der schlimme Hund,
Ist mir gekrochen in den Leib,
Ach weh mir armen jungem Weib!
Pyramus. Gieb Dich zufrieden, meine Seel',
So bald der Mond aus seiner Höhl'
Wird mit blutgelbem Angesicht
Aufpfeifen sein durchläuchtig Licht,
So wollen wir beim Brunnen allein
Zusammen kommen und reden fein,
Ich will euch euren Schmerz vertreiben,
Ihr sollet meine Liebste bleiben.
Thisbe. Beim Brunnen hinter jenem End'?
Pyramus. Bei Nachbar Kuntzen Hofgewend.
Thisbe. Gott geb' euch unterdessen gute Nacht.
Pyramus. Mein halbes Herz im Leibe lacht.
Thisbe (geht wieder zurück und spricht):
Ei Pyramus, lasst euch nicht verdrüssen,
Dass ich euch anfänglich nicht konnte grüssen.
Pyramus. Verzeiht mir auch, herzliebe Magd,
Dass ich euch keinen guten Tag gesagt.
Thisbe (kommt noch einmal zurück).
Was mach' ich indessen mit dem Pfeil?
Pyramus. Steckt ihn in Schmeer in schneller Eil,
So geschwillet nicht die Wunde mein.
Thisbe (kehrt wieder um).
Wie lange muss er drinnen sein?
Ist's genug ein Tag, zwei oder vier?
Pyramus. Drei ist genug, das glaubet mir.
Thisbe. Nun guten Abend bis auf die Nacht!
Pyramus. Schlaft, Liebste, bis ihr auferwacht.

(Eine Person sieht eine ziemliche Weile durch das Loch nach der andern, bis sich Pyramus zum ersten verleuret.)

Bullabut. Ade, ich zieh' nun auch dahin.
Gott lob, dass ich bestanden bin.
Ade, Ade zu guter Nacht;
Nehmt unterdessen eu'r in Acht.
Ich bitte den König mit seinen Knaben,
Er wollte mir nichts für übel haben.

Serenus. Blasebalgmacher, hüte du dich, dass du darinnen nicht Händel mit dem Pyramus anfangest, die Comödianten irre machst und das Spiel verderbest, sonst wird der Thurm nach dir schnappen.

Bullabutain. Ich habe nichts mehr zu sagen, Herr Peter Squentz hat nichts mehr auf meinen Zettel gemacht.

(Bullabatain tritt ab, Meister Kricks kommt gegangen.)

Cassandra. Behüt' uns Gott, was soll dieses bedeuten?

P. Squentz. Tugendsame Frau Königin, dieser ist der Monde.

Theodorus. Ist dieser der Monde! und sieht so finster aus?

P. Squentz. Ja, Herr, er ist noch nicht in dem ersten Viertel.

Theodorus. So wollte ich wünschen, den Vollmond zu sehen. Sage mir doch, mein lieber Monde, warum hast du keinen grössern Kerzen in die Laterne gestecket?

M. Kricks über und über. Das Spiel ist kurz, darum muss das Licht auch kurz sein, denn wenn sich Thisbe ersticht, muss das Licht ausgehen, denn das bedeutet, dass der Monde seinen Schein verloren, das ist, verfinstert worden.

Serenus. Wir sind aber berichtet, der Mond könne nicht verfinstert werden, er sei denn ganz voll.

M. Kricks über und über. Das mag Herr Peter Squentz verantworten, denn diesem hat es also beliebet.

P. Squentz. Ja, ein Narr kann mehr fragen, als hundert weise Leute antworten.

Violandra. Dafern dieser Mond verfinstert wird, wird es ein erschrecklich Schauspiel sein.

M. Kricks über und über. Freilich, aber haltet die Fressen zu und höret, was ich sagen werde:

Itzund komm ich herein gehunken,
Ach, liebe Leut, ich bin nicht betrunken,
Ich bin geboren von Constant-
Tinopel ist mein Vaterland;
Ich fürchte, es werd' mir immer gehn,
Wie meinem Vater ist geschehn.
Derselbe hatte böse Füsse
Und biss nicht gerne harte Nüsse.
Die Augen werden mir so dunkel,
Sie sehen aus wie zwei Karfunkel.
Ich schmiede wacker früh und spat
Und sage: Gott geb' guten Rath!
Ich schmiede, schlage tapfer zu,
Was ich thu', muss mein Knecht auch thu'.
Nun nehm' ich an ein' neuen Orden,
Und bin der heilige Mondschein worden.
Bei diesem Glanz soll Thisbe sich
Erstechen, denket nur an mich!
So schein', so schein', du lieber Mon,
Der frische Brunn' kommt einher gohn.

M. Lollinger, Brunn, (fängt an zu singen):

Ich bin der lebendige Brunnen,
Pur, pur, pur.
Ich habe Wasser gewonnen,
Im Winter und im Sommer,
Habt doch nur keinen Kummer,
Im Sommer und im Winter,
Ich habe Wasser vorn und hinter.
Purre, purre, purre.

Ich habe so gelaufen,
Pur, pur, pur, pur, pur,
Es möchten alle ersaufen.
Ihr könnt hier alle trinken,
Habt ihr nur guten Schinken,
Ihr könnt euch alle laben,
Ihr sollet Wasser genug haben,
Pir, pir, pir, pir, pir, pir,
Aus meinen krystallen Röhren,
Pur, pur, pur,
Könnt ihr Wasser laufen hören;
Ihr könnt Wasser hören springen
Nach meinem süssen Singen,
Wie ich singe nach den Noten,
So fallen die Wasserknoten,
Pur, pur, pur, pur, pur, pur.
So lauf, du helles Wasser,
Lyri, lyri, lyri, lyri, lyri,
Ich bin fürwahr kein Prasser.
Der Wassermann im Himmel
Macht kein so gross Getümmel,
Die Wasserlust auf Erden
Mag nicht so schöne werden.
Lyri, lyri, lyri, lyri, lyri.

Theodorus. Diesen Wassermann sollten billig alle Kalendermacher ad vivum in ihre Wetterbücher setzen lassen.

Serenus. Ihr Lieben! der Herr Vater kann ihm Pension anpräsentiren, vielleicht lässt er sich in unsern Lustgarten verdingen.

Cassandra. Was ist das vor ein Thier in der grünen Decke?

P. Squentz. Das ist der grimmige Löwe.

Eubulus. Ei, man hätte ihm billig einen Zettel sollen anheften, dass er zu nennen wäre gewesen.

M. Klipperling.

Ihr lieben Leut', erschrecket nicht,
Ob ich gleich hab' ein Löwengesicht,
Ich bin kein ächter Löw, beitraun,
Ob ich gleich habe lange Klau'n. (Monstrat manus.)
Ich bin nur Klipperling der Schreiner,
Ei lieber, glaubt's, ich bin sonst keiner.
Hier ist mein Schurzfell und mein Hobel, (monstrat prae-
Macht doch nicht einen solchen Trubel. cinctorium.)
Ich bin doch ja ein armer Schinder,
Ich hab' das Haus voll kleine Kinder,
Die mir mit ihren Brodtaschen
Das Geld in zwölf Leib' vernaschen;
Die grosse Noth hat mich hieher getrieben,
Es wäre sonst wohl unterwegen blieben.
Drum hoff' ich, unser Herr König
Der werd' itzund angreifen sich,
Und uns armen Comödianten,
Dafern wir nicht bestehn mit Schanden,
Eine kleine Verehrung geben,
Desswegen tragir' ich den Löwen.

Theodorus. Der Löwe kann bei Gott seine Nothdurft wohl melden; wir hören in dieser Comödie, was uns unser Leben lang weder vor Gesichte noch Ohren kommen. Sage, Löwe, hast du noch viel zu reden?

M. Klipperling. Nein, ich muss nur brüllen.

Thisbe. Gott Lob, die süsse Nacht ist nun kommen!
O hätt' ich doch nun meinen Pyramus vernommen!
Wo find' ich ihn? wo ist er hin?
Nach ihm steht all mein Herz und Sinn.
Ei, Pyramus, mein Aufenthalt,
Ei, bleib nicht lange, komm nur bald.
Bei diesem Brunnen wird er erscheinen,
Noch eher als man wird vermeinen;
Ich will mich hier was niedersetzen,
Und mich mit stiller Ruh' ergötzen.
Hilf Gott, was seh ich hier vor mir!
Ein grimmer Löw', ein böses Thier!

(Der Löwe fängt an zu mauen wie eine Katze.)

Thisbe. Hier bleib' ich nicht, es ist Zeit laufen!
O Himmel, ich fall' über den Haufen!
O lieber Löwe, lass mich leben!
Ich will dir gerne meine Schaube geben.

(Sie will die Schaube wegwerfen, kann aber nicht, weil sie zu fest angebunden; als sie endlich die Bänder zurissen, schlägt sie sie dem Löwen um den Kopf und läuft schreiend davon.)

O weh, o weh, wie bang ist mir!
O hätt' ich nur ein Trünklein Bier,
Mein mattes Herz damit zu laben!
Mir ist, als wär' ich schon begraben.

(Thisbe entläuft, der Löwe steht auf, nimmt die grüne Decke gleich einem Mantel um die Achsel und die Schaube in die Hand und tritt neben den Monden.)

M. Krix über und über. Löwe, du möchtest nun wohl hineingehen. Weisst du nicht, dass Herr Peter Squentz gesagt, es stehe seltsam und bärenhäuterisch, wenn die Comoedianten auf der Bühne stehen, selber zusehen und Affen feil haben wollen!

M. Klipperling. Nein, schau, was ist dir daran gelegen? Dir zu Trotz will ich hier stehen.

M. Krix über und über. Gehe vor den Henker hinein, oder ich will dir Beine machen.

M. Klipperling. Du lahmer französischer Schmied! du wirst mir Beine machen, ich sehe der Comödie so gerne zu, als du oder ein Anderer, Trotz dir gesaget!

M. Lollinger. Haltet, haltet stille! ihr werdet mich umstossen und mir das Wasser verschütten!

M. Krix über und über. Was ist daran gelegen?

(Der Mond schlägt dem Löwen die Laterne um den Kopf, der Löwe erwischet den Monden bei den Haaren, in diesem Getümmel werfen sie den Brunnen um und zubrechen ihm den Krug, der Brunn schlägt Beiden die Scherben um die Ohren, Peter Squentz will Frieden machen, wird aber von allen dreien darnieder gerissen und bekommt sein Theil Schläge auch davon.)

M. Lollinger. Ei, es ist schade um meinen schönen Topf, er kostet mich acht weisse Groschen und drei Heller.

P. Squentz. Friede, Friede, Pax vobis! schämet ihr euch nicht? haltet ein, haltet ein! Meister Mondenschein, lasset gehen, Meister Brunn, stehet auf. Haltet ein, sage ich, wer nicht aufhört, soll keinen Heller bekommen. Schämet euch vor ehrlichen Leuten! Meister Löwe, von hier, von hier. Meister Mondenschein, tretet wieder in Ordnung; Thisbe, holet einen anderen Krug heraus. Meister Mondenschein, laufet geschwinde und zündet das Licht wieder an! Das war eine erschreckliche Sau!

Serenus. Der Mond hat den Löwen ziemlich beleuchtet, ich halte, er werde morgen braun und blau aussehen.

Eubulus. Der Monde ist in dem Zeichen des Löwen gewesen und wird vielleicht auch nicht leer ausgegangen sein.

Violandra. Es ist eine erschreckliche Mondenfinsterniss in dem Löwen gewesen. Wir möchten wissen, was sie bedeuten würde.

P. Squentz. Was soll sie bedeuten? der Teufel den Elenden! und gute Schläge

(Pyramus findet den blutigen Mantel der Thisbe, verzweifelt und will sich tödten.)

Pyramus. Ei, ei, was werd' ich nun erdenken!
Ich werde mich für Angst erhenken;
Ei nein, der Strick ist viel zu theuer,
Der Hanf ist nicht gerathen heuer.
O hätt' ich meinen Degen bei mir,
Meinen Bauch den wollt ich geben dir.
Die Liebe hat mich so besessen,
Dass ich mein Schwert daheim vergessen.
Ich mag doch länger nicht hier bleiben,
Ich werde mich gewiss entleiben.
Ich laufe mit dem Kopfe wider die Wand
Oder ersteche mich mit der Hand.

(Er läuft und fällt über seinen Degen.)

Nein lieber, sich — was soll das sein,
Hab ich doch hier das Schwerte mein.
Allons! nun ist's mit mir gethan,
Mein lieber Hals, du musst daran.
Es ist wahrlich schad' um mich,
Frisch auf, mein Herz, und dich erstich.

(Er ziehet den Degen aus, wendet sich gegen die Zuseher und spricht:)

Erschrecket nicht, lieben Leute, ich ersteche mich nicht recht, es ist nur Spiel; wer es nicht sehen kann, der gehe hinaus oder mache die Augen zu, bis ich die schreckliche That verrichtet habe.

Nun gesegne dich Gott, Trinken und Essen,
Ihr Birnen und Aepfel, ich muss euch vergessen;
Ade, ade, all' Alt und Jung,
Der Tod thut nach mir einen Sprung.
Gesegn' euch Gott, Klein und Gross,
Der Tod giebt mir itzt einen Stoss.

(Er zielet eine lange Weile mit dem Degen, hernach wendet er sich zu den Zuhörern und spricht:)

Ei lieber, fürchtet doch euch nicht so, es hat nichts zu bedeuten, seht, ich will mich nur mit dem Knopfe erstechen.

(Hiernach macht er das Wams auf, setzet den Knopf an die Brust, die Spitze an die Bühne, fällt nieder, steht hernach wieder auf, läuft um das ganze Theatrum herum und fanget an:)

Nun hab ich mich gethan vom Brod,
Seht lieber, seht, ich bin steintodt.
Ach, wie wird Thisbe mich beklagen!
Ei lieber, lasst's ihr doch nicht sagen.
Ade, mein Leben hat ein End',
Hie fall' ich auf Bauch, Kopf und Händ'.

(Er fällt wieder nieder, heulet eine lange Weile, verkehret die Augen im Kopfe und schweiget endlich, der Monden löschet sein Licht aus.)

Theodorus. Das ist ein erschrecklicher Tod, wer ihn nur recht beweinen könnte.

Thisbe. Sage Mond, wo ist dein güldner Schein hinkommen,
Wie hast du so sehr abgenommen?
Vorhin warst du lieblich und klar,
Itzt bist du finster ganz und gar.
Wo werd' ich den Pyramus finden?
Ich seh' ihn noch nicht dort dahinten!
Ich habe mich so müde gelaufen,
Mich dürst so, möcht' ich nur eins saufen.
Ich will ihn suchen in dem Gras
Dort bei dem Brunn'; — was ist das?

(Sie fället über Pyramus, stehet auf und besiehet ihn.)

Hilf Gott, es ist mein Pyramus!
Ich will ihm stehlen einen Kuss,
Dieweil er schläft in diesen Ecken
Und sich ins grüne Gras thut strecken,
So kann ich sagen unverhohlen,
Dass ich ihm einen Schmätzerling abgestohlen.

(Sie küsset ihn, Pyramus schnappet nach ihr mit dem Maul.)

Thisbe. Schaut lieber, wie ist er so kalt,
Und hat so eine bleiche Gestalt;
Schaut, wie ihm hangt der Hals und Kopf,
Ach er ist todt der arme Tropf!
Ei lieber, er hat sich erstochen,
Fürwahr, ich hab' es wohl gerochen.
Ach, ach, ach, ach, was fang ich an!
Ach, Thisbe, was hast du gethan?
Die Haar' will ich ausraufen mir

(Sie greift unter die Arme; ridet.)

Und dich beweinen für und für!
O Pyramus, du edler Ritter,
Du allerschönster Muscowitter,
Ei Pyramus, bist du denn todt?
Ei sage mir doch für der letzten Noth
Nur noch ein einzigs Wörtelein.

Pyramus. Ich habe nichts mehr in meinem Zettelein.

Violandra. Das gehet noch wohl hin, wenn die Todten reden können.

P. Squentz. Beim S. Stentzel, Pyramus, ihr seid ja todt, schämt euch für dem Teufel! ihr müsst nichts sagen, sondern stille liegen wie eine todte Sau.

Pyramus. Ja, ja, ja, ich will's schon machen!

Thisbe. Was mach' ich denn nun auf der Welt?
Ich achte nun kein Gut noch Geld.
Ich werde mich wohl auch erstechen
Oder mir ja den Hals entzwei brechen.
O hätt' ich nur den Pfeil allhie,
Ich stäche mir den in die Knie,
Doch er ist weit daheim im Schmeer.
Schaut, hier liegt Pyramus Gewehr.
Gute Nacht, liebes Mütterlein,
Es muss einmal gestorben sein,
Gute Nacht, lieber alter Vater,
Ihr allerschönster grauer Kater.
Mein Pyramus, ich folge dir,
Wir bleiben beisammen für und für,
Ade mein liebes Mäuselein,
Ich steche mich in mein Herzhäuselein.

(Sie sticht sich mit dem Degen, wirft hernach den Degen weg und fällt auf Pyramus, spricht):

Schaut alle, nun bin ich verschieden
Und lieg' allhier und schlaf in Frieden.

Cassandra. Erbärmlicher Zufall, ich habe gelacht, dass mir die Augen übergehen.

Violandra. Wer wird denn die Todten begraben?

Pyramus. Wenn die Comoedianten abgegangen sind, will ich Thisben selber wegtragen.

(Der Mond und Brunnen gehen stille davon, Pyramus steht auf. Thisbe springt ihm auf die Achseln. Pyramus trägt sie mit hinweg.)

P. Squentz. Vorhin war ich ein Prologus,
Jetzund bin ich der Epilogus.
Hiemit endt sich die schöne Comoedie,
Oder, wie man's heisst, die Tragoedie,

Daraus ihr alle sollt nehmen an
Lehr, Trost und Warnung jedermann.
Lernet hier, wie gut és sei,
Dass man von Liebe bleibe frei.
Lernet auch, wenn ihr habt eine Wund',
So zieht den Pfeil hinaus zur Stund',
Und stecket ihn in eine Pechmeste,
So heilt es bald, ihr lieben Gäste.
Das ist fürwahr eine schöne Lehr'.
Ei lieber, sagt, was wollt ihr mehr?
Doch tröstet euch, dass es sei schön,
Wenn man die Todten sieht aufsteh'n.
Ihr Jungfrauen, nehmet dies in Acht,
Und diese Warnung wol betracht,
Dass wenn ihr im Gras schlafen wollt,
Ihr nicht den Mund aufmachen sollt,
So kreucht die Lieb' euch nicht in Hals,
Die Liebe die verderbet all's.
Weiter soll sich auch niemand wundern,
Dass Wand, Löw' und auch Brunn' besondern
In diesem Spiel haben gered't.
Wie wolbedacht man dieses thät.
Der Kirchenlehrer Aesopus spricht,
Dass ein Topf zu dem Topf sich gericht
Und ihm Gesellschaft angetragen,
Aber der eine wollt's nicht wagen;
Auch narriret der Löw' den Schafen
Und thut sie um Muthwillen strafen;
Derhalben kann es gar wol sein,
Dass hier rede Löw' und Brunnen fein.
Dass wir es so gedichtet haben,
Dass ein Todter den andern begraben,
Dasselbe ist geschehen mit Fleiss;
Merket hiervon, was ich weiss.
Ein Christe trug einen todten Juden,
Den sie ihm auf die Schulter luden,
Und als er nun ging seinen Weg,
Kam er zu einem engen Steg,
Beim selben stund ein tiefer Brunn,
Der Christ war heiss vom Jud' und Sonn',
Drum wollt' er trinken frisches Wasser,
Aber der Jude, der lose Prasser,
Ueberwug und zog so fein
Den Christen mit in'n Brunnen 'nein.
So hat der todte Jud' begraben
Den lebendigen Christenknaben.

Drum glaubt, dass man es wol erlebt,
Dass ein Todter den andern begräbt,
Es sei Winter, Sommer oder Lenz,
Wünscht euch zu guter Nacht der Schulmeister und
Kirchschreiber zu Rumpelskirchen Herr Peter Squentz.
Telos, Amen, dixi, finis, Ende.

Theodorus. So hat nun diese Tragoedie ein Ende.

P. Squentz. Ja, Woledelgeborner Herr König, und mangelt nichts mehr als das Trinkgeld.

Theodorus. Wie, wenn wir es mit demselben Actu machten, wie ihr mit der Geburt der jungen Löwen? Das ist, denselben gar ausliessen.

P. Squentz. Ei das müsse der Teufel haben! Ei Herr König, was narret ihr euch viel? Ich weiss wohl, ihr könnet's nicht lassen, ihr werdet uns ja was geben müssen!

Theodorus. Herr Squentz, wir sehen, dass euch bisweilen Witz gebricht.

P. Squentz. Bester Junker König, Geld auch.

Theodorus. Nun, wir wollen sehen, wie der Sachen zu rathen. Lasset uns hören, wie viel Säu' ihr gemacht in eurer Tragoedie.

P. Squentz. Herr König, ich weiss nicht, wie viel ihr gezählet habet; ich kam mit der Rechnung bis auf zehen.

Theodorus. Was kostet eine Sau, so gross als ihr, in eurem Dorfe?

P. Squentz. Eine Sau? Eine Sau so gross als ich? Die kostet, lasst schauen, wie viel giebet man vor eine Sau? zwölf, auch fünfzehn Gulden.

Theodorus. Nun saget mir: zehn mal zwölf, wie viel macht das Gulden?

P. Squentz. Bald, bald, verziehet, ich will es in die *Regul de tri* setzen. Eine Sau um fünfzehn Gulden, wie hoch kommen zehn Säue? (Er schreibt mit Kreide auf die Bühne, hernach fangt er an): Auf den Füssen kommen sie.

Serenus. Es fehlet nicht um ein Haar, lehrt ihr denn eure Schüler nicht rechnen?

P. Squentz. Ja freilich! Wolweiser Junker, vor wen sehet ihr mich an?

Serenus. Was haltet ihr denn vor eine Weise?

P. Squentz. Wenn sie können ein mal eins ist eins, und zwei mal zwei ist sieben, so gebe ich ihnen ausgelernen, und mache sie zu Rechenmeistern, so gut als Seckerwitz und Adam Riese.

Serenus. Das müssen vortreffliche Leute werden.

P. Squentz. So schlimm als kein Rentmeister.

Theodorus. Wol! Wol! Marschalk, man befehle dem Schatzmeister, dass man den Comoedianten so viel mal fünfzehn Gulden gebe, als sie Säue gemacht.

P. Squentz. Grossen Dank, grossen Dank, lieber Herr König. Doch ich höre wol, wir bekommen nur Trinkgeld für die Säu, und für die Comoedie nichts. Hätten wir dieses gewisst, wir wollten mehr Säue gemacht haben. Aber es schadet nicht. Wir sind hiermit wol vergnüget. Gute Nacht, Herr König! Gute Nacht, Frau Königin! Gute Nacht, Junker! Gute Nacht, Jungfer! Gute Nacht, ihr Herren alle mit einander! Nehmet vor diesesmal mit unseren Säuen vor gut, auf ein andermal wollen wir derer mehr machen, und so grosse, als der grösste Bauer, der unter dem ganzen Haufen gewesen.

Theodorus. Kurzweil genug vor diesen Abend, wir sind müder vom Lachen, als vom Zusehen. Dass man die Fackeln anzünde und uns in das Zimmer begleite.

Ende.

XIX. Friedrich von Spee.

Friedrich von Spee, geb. 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, wo sein Vater erzbischöflicher Amtmann war, trat 1610 zu Köln in den Jesuitenorden, lehrte und wirkte in dessen Interesse zu Köln und Paderborn, Würzburg und Bamberg, Hildesheim und Trier, schrieb gegen die entsetzlichen Hexenprocesse (Cautio criminalis s. de processibus contra sagas liber. Rinteln 1631), und wurde in Trier ein Opfer thätiger Menschenliebe in der Pflege verwundeter Franzosen, Spanier und Deutschen, 7. August 1637. Voll tiefer Schönheit, doch zu oft auch süsslich tändelnd sind seine geistlichen Gedichte in der „Trutz-Nachtigall oder Geistliches Poetisch Lust-Wäldlein, anno 1634“, zuerst gedruckt Köln 1649; Ausg. von Hüppe und Junkmann, Coesfeld 1841. — Güldenes Tugendbuch, Köln 1619; Ausg. Coblenz 1829.

(Aus „Trutz-Nachtigall“.)

Vorred' des Autoris.

1. Trutz-Nachtigall wird dies Büchlein genannt, weil es trutz allen Nachtigallen süss und lieblich singet, und zwar aufrichtig poetisch, also dass es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und anderen Poeten dürfte hören lassen.

2. Dass aber nicht allein in lateinischer Sprach', sondern auch sogar in der deutschen man recht gut poetisch reden und dichten könne, wird man gleich aus diesem Büchlein abnehmen mögen und merken, dass es nicht an der Sprach', sondern vielmehr an den Personen, so es einmal auch in der deutschen Sprach' wagen dürften, gemangelt habe. Derohalben hab' ich solchen zu helfen unterstanden und beflissen mich, zu einer recht lieblichen deutschen Poetica die Bahn zu zeigen und zur grösseren Ehre Gottes einen neuen geistlichen Parnassum oder Kunstberg allgemach anzutreten.

3. Sollt' nun solches dem Leser, wie verhoffentlich, wohlgefallen, so sei Gott zu tausendmal gelobt und gebenedeiet; dann ja anders nichts allhie gesucht noch begehrt wird, als dass Gott auch in deutscher Sprach' seine Poeten hätte, die sein Lob und Namen eben so künstlich, als andere in ihren Sprachen, singen und verkünden könnten, und also deren Menschen Herz, so es lesen oder hören werden, in Gott und göttlichen Sachen ein G'nügen und Frohlocken schöpfen.

4. Und zwar die deutsche Wörter betreffend, solle sich der Leser sicher darauf verlassen, dass keines passiert worden, so sich nicht bei guten Autoren finden lasse oder bei guten Deutschen bräuchlich seie, obschon alle und jede Wörter nit bei einer Stadt oder Land zu finden sein, sonder ist das Privilegium oder Vollmacht, Dialekten zu gebrauchen, in Acht genommen.

5. Neben dem ist Fleiss angewendet worden, dass so gar nichts Ungleiches, Hart-, Rauh- oder Gezwungenes je dem Leser zu Ohren komme, wann nur der rechte Schlag und Ton im Ablesen der Versen beobachtet und getroffen wird, welches insonderheit in Acht muss genommen werden; nämlich in den Sprungreimen oder Versen in deutscher Sprach', die sonsten trochaische Vers' bei den Gelehrten genannt werden; sonsten sind es iambische Versen, dann dieser Arten sich am meisten in unser deutschen Sprach' fügen. Und werden die trochaische Reim' also gelesen, wie das Pange lingua gloriosi etc. oder: Mein' Zung' erkling' und fröhlich sing': wie hie

- ◡ | - ◡ | - ◡ | - ◡
- ◡ | - ◡ | - ◡ | -

mit Schlägen gezeigt stehet; mit den anderen hat's kein' besondere Beschwerniss.

6. Soll aber der Leser gute Acht haben, dass er im Lesen keinen Buchstaben oder Syllaben zusetze oder auslasse, damit die poetische Zahl und Maass der Versen nicht verändert und der Schlag und Klang unartig werde, dann keine Sylbe zu viel oder zu wenig ist, wann nur im Abschreiben oder im Druck nichts verfehlet ist. Darum merke man, ob exempelweis' geschrieben sei: drauf oder darauf, drum oder darum, gang oder gange, treib oder treibe, Kreuz oder Kreuze, Tags oder Tages, gehn oder gehen, stehn oder stehen, und dergleichen andere Wörtlein, welche jeweilen eine Syllabe machen und andersmal zwo.

7. Was aber die Quantität, Mensur oder Maass an Kürze und Länge der Syllaben angeht, wird dieselbe am füglichsten genommen aus gemeinem und bewährtem Brauch der recht und wohl redenden Deutschen, also dass hie ein delicat oder zart Gehör von Nöthen ist und Accents Urtheil. Dann in gemeiner Sprach' die Syllaben für lang gehalten werden, auf welche der Accent fällt, nnd die anderen für kurz. Zum Exempel: B r u d e r hat zwei Syllaben, die erste ist bei den Deutschen lang, dann ja ein Deutscher nicht sagt:

Bruder etc. Doch muss man in den trochaischen Versen (will es rund bekennen) zu Zeiten nachsehen und die Aussprach' etwas glimpflicher lenken nach dem Sprung derselben Versen; ist aber also lind angeordnet, dass entweder der Leser es gar nicht vermerken noch achten und auch die Ohren nicht verletzen wird. Und aus diesen Merkpunkten entstehet die Lieblichkeit aller Reimversen, welche sonsten gar ungeschliffen lauten, und weiss mancher nicht, warum sonst etliche Vers' so ungeformt lauten, weil nemlich der Autor kein' Acht hat geben auf den Accent.

1. Eingang zu diesem Büchlein.

Wann Morgenröth' sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich' Sternentanz:
Gleich lüstet mich spazieren
In grünen Lorbeerwald,
Allda dann musiciren
Die Pfeiflein mannigfalt.

Die flügelreiche Schaaren,
Das Federbürschlein zart,
In süssem Schlag erfahren,
Noch Kunst noch Athem spart;
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingen s' wunderfein
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein.

Der hohle Wald ertönet
Ab ihrem krausen Sang;
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Kruften geben Klang.
Die Bächlein krumm geflochten
Auch lieblich stimmen ein,
Von Steinen angefochten
Gar süsslich sausen drein.

Die sanfte Wind' in Lüften
Auch ihre Flügel schwach
An Händen, Füss und Hüften
Erschüttlen mit Gemach;
Da sausen gleich an Bäumen
Die lind gerührte Zweig',
Zur Musik sich nit säumen;
O wohl der süssen Streich'!

Doch süsser noch erklinget
Ein sondres Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bei Mon- und Sonnenschein.
Trutz-Nachtigall mit Namen
Es nunmehr wird genannt
Und vielen wild- und zahmen
Obsieget unbekannt.

Trutz-Nachtigall man's nennet,
Ist wund von süssem Pfeil,
Die Lieb' es lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil.
Geld, Pomp und Pracht auf Erden,
Lust, Freuden es verspott't
Und achtet's für Beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.

Nur klinglet's aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn,
Und nur zu'n Himmelpforten
Verweiset's allen Ton;
Von Bäum' zu'n Bäumen springet,
Durchstreichet Berg und Thal,
Im Feld und Wälden singet,
Weiss keiner Noten Zahl.

Es thut gar manche Fahrten,
Verwechslet Ort und Luft,
Jetzt findet man's im Garten
Betrübt an hohler Kluft,
Bald frisch und freudig singlet
Zusammt der süssen Lerch'
Und, lobend Gott, umzinglet
Den Oel- und andren Berg.

Auch schwebet's auf den Weiden
Und will bei'n Hirten sein,
Da Cedron kommt entscheiden
Die grüne Wiesen rein;
Thut zierlich sammen raffen
Die Verslein in Bezwang,
Und setzet sich zu'n Schafen,
Pfeift manchen Hirtensang.

Auch wieder da nit bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Den leeren Luft zertreibet
Mit schwanken Federlein;
Sich setzt an grober Eichen
Zur schnöden Schädelstatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz noch Peinen satt.

Mit ihm will mich erschwingen
Und, manchem schwebend ob,
Den Lorberkranz ersingen
In deutschem Gotteslob.
Dem Leser nicht verdriesse
Der Zeit und Stunden lang,
Hoff', ihm es noch erspriesse
Zu gleichem Cithersang.

2. Poetisch Gedicht von dem h. Francisco Xavier der Gesellschaft Jesu, als er in Japon schiffen wollte, allda die heidnische Völker zu bekehren.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieser Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielens' ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Maltens' ihm für Augen dar,
Red'ten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

„Schweiget, schweiget von Gewitter,
Ach, von Winden schweiget still,
Nie noch wahrer Held noch Ritter
Achtet' solcher Kinderspiel'.
Lasset Wind und Wetter blasen,
Flamm' der Lieb' vom Blasen wächst;
Lasset Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

Ei doch, lasset ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth!
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spiess' und Pfeil' und blosse Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeis'
Macht Soldaten mehr verwegen
Und sie lockt zum Ehrenpreis.

Lasset nur ihr' Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestum.
Lasst die brummend' Wellen schwätzen
Und die Trommeln schlagen um;
Nord und Süden, Ost und Westen
Kämpfen lasst auf salzem Feld',
Nie wird's dem an Ruh' gebresten,
Wer nur Fried' im Herzen hält.

Wer will's über Meer nit wagen,
Ueber tausend Wässer wild,
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt?
Wem will grausen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel nass,
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen, schön ohn' alle Maass?

Eya, stark' und freche Wellen!
Eya, stark' und stolze Wind'!
Ihr mich nimmer sollet fällen,
Euch zu stehn ich bin gesinnt.
Seelen, Seelen muss ich haben!
Sattlet euch nur, hölzen Ross'!
Ihr müsst über Wellen traben;
Nur von Ufer drücket los!"

3. Trauergesang von der Noth Christi am Oelberg' in dem Garten.

Bei stiller Nacht zur ersten Wacht
Ein' Stimm' sich gunnt zu klagen;
Ich nahm in Acht, was die da sagt',
That hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig ohn' Gefährten,
In grosser Noth, fast halber todt,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt er hat in Armen,
Viel weiss- und bleicher dann der Tod,
Eim Stein es möcht' erbarmen.

„Ach, Vater, liebster Vater mein,
Und muss den Kelch ich trinken?
Und mag's dann ja nit anders sein?
Mein' Seel' nit lass' versinken!"

„„Ach liebes Kind, trink' aus geschwind,
Dir's lass' in Treuen sagen!
Sei wohl gesinnt, bald überwind',
Den Handel musst du wagen!""

„Ach, Vater mein! und kanns nit sein?
Und muss ich's je dann wagen?
Will trinken rein den Kelch allein,
Kann dirs ja nit versagen!

Doch Sinn und Muth erschrecken thut,
Soll ich mein Leben lassen!
O bitter Tod! mein Angst und Noth
Ist über alle Maassen.

Maria zart, jungfräulich Art!
Sollt du mein' Schmerzen wissen,
Mein' Leiden hart zu dieser Fahrt,
Dein Herz wär' schon zerrissen.

Ach, Mutter mein! bin ja kein Stein,
Das Herz mir dörft zerspringen!
Sehr grosse Pein muss nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

Ade, ade, zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde!
Ist niemand, der dann mit mir wacht
In dieser wüsten Wilde?

Ein Kreuz mir für den Augen schwebt,
O weh der Pein und Schmerzen!
Dran soll ich Morgen wern erhebt,
Das greifet mir zum Herzen.

Viel Ruthen, Geissel, Scorpion'
In meinen Ohren sausen,
Auch kommt mir vor ein' dörnen' Kron';
O Gott! wem wollt' nit grausen!

Zu Gott ich hab' gerufen zwar
Aus tiefen Todesbanden,
Dennoch ich bleib' verlassen gar,
Ist Hilf' noch Trost vorhanden!

Der schöne Mon will untergohn,
Für Leid nit mehr mag scheinen,
Die Sternen la'n ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen.

Kein Vogelsang noch Freudenklang
Man höret in den Luften,
Die wilden Thier' traurn auch mit mir
In Steinen und Kluften."

4. Am heiligen Fronleichnams-Fest, von dem hochwürdigen Sacrament des Altars.

Richt' auf, du Purpurmorgenstund',
Die Stirn', besteck's' mit Rosen,
Und lasst von edler Speisen rund
Zum Frühstück zeitlich kosen.

Die taubenreine Tochter schön
Von Sion wol entsprossen,
Zugleich wird heben ihr Getön
Mit uns ganz unverdrossen.

Fast hoch will heut gepriesen sein
Ein' Tracht von gelben Aehren,
Ein Kern und Mark von Weizen rein;
Ja, will's noch bass erklären:
Ein Brod, nit Brod, ganz lebenreich,
Da drin ward lebend gessen,
Der ungleich bei den Zwölfen gleich
Zum Abendmahl gesessen.

Der Herr zur letzten Tafel sass,
Er sechster selb und sieben.
Manhu? Manhu? was da? was das?
Nimm wahr, was er getrieben!
Er nahm das Brod, nahm auch den Wein
Und gab's den Tischgenossen,
Verwandlet's in den Leichnam sein,
In's Blut, für uns vergossen.

Das Brod, ich sprich', den Weizenschnee
Nahm erstlich er zu'n Händen,
Er's ihnen reicht' und thät es gäh'
Zum wahren Fleisch verwenden;
Hernach den Wein, den rothen Saft,
Reicht' ihnen gleichermassen,
Durch nur im Wort verfasste Kraft
In wahres Blut zerlassen.

O Lieb', du viel zu stark und gross!
Hast frei mit Gott gerungen,
Hast ihm durch süssen Herzenstoss
Gross Wunder abgedrungen.
Das ewig Wort mit kurzem Wort
Brod, Wein in sich verwandlet
Und trank- und essbar beider Sort'
Sich selbsten hebt und handelt.

Dann weiters auch, was er vollbracht,
Nach ihm wollt's hinterlassen;
Er gab den Zwölfen selbe Macht,
So mit zur Tafel sassen.
Von ihm hernach ha'n wir's ererbt,
So durch den Priestersegen
Mit gleichen Worten ungefärbt
Uns gleicher That verwegen.

In Jesu Leib wir Wein und Brod
Ganz wesentlich verkehren,
Betrachten seine Pein und Tod
Wohl oft mit warmen Zähren.
Zum Opfer gross wir's tragen auf,
Bis wo sich kehrt und wendet
Die gülden' Post in stetem Lauf',
So Licht und Strahlen spendet.

Wo früh die Sonn' gleich rühret an
Die Morgenross' mit Sporen,
Und wo zu Nacht von weisser Bahn
Sie reit't zu'n schwarzen Mohren,
Dem Höchsten man zu Lob und Preis
Das Opfer gross erweiset,
Und wird der Leichnam schwanenweiss
In ganzer Welt gespeiset.

Substanz und Wesen Brod- und Weins
Zum Leib sich überleiben,
Doch Brod und Wein von aussen scheint's,
Die Zufäll' je noch bleiben.
Geruch, Geschmack, Farb' und Gestalt
Sich frisch noch lassen finden,
Als wie vom Wesen abgespalt't,
Nur blosse Schal und Rinden.

Gestalten, beide nakt und bloss,
Wie Wein und Brod geründet,
Seind wein-und brod-und bodenlos
Und stehn ohn' Grund gegründet;
Ja, drunter noch versteckt, vermummt,
Gott selb sich hehlt verschoben.
Für Wunder Erd' und Meer verstummt,
Und Luft und Himmel droben!

Was vor es war, ist nun nit hie,
Die Ding' seind unterscheiden,
Wie vor doch's war, so bleibet's je,
Der Schein ist gleich an beiden.

So schmeckt man da, was nit mehr da,
Was lang' verzehrt vom Segen;
Nit schmeckt man da, was wahrlich da
Von Fleisch und Blut zugegen.

Den Leib man leiblich niessen thut,
Nur nichts in Leibsgestalten,
Und blütig nimmt man wahres Blut,
Kein Sinn für Blut kann's halten.
Es alles ist verdunklet gar
Und, wie die Kirch' uns rühmet,
Mit fremder Form und Schein fürwahr
Ganz obenhin verblümet.

Wer nun in Blutsgestalt verdeckt,
Gottmensch, wer da verborgen,
Er auch in Weinsgestalten steckt;
Leg' ab die Wankelsorgen!
Du mehr nit auch in beiden gleich,
Als nur in eim kannst niessen;
Die Stücklein seind auch eben reich
Und eben weit erspriessen.

Wann schon in zarte Brosamlein
Der Brodschein wird zergrümmlet,
Von Christi Leib doch sag' ich nein,
Er drum nit wird gestümmlet.
Im ganz- und halben eben ganz,
Ist ganz in gross- und kleinem,
Und leuchtet dieser Sonnenglanz
Nit vielen mehr, als einem.

Der lebend Leichnam unzertrennt,
Zugleich im Himmel droben,
Zugleich ist aller Ort' und End',
Wo jenes Brod erhoben.
In vielmal tausend Kirchen dann,
Auf mehr und mehr Altären,
An so viel Ort' und Stellen man
Von Christi Leib mag zehren.

Zu gleicher Zeit, zu gleicher Frist
In tausend viel Oblaten
Auf einmal einer vielmal ist;
O wohl der Wunderthaten!
Der Glaub' allein es freilich sicht,
Der Sinn giebt gar verloren;
Noch Händ' noch Augen greifen's nicht,
Verstand mag's nie durchbohren.

Und zwar wer's niesset unbereit't,
Ich sag's mit wahren Worten,
Vom Frech- und Hochmuth wird verleit't
Zum Tod' und schwarzen Pforten;
Hingegen wer sich prüfet vor
Und dann der Speis' geniesset,
Man ihm die schöne Thür' und Thor'
Zum Leben weit erschliesset.

Ei da dann! lasst uns dies Gericht
In Demuth hoch verehren
Und nieder Hals und Angesicht
Zur Erden tief beschweren;
Und lasst das Heilthum und Monstranz,
Weil Ketzer es verhöhnen,
Mit manchem schönen Blumenkranz
Nach alter Andacht krönen!

Uns lasst mit zartem Rosmarein
Die Rosen roth vermählen,
Die Lilgen auch mit schnüren ein,
Die Näglein auch nit fehlen!
Uns lasst die Strass- und Gassen all'
Erfrischen allerwegen
Mit lind gestreutem Blätterfall,
Mit trucknem Blumenregen!

Lasst Harf- und Lauten hochgestimmt
Mit süssem Schlag' durchstreifen;
Man's nimmer doch, was Gott geziemt,
Mit Noten wird ergreifen.
Gelobet sei das Manna zart,
Von oben abgeriesen!
Sei Gott, von dem es geben ward,
In Ewigkeit gepriesen!

XX. Paul Gerhardt.

Paul Gerhardt, geb. 1606 zu Gräfenhainichen (Regierungsbezirk Merseburg), war noch 1651 Cand. theol. und Hauslehrer in Berlin, dann bis 1657 Propst in Mittenwalde, hierauf Diaconus an St. Nicolai in Berlin. Streng lutherisch, wollte er sich an das von dem (ref.) grossen Kurfürsten im Sinne der Union erlassene Edict vom 16. Sept. 1664 nicht binden und musste 1666 die Pfarre aufgeben. 1665 verlor er seinen Sohn, 1668 seine Gattin, lebte bis 1669 ohne Amt in Berlin und ward dann Archidiaconus in Lübben, wo er 7. Juni 1676 starb. Seine (124) geistlichen Lieder, grossentheils noch jetzt Perlen der evangelischen Gesangbücher, sind Ausdruck des inneren Lebens des Christen, seiner Hoffnung und Freudigkeit, seiner Demuth und Ergebung; manche sind Volkslieder geworden. Erste Ausgabe: Pauli Gerhardi geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern, hervorgegeben und verlegt von Joh. Ebeling, Berlin 1667. Neuere Ausgaben von O. Schulz, Ph. Wackernagel, die beste krit. Ausgabe J. F. Bachmann, Berlin 1866.

1. Nun ruhen alle Wälder.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Stadt u. Felder,
Es schläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wolgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr hin, ein ander Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternen prangen
Am blauen Himmelssaal:
Also werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heissen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit,
Die ich zieh' aus: dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Häupt, die Füss' und Hände
Sind froh, dass nun zum Ende
Die Arbeit kommen sei:
Herz, freu' dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht hin und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund' und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.

Mein' Augen steh'n verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen,
Wo bleibt denn Leib und Seel'?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allem Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel.

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So lass die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr:
Gott lass' euch selig schlafen,
Stell' euch die güld'ne Waffen
Um's Bett und seiner Engel Schaar.

2. Wie soll ich dich empfangen.

Wie soll ich dich empfangen?
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen!
O meiner Seelen Zier!
O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sei.

Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiss.

Was hast du unterlassen
Zu meinem Trost und Freud?
Als Leib und Seele sassen
In ihrem grössten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht,
Da bist du, mein Heil, kommen,
Und hast mich frei gemacht.

Ich lag in schweren Banden,
Du kömmst und machst mich los;
Ich stund in Spott und Schanden,
Du kömmst u. machst mich gross,
Und hebst mich hoch zu Ehren,
Und schenkst mir grosses Gut,
Das sich nicht lässt verzehren,
Wie irdisch Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmels Zelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt
In ihren tausend Plagen
Und grossen Jammerlast,
Die kein Mund kann aussagen,
So fest umfangen hast.

Das schreib' dir in dein Herze,
Du hochbetrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr.
Seid unverzagt! ihr habet
Die Hülfe für der Thür,
Der eure Herzen labet
Und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen
Noch sorgen Tag und Nacht,
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht.
Er kömmt, er kömmt mit Willen,
Ist voller Lieb' und Lust,
All' Angst und Noth zu stillen,
Die ihm an Euch bewusst.

Auch dürft ihr nicht erschrecken
Für eurer Sünden Schuld:
Nein! Jesus will sie decken
Mit seiner Lieb' und Huld.
Er kömmt, er kömmt, den Sündern
Zum Trost und wahrem Heil,
Schafft, dass bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind' und ihrer Tück'?
Der Herr wird sie zerstreuen
In einem Augenblick.
Er kömmt, er kömmt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerstande seind.

Er kömmt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem, der ihm flucht;
Mit Gnad' und süssem Lichte
Dem, der ihn liebt und sucht.
Ach komm', ach komm', o Sonne,
Und hol' uns allzumal
Zum ew'gen Licht und Wonne
In deinen Freudensaal!

3. O Häupt voll Blut und Wunden.

(Vgl. des h. Bernhard v. Clairvaux [† 1153] Salve caput cruentatum.)

O Häupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Häupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornen Kron!
O Häupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Itzt aber hoch schimpfiret:
Gegrüsset seist du mir!

Du edles Angesichte,
Dafür sonst schrickt und scheut
Das grosse Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit?
Wie bist du so erbleichet?
Wer hat dein Augenlicht,
Dem sonst kein Licht nicht gleichet,
So schändlich zugericht't?

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen,
Des blassen Todes Macht
Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last,
Ich hab' es selbst verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau' her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat;
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'!

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm' mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Guts gethan:
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süsser Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmelslust.

Ich will hie bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht;
Von dir will ich nicht gehen,
Wann dir dein Herze bricht;
Wann dein Herz wird erblassen
Im letzten Todesstoss,
Alsdann will ich dich fassen
In meinen Arm und Schoss.

Es dient zu meinen Freuden
Und kömmt mir herzlich wohl,
Wann ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden soll.
Ach möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deines Todes-Schmerzen,
Da du's so gut gemeint,
Ach gieb, dass ich mich halte
Zu dir und deiner Treu',
Und wann ich nun erkalte,
In dir mein Ende sei.

Wann ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wann ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür:
Wann mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiss' mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein!

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod',
Und lass mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

4. Ich bin ein Gast auf Erden.

Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab' hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
Da ist mein Vaterland.
Hier reis' ich aus und abe,
Dort in der ew'gen Ruh'
Ist Gottes Gnaden-Gabe,
Die schleusst all' Arbeit zu.

Was ist mein ganzes Wesen
Von meiner Jugend an,
Als Müh' und Noth gewesen?
So lang ich denken kann,
Hab' ich so manchen Morgen,
So manche liebe Nacht
Mit Kummer und mit Sorgen
Des Herzens zugebracht.

Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erschreckt,
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir manch' Angst erweckt;
Verfolgung, Hass und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verschuld',
Hab' ich doch müssen leiden
Und tragen mit Geduld.

So ging's den lieben Alten,
An derer Fuss und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
Wann's fehlt am guten Rath.
Wie musste sich doch schmiegen
Der Vater Abraham,
Eh' als ihm sein Vergnügen
Und rechte Wohnstatt kam!

Wie manche schwere Bürde
Trug Isaac, sein Sohn!
Und Jacob, dessen Würde
Stieg bis zum Himmels Thron,
Wie musste der sich plagen,
In was für Weh und Schmerz,
In was für Furcht und Zagen
Sank oft sein armes Herz!

Die frommen, heil'gen Seelen,
Die gingen fort und fort
Und änderten mit Quälen
Den erst-bewohnten Ort.
Sie zogen hin und wieder,
Ihr Kreuz war immer gross,
Bis dass der Tod sie nieder
Legt in des Grabes Schooss.

Ich habe mich ergeben
In gleiches Glück und Leid.
Was will ich besser leben,
Als solche grosse Leut'?
Es muss ja durchgedrungen,
Es muss gelitten sein.
Wer nicht hat wohl gerungen,
Geht nicht zur Freud' hinein.

So will ich zwar nun treiben
Mein Leben durch die Welt,
Doch denk' ich nicht zu bleiben
In diesem fremden Zelt.
Ich wand're meine Strassen,
Die zu der Heimath führt,
Da mich ohn' alle Massen
Mein Vater trösten wird.

Mein' Heimath ist dort droben,
Da aller Engel Schaar
Den grossen Herrscher loben,
Der alles ganz und gar
In seinen Händen träget
Und für und für erhält,
Auch alles hebt und leget,
Nach dem's ihm wohlgefällt.

Zu dem steht mein Verlangen,
Da wollt' ich gerne hin:
Die Welt bin ich durchgangen,
Dass ich's fast müde bin:
Je länger ich hier walle,
Je wen'ger find ich Lust,
Die meinem Geist gefalle;
Das Meist' ist Stank und Wust.

Die Herberg ist zu böse,
Der Trübsal ist zu viel.
Ach komm, mein Gott, und löse
Mein Herz, wann dein Herz will:

Komm, mach' ein selig's Ende
An meiner Wanderschaft,
Und was mich kränkt, das wende
Durch deinen Arm und Kraft.

Wo ich bisher gesessen,
Ist nicht mein rechtes Haus;
Wann mein Ziel ausgemessen,
So tret' ich dann hinaus,
Und was ich hier gebrauchet,
Das leg' ich alles ab;
Und wann ich ausgehauchet,
So scharrt man mich in's Grab.

Du aber, meine Freude,
Du meines Lebens Licht,
Du zeuchst mich, wann ich scheide,
Hin vor dein Angesicht,
In's Haus der ew'gen Wonne,
Da ich stets freudenvoll,
Gleich als die helle Sonne,
Nebst andern leuchten soll.

Da will ich immer wohnen,
Und nicht nur als ein Gast,
Bei denen, die mit Kronen
Du ausgeschmücket hast:
Da will ich herrlich singen
Von deinem grossen Thun,
Und frei von schnöden Dingen
In meinem Erbtheil ruh'n.

XXI. Johann Scheffler, gen. Angelus Silesius.

Johann Scheffler, geb. 1624 zu Breslau, studirte 1643 — 1647 zu Strassburg, Leyden und Padua Medicin, ward 1649 Leibarzt des (luth.) Herzog zu Oels, trat, von Gewissensbedenken und mystischer Schwärmerei getrieben, 1653 in Breslau zur katholischen Kirche über (J. Scheffler's von Breslau gründliche Ursachen und Motiven, warumb er von dem Lutherthum abgetreten etc., Olmütz 1653), widmete sich ganz der Theologie und geistlichen Dichtung, ward 1661 Franziskaner (nicht Jesuit), verfasste seitdem zahlreiche polemische Schriften (gesammelt in seiner Ecclesiologia) und starb 1677. Hauptwerke Scheffler's sind: „Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche", Breslau 1657, der geistlichen Lyrik Spee's nahe verwandt, doch männlicher; und: „Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schlussreime, zur göttlichen Beschauung anleitend", Wien 1657, mehr als 1600 Epigramme in 5 Büchern, reich an mystischem Gehalt, oft zum Pantheismus hinüberschlagend. Ausg.: Joh. Scheffler's (Angelus Silesius) sämmtliche poetische Werke, herausgegeben von Dr. D. A. Rosenthal, 2 Bände, Regensburg 1862.

Aus der heiligen Seelenlust.

1. Sie (Psyche) verspricht sich, ihn bis in den Tod zu lieben.

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will die lieben, meine Zier,
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier:
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Ich will dich lieben, o mein Leben,
Als meinen allerbesten Freund;
Ich will dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glanz bescheint,
Ich will dich lieben, Gottes Lamm,
Als meinen Bräutigam.

Ach, dass ich dich so spät erken-
Du hochgelobte Schönheit du! [net,
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Gut und wahre Ruh!
Es ist mir leid und bin betrübt,
Dass ich so spät geliebt.

Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich suchte dich und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet
Und liebte das geschaffne Licht;
Nun aber ist's durch dich gescheh'n,
Dass ich dich hab' erseh'n.

Ich danke dir, du wahre Sonne,
Dass mir dein Glanz hat Licht gebracht;
Ich danke dir, du Himmelswonne,
Dass du mich froh und frei gemacht:
Ich danke dir, du güldner Mund,
Dass du mich machst gesund.

Erhalte mich auf deinen Stegen,
Und lass mich nicht mehr irre gehn;
Lass meinen Fuss auf deinen Wegen
Nicht straucheln oder stille stehn:
Erleucht' mir Leib und Seele ganz,
Du starker Himmelsglanz.

Gieb meinen Augen süsse Thränen,
Gieb meinem Herzen keusche Brunst
Lass meine Seele sich gewöhnen,
Zu üben in der Liebe Kunst;
Lass meinen Sinn, Geist und Verstand,
Stets sein zu dir gewandt.

Ich will dich lieben, meine Krone,
Ich will dich lieben, meinen Gott;
Ich will dich lieben ohne Lohne
Auch in der allergrössten Noth;
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

2. Sie fraget bei den Creaturen nach ihrem Allerliebsten.

Wo ist der Schönste, den ich liebe?
Wo ist mein Seelen-Bräutigam?
Wo ist mein Hirt und auch mein Lamm?
Um den ich mich so sehr betrübe?

Sagt an, ihr Wiesen und ihr Matten,
Ob ich bei euch ihn finden soll?
Dass ich mich unter seinem Schatten
Kann laben und erfrischen wohl.

Sagt an, ihr Lilien und Narcissen,
Wo ist das zarte Lilien-Kind?
Ihr Rosen, saget mir geschwind,
Ob ich ihn kann bei euch geniessen?
Ihr Hyacinthen und Violen,
Ihr Blumen alle mannichfalt,
Sagt, ob ich ihn bei euch soll holen,
Damit er mich erquicke bald?

Wo ist mein Brunn', ihr kühlen Brünne?
Ihr Bäche, wo ist meine Bach?
Mein Ursprung, dem ich gehe nach,
Mein Quell, auf den ich immer sinne?
Wo ist mein Lustwald, o ihr Wälder?
Ihr Ebenen, wo ist mein Plan?
Wo ist mein grünes Feld, ihr Felder,
Ach, zeigt mir doch zu ihm die Bahn!

Wo ist mein Täublein, ihr Gefieder?
Wo ist mein treuer Pelican,
Der mich lebendig machen kann?
Ach, dass ich ihn doch finde wieder!
Ihr Berge, wo ist meine Höhe?
Ihr Thäler, sagt, wo ist mein Thal?
Schaut, wie ich hin und wieder gehe
Und ihn gesucht hab' überall!

Wo ist mein Leitstern, meine Sonne,
Mein Mond und ganzes Firmament?
Wo ist mein Anfang und mein End'?
Wo ist mein Jubel, meine Wonne?
Wo ist mein Tod und auch mein Leben,
Mein Himmel und mein Paradeis?
Mein Herz, dem ich mich so ergeben,
Dass ich von keinem andern weiss?

Ach Gott, wo soll ich weiter fragen?
Er ist bei keiner Creatur.
Wer führt mich über die Natur?
Wer schafft ein Ende meinem Klagen?
Ich muss mich über alles schwingen,
Muss mich erheben über mich;
Dann, hoff' ich, wird mir's wohl gelingen,
Dass ich, o Jesu, finde dich.

3. Sie bittet ihn um ein seliges Ende.

O treuer Jesu, der du bist
Mein Hirte, Trost und Leben,
Mein bester Freund zu jeder Frist,
Dem ich mich ganz ergeben;
Ich bitte dich
Ganz inniglich,
Lass mich doch nicht verderben,
Wenn kommt die Zeit zu sterben.

Steh' mir am letzten Ende bei
Und hilf mir überwinden,
Mach' mich von meinen Schulden frei
Und sprich mich los von Sünden;
In aller Noth
Sei mir dein Tod
Und unverschuld'tes Leiden
Ein Anblick grosser Freuden.

Erscheine mir zur selben Zeit
Mit deinen off'nen Wunden,
Die du, dass ich soll sein befreit,
Aus lauter Lieb' erfunden;
Dein theures Blut
Komm' mir zu gut,
Und labe meine Seele
In ihrer matten Höhle.

Und wenn ich nicht mehr sprechen kann
Noch meinen Mund bewegen,
So nimm die schwachen Seufzer an,
Die sich im Herzen regen.
Lass für und für
Gar süss in mir
Den Namen Jesu schallen,
Wenn mir's Gehör entfallen.

Darneben bitt' ich, treuer Gott,
Du woll'st mich ganz umfassen,
Und ja nicht in derselben Noth
Aus deinen Armen lassen.
Ach, möcht' ich doch
Auch heute noch
Die theure Gunst erwerben,
In deiner Schooss zu sterben.

Ei nun, so komm' zu deinem Lamm,
Mein Hirte, Trost und Leben;
Mein bester Freund und Bräutigam,
Dem ich mich ganz ergeben.
Komm' bald zu mir,
Nimm mich zu dir
Aus diesem See der Leiden,
In's Reich der ew'gen Freuden.

4. Sie ergiebet sich der ewigen Liebe.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wieder bracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war;
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich warst ganz und gar;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit;
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn;
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich ewig liebet,
Die für meine Seele bitt't;
Liebe, die das Lösgeld giebet
Und mich kräftiglich vertritt:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

5. Sie vermahnet zur Nachfolge Christi.

Mir nach, spricht Christus, unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle;
Verläugnet euch, verlasst die Welt,
Folgt meinem Ruf und Schalle.
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Ich bin das Licht, ich leucht' euch für
Mit heil'gem Tugendleben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darf nicht im Finstern schweben:
Ich bin der Weg, ich weise wol,
Wie man wahrhaftig wandeln soll.

Mein Herz ist voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele;
Mein Mund der fleusst zu jeder Zeit
Von süssem Sanftmuth-Oele;
Mein Geist, Gemüthe, Kraft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auf ihn.

Fällt's euch zu schwer? Ich geh' voran,
Ich steh' euch an der Seite;
Ich kämpfe selbst, ich brech' die Bahn,
Bin alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still darf stehn,
Wenn er den Feldherrn an sieht geh'n.

Wer seine Seel zu finden meint,
Wird sie ohn' mich verlieren;
Wer sie um mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen.
Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier.

So lasst uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreuz nachgehen,
Und wohlgemuth, getrost und gern
In allen Leiden stehen.
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

Aus dem Cherubinischen Wandersmann.

I., 1. Rein wie das feinste Gold, steif wie ein Edelstein,
Ganz lauter wie Krystall soll dein Gemüthe sein.

5. Ich weiss nicht, was ich bin; ich bin nicht, was ich weiss;
Ein Ding und nit ein Ding: ein Tüpfchen und ein Kreis.

18. Gott liebt mich über sich; lieb' ich ihn über mich,
So geb' ich ihm so viel, als er mir giebt aus sich.

30. Ich glaube keinen Tod; sterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal ein besser Leben funden.

37. Nichts ist, das dich bewegt; du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten lauft und keine Ruhe hat.

56. So du aus Missvertrau'n zu deinem Gotte flehest,
Und ihn nicht sorgen lässt: schau', dass du ihn nicht schmähest.

61. Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst noch ewiglich verloren.

90. Die Gottheit ist mein Saft: was aus mir grünt und blüht,
Das ist sein heil'ger Geist, durch den der Trieb geschieht.

I., 105. Ich trage Gottes Bild; wenn er sich will beseh'n,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, gescheh'n.

115. Ich selbst muss Sonne sein, ich muss mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

148. Der Sinn, der Geist, das Wort, die lehren klar und frei,
So du es fassen kannst, wie Gott dreieinig sei.

168. O Wunder! Christus ist die Wahrheit und das Wort,
Licht, Leben, Speis und Trank, Pfad, Pilgram, Thür und Ort.

169. Die Heil'gen sind darum mit Gottes Ruh' umfangen
Und haben Seligkeit, weil sie nach Nichts verlangen.

185. Nicht du bist in dem Ort, der Ort der ist in dir;
Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

213. Der Durst ist nicht ein Ding, und doch kann er dich plagen:
Wie soll denn nicht die Sünd' den Bösen ewig schlagen?

218. Wer in dem Nächsten nichts als Gott und Christum sieht,
Der siehet mit dem Licht, das aus der Gottheit blüht.

231. Christ, wenn ein Schiffseil wird durch's Nadelöhr gezogen,
So sprich: der Reiche sei in's Himmelreich geflogen.

263. Die ew'ge Gottheit ist so reich an Rath und That,
Dass sie sich selbst noch nie ganz ausgeforschet hat.

265. Ach, dass wir Menschen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein jeder seinen Ton mit Lust zusammen schrei'n!

270. Die Creaturen sind des ew'gen Wortes Stimme:
Es singt und klingt sich selbst in Anmuth und im Grimme.

289. Die Ros' ist ohn' warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht't nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

296. Gott ist nicht alles nah': die Jungfrau und das Kind,
Die zwei, die sind's allein, die Gott's Gespielen sind.

II., 2. Die Lieb' ist ein Magnet, sie ziehet mich in Gott,
Und was noch grösser ist, sie reisset Gott in Tod.

24. Wer ihm den Mittelpunkt zum Wohnhaus hat erkiest,
Der sieht mit einem Blick, was in dem Umschweif ist.

26. Du edle Freiheit, du; wer sich nicht dir ergiebt,
Der weiss nicht, was ein Mensch, der Freiheit liebet, liebt.

28. Die Gleichheit ist ein Schatz: hast du sie in der Zeit,
So hast du Himmelreich und volle Seligkeit.

55. Gott ist nur eigentlich: Er lebt und liebet nicht,
Wie man von mir und dir und andern Dingen spricht.

69. Die Welt ist meine See, der Schiffmann Gottes Geist,
Das Schiff mein Leib, die Seel' ist's, die nach Hause reist.

207. Nicht du bist, der da lebt, denn das Geschöpf ist todt;
Das Leben, das in dir dich leben macht, ist Gott.

II., 217. Sei hungrig, arm und sanft, barmherzig, friedlich, rein,
Betrübt, verfolgt um Gott, so kannst du selig sein.

229. Spei'st du die Bilder an und bist doch selbst ein Bild?
Was meinst du denn von dir, wie du bestehen willt?

234. Lieb' ist die Königin, die Tugenden Jungfrauen,
Die Mägde Werk und That: wem willst du dich vertrauen?

255. Fünf Staffeln sind in Gott: Knecht, Freund, Sohn, Braut, Gemahl:
Der weiter kommt, verwird und weiss nichts mehr von Zahl.

III., 41. Ach Kind! ist's dir denn auch zur Zeit noch nicht bewusst,
Dass man nicht immer liegt an uns'res Herren Brust?
Wen er am liebsten hat, der muss in Kreuz und Pein,
In Marter, Angst und Tod der Nächste bei ihm sein.

56. Gewöhne dich, mein Kind, auf Christi Art zu kriegen,
So wirst du deinen Feind gar ritterlich besiegen.
Wie da? mit Liebe streit', mit Sanfmuth und Geduld,
Weich' seinen Streichen aus und sei ihm gerne huld.

92. Kein grösser Heiligthum kann man auf Erden finden,
Als einen keuschen Leib mit einer Seel' ohn' Sünden.

108. Halt deinen Leib in Ehr'n, er ist ein edler Schrein,
In dem das Bildniss Gott's soll aufbehalten sein.

119. Den halt' ich im Tingir'n für Meister und bewährt,
Der Gott zu Lieb' sein Herz in's feinste Gold verkehrt.

162. Aus Gott wird man gebor'n, in Christo stirbet man,
Und in dem heiligen Geist fäht man zu leben an.

195. Die Weisheit schauet Gott, die Liebe küsset ihn:
Ach, dass ich nicht voll Lieb' und voller Weisheit bin!

206. Viel wissen ist zwar fein: doch giebt's nicht solche Lust,
Als sich von Kindheit an nichts Böses sein bewusst.

212. Die Weisheit ist ein Quell; je mehr man aus ihr trinkt,
Je mehr und mächtiger sie wieder treibt und springt.

235. Die Teufel lästern Gott, das Vieh das acht't ihn nicht,
Die Menschen lieben ihn, die Engel schau'n sein Licht
Stets unverwendet an. Aus diesen kannst du kennen,
Wen du sollst Engel, Mensch, Vieh oder Teufel nennen.

IV., 42. Maria wird genannt ein Thron und Gott's Gezelt,
Ein' Arche, Burg, Thurm, Haus, ein Brunn, Baum, Garten, Spiegel,
Ein Meer, ein Stern, der Mond, die Morgenröth', ein Hügel.
Wie kann sie alles sein? sie ist ein' and're Welt.

V., 342. Gott ist ein Organist, wir sind das Orgelwerk;
Sein Geist bläst jedem ein und giebt zum Ton die Stärk'.

368. Ein Fünklein auss'rem Feu'r, ein Tropfen auss'rem Meer,
Was bist du doch, o Mensch, ohn' deine Wiederkehr!

XXII. Friedrich von Logau.

Fr. v. Logau, geb. 1604 zu Brockgut in Schlesien, war Rath des Herzogs Ludwig von Brieg, später von Liegnitz, wo er 1655 starb. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hiess er der „Verkleinernde"; unter dem Namen Salomon von Golaw gab er 1648 heraus: Erstes Hundert deutscher Reimen-Sprüche, und 1654: Deutscher Sinn-Gedichte drei Tausend; meist Epigramme in wechselndem Maass, welche einerseits die Schäden der Zeit, andrerseits des Dichters scharfen und kernigen Geist in helles Licht setzen. — Ausg.: Friedrichs von Logau Sinngedichte, 12 Bücher, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing, Leipzig 1759 (stark überarbeitet). — Sinnged. von F. v. L., hsg. v. G. Eitner, s. Goedeke u. Tittmann III.

Aus dem ersten Tausend deutscher Sinngedichte.

I., 6. Tag, und ein Tageswunsch.

Die Nacht ist nun dahin, die Sonn' ist wieder kommen,
Der Schlaf, des Todes Bild, ist weg von uns genommen;
Herr Gott, du reines Licht, lass' ferne von mir sein
Der Sünden finstre Werk', und gieb mir deinen Schein!
Lass mich dein werthes Wort frei, offentlich bekennen.
Lass mich in deiner Lieb' und meines Nächsten brennen,
Lass meinen Sinn und Geist sein wacker für und für,
Zu thun, was mir gebührt, und wohl gefället dir!
Und so mein müder Leib noch länger soll beschauen
Das Unrecht dieser Welt, und dieses Elend bauen,
Herr Gott, so gieb Geduld, verleih' Beständigkeit,
Lass scheinen deinen Trost, und hilf zu rechter Zeit!
Lass mir mein' Augen nicht von eitlen Dingen blenden,
Nach köstlich Ding der Welt von dir mein Herze wenden;
Hilf, dass ich mich nicht theil' und bleibe ganz an dir,
Auf dass du, höchstes Gut, mögst bleiben auch in mir!
Wenn endlich denn mein Licht und Leben muss vergehen,
So lass mich dort ganz schön und wie verkläret stehen,
Da, wo du Sonnenstrahl, voll von Gerechtigkeit,
Schön, hell erleuchten wirst die selig' Ewigkeit! —

I., 11. Mein und Dein.

Alles machet Mein und Dein,
Dass man nicht kann friedlich sein.

I., 12. Bücherlesen.

Wie die Honigmacherinnen
Aus viel Blumen saugen können
Ihren süssen Nektarsaft,
So auch uns're Wissenschaft
Wächst durch unversäumtes Lesen
In ein gleichsam göttlich Wesen.

I., 22. Hoffnung.

Auf was Gutes ist zu warten,
Und der Tag kömmt nie zu spat,
Der was Gutes in sich hat:
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

I., 29. Das höchste Gut.

Zum höchsten Gut in dieser Welt
Wählt Jeder, was ihm selbst gefällt;
Gar im Schooss sitzt der dem Glücke,
Dem gegeben sind vier Stücke:
 Ein gütig' Gott,
 Ein liebes Weib,
 Ein frischer Leib,
 Ein selig' Tod.

I., 37. Prüfe, dann liebe.

Kenne vor und trau' nicht bald!
Trauwohl hat das Pferd verritten,
Kennenicht hat fremde Sitten.
Frühezeitig wird nicht alt.

I., 48. Verdorbene Kaufmannschaft.

Bei dem Bäcker kaufen Korn, bei dem Schmiede kaufen Kohlen,
Bei dem Schneider kaufen Zwirn, hilft dem Händler auf die Sohlen.

I., 49. Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüsste,
Was das Alter haben müsste,
Sparte sie die meisten Lüste.

I., 58. Unterschied zwischen Landmann und Landsknecht.

Unterscheiden muss man recht Landesmann und Landesknecht.
Jener muss, wenn dieser will, Jener giebt, nimmt dieser viel,
Jener dient und dieser schafft, Jenes Angst ist dessen Kraft,
Dieser raubt die gute Zeit, Jenem bleibt die Seligkeit.

I., 71. Die unartige Zeit.

Die Alten konnten fröhlich singen
Von tapfern deutschen Heldens-Dingen,
Die ihre Väter ausgeübet;
Wo Gott noch uns ja Kinder giebet,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

I., 73. An die Leser.

Dieses Buch soll Monde sein, Leser aber seine Sonnen,
So, dass durch der Sonne Schein Auch der Monde sei entbronnen.

I., 98. Fleiss bringt Schweiss, Schweiss bringt Preis.

Jedermann hat gerne Preis, Niemand macht ihm gerne Schweiss;
Wer der Arbeit Mark will niessen, muss ihr Bein zu brechen wissen.

II., 1. Die Wahrheit im Wein.

Wahrheit steckt in dir, o Wein! Wie will der denn scheltbar sein,
Der, die Wahrheit zu ergründen, sich beim Bacchus viel lässt finden.

II., 20. Weltbeherrscher.

Gott, Fleiss und die Gelegenheit
Beherrschen Menschen, Welt und Zeit.
Gott ist in Nöthen anzuflehn,
Gelegenheit nicht zu versehn,
Der Fleiss muss fort und fort geschehn.

II., 40. Stadt geht für Land.

Bei der Stadt ist Stattlichkeit, bei dem Dorfe Dürftigkeit;
Ist's nun recht, wenn gleich die Stadt stattlich auch zu steuern hat?

II., 42. Seligmacherei.

Selig machen kann nur Einer,
Sonsten hat's gelernet Keiner.

II., 44. Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Schaut man im Tod erst nützlich sein.

II., 50. Von meinen Reimen.

Sind meine Reime auch nicht alle gut und richtig,
So sind die Leser auch nicht alle gleich und tüchtig.

II., 58. Das Beste der Welt.

Weisst du, was in dieser Welt mir am meisten wohlgefällt?
Dass die Zeit sich selbst verzehret und die Welt nicht ewig währet.

II., 66. Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab, und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab wandert in die Ewigkeit.

II., 74. Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

II., 87. Wahrheit im Wein.

Sucht Wahrheit wer im Wein, und findet sie im Wein,
Der wund're sich nicht mehr, dass Deutschen redlich sein.

III., 22. Natur duldet kein Leeres.

Wer da saget, dass kein Leer irgendwo zu finden wär,
Der hat nicht geseh'n so weit in die Beutel unsrer Zeit.

III., 46. Wunderwerk der Welt.

Man sagt, und hat gesagt von grossen Wunderwerken,
Die wohl zu merken sind und waren wohl zu merken:
Noch ist ein gröss'res kaum, als dass ein frommer Mann
Bei dieser bösen Zeit fromm sein und bleiben kann.

III., 64. Ich hoff' was Bess'res.

Herrscht der Teufel heut' auf Erden,
Wird Gott morgen Meister werden.

III., 92. Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

IV., 7. Geänderte Zeit.

Der Papst hat alte Zeit zu neuer Zeit gekehret:
Wer ist, der alte Zeit für neue mir gewähret?

IV., 14. Geld.

Wozu ist Geld doch gut? Wer's nicht hat, hat nicht Muth,
Wer's hat, hat Sorglichkeit, wer's hat gehabt, hat Leid.

IV., 41. Die beste Arznei.

Freude, Mässigkeit und Ruh'
Schleusst dem Arzt die Thüre zu.

IV., 54. Wunderwerk.

Ein Soldat kann durch Verzehren sich ernähren,
Und ein Landmann durch Erwerben muss verderben.

IV., 71. Die Worte gelten wie Geld.

Worte gelten in der Welt viel und wenig wie das Geld;
Was für Zeiten schelmisch hiess, heisset ehrlich, bringt Geniess.

IV., 82. Ein Lobsprecher.

Wer And're loben will, muss selbsten löblich sein,
Sonst trifft das Loben leicht mit Schänden überein.

IV., 86. Nicht zu muthig, nicht zu furchtsam.

Noch frech wagen, noch weich zagen hat jemals gar viel Nutz getragen;
Wohl bedacht, frisch vollbracht, hat oft gewonnen Spiel gemacht.

V., 22. Lebensatzung.

Leb' ich, so leb' ich
Dem Herrn herzlich,
Dem Fürsten treulich,
Dem Nächsten redlich;
Sterb' ich, so sterb' ich.

V., 34. Der Tod.

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kömmt,
Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

V., 49. Des Krieges Buchstaben.

Kummer, der das Mark verzehret,
Raub, der Hab' und Gut verheeret,
Iammer, der den Sinn verkehret,
Elend, das den Leib beschweret,
Grausamkeit, die Unrecht kehret,
Sind die Frucht, die Krieg gewähret.

V., 72. Eine stattliche Mitgift.

Des Weibes grosse Gift ist recht des Mannes Gift,
Die nicht den Leib so sehr, als seine Freiheit trifft.

V., 74. Glaubenszwang.

Den an Apostels Statt bekehren die Pistolen,
Glaubt anders offenbar, glaubt anders dann verhohlen.

V., 100. Tod und Schlaf.

Tod ist ein langer Schlaf, Schlaf ist ein kurzer Tod.
Die Noth die lindert der, und jener tilgt die Noth.

VI., 2. Die Nachfolge Christi.

Es ist ein schlechtes Ding, dahin mit Christus gehen,
Wo Wein an Wassers Statt muss in den Krügen stehen.
Wo Blut an Schweisses Statt von ihm zur Erde fällt,
Da lob' ich den alsdann, der Stand bei Christus hält.

VI., 5. Landshut und Liebe, Grenzstädte in Schlesien.

Wer seine Grenzen wohl vor Einfall will bewahren,
Mag alle Kosten nur, mag Bau, Volk, Fürsicht sparen:
Was sind Besatzung, Macht, Schloss, Mauren, Wall und Schutt?
Bei Gott und Nachbarn Lieb' ist rechte Landeshut.

VI., 15. Die Welt und der Kasten Noah.

Des Noah Wunderschiff ist ähnlich unsrer Welt,
Weil mehr sie wilde Thier' als Menschen in sich hält.

VI., 18. Deutschland.

Deutschland bei der alten Zeit war ein Land der Redlichkeit;
Ist jetzt worden ein Gemach, drinnen Laster, Schand' und Schmach,
Was auch sonsten aus man fegt, andre Völker abgelegt.

VI., 27. Steuer.

Wie weise sonsten gleich ward Salomon geachtet,
So hat er doch in dem nicht Alles recht betrachtet,
Dass derer Dinge Zahl, die niemals werden satt,
Die Steuer er nicht auch noch beigesetzet hat.

VI., 34. Auf Celerem.

Celer lief nun aus der Schlacht, denn es kam ihm gleich zu Sinne,
Dass er, würd' er umgebracht, nachmals mehr nicht fechten könne.

VI., 63. Nicht zu viel.

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein saubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen
Hat niemals langen Nutz getragen.

VI., 90. Die Sünden.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben,
Geistlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

VII., 47. Durch Mühe, nicht durch Schmeicheln.

Redlich will ich lieber schwitzen,
Als die Heuchlerbank besitzen;
Besser harte Fäuste strecken,
Als von fremdem Schweisse lecken;
Besser was mit Noth erwerben,
Als gut leben, furchtsam sterben.

VII., 66. Der Daumen.

Wann der Daumen wird zu Nichten,
Kann die Hand nicht viel verrichten;
Wann man schwächt den Wirthschaftsstand,
Da besteht nicht lang' ein Land.

VII., 93. Thorheit.

Ein Reis vom Narrenbaum trägt Jeder an sich bei;
Der Eine deckt es zu, der Andre trägt es frei.

VII., 94. Thorheit.

Wenn Thorheit thäte weh, o welch' erbärmlich Schrei'n
Würd' in der ganzen Welt in allen Häusern sein.

VII., 100. Anfang und Ende.

Der Anfang seh' auf den Ausgang,
Der Ausgang macht gut den Anfang.

VIII., 4. Friede und Krieg.

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden dringt,
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

VIII., 6. Das Beste in der Welt.

Das Beste, das ein Mensch in dieser Welt erlebet,
Ist, dass er endlich stirbt und dass man ihn begräbet.
Die Welt sei, was sie will, sie hab' auch, was sie will:
Wär' Sterben nicht dabei, so gälte sie nicht viel.

VIII., 34. Staffeln der Klugheit.

Wer guten Rath selbst finden kann,
Wer guten Rath kann nehmen an,

Wer beiden recht zu brauchen weiss,
Hat eines klugen Mannes Preis.

VIII., 36. Heutige Sitten.

Wozu soll doch sein Kind ein Vater auferziehn
Bei so bewandter Zeit? Er darf sich nur bemühn,
Dass sein Sohn keine Scheu und kein Gewissen hat,
So ist schon Alles gut, so ist schon allem Rath.

VIII., 38. Allengefallenheit.

Dass Allen er gefallen kann,
Geht schwerlich, glaub' ich, Jedem an,
Als dem, bei dem hat gleichen Preis
Gott, Teufel, recht, krumm, schwarz und weiss.

VIII., 40. Dem Fürsten gebühret Gut und Blut.

Dass man sei der Obrigkeit schuldig Gut und Blut,
Diese Regel spannt man hoch; zwar sie ist auch gut,
Wann nicht wider Gut und Blut der bedrängten Unterthanen,
Sondern für ihr Gut und Blut Obrigkeit lässt fliegen Fahnen.

VIII., 42. Willst du sein bei Hofe da,
Ei, so lerne sprechen Ja!

Viel Sprachen reden können, ziert einen Hofemann;
Wer was der Esel redet, der ist am besten dran.

VIII., 50. Weiber Verheiss.

Wer einen Aal beim Schwanz und Weiber fasst bei Worten,
Wie feste der gleich hält, hält nichts an beiden Orten.

IX., 83. Französische Kleidung.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverei;
Soll's denn sein, dass Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei.

IX., 94. Friede.

Fried' ist besser als das Recht,
Denn das Recht ist Friedens Knecht.

IX., 100. Friede.

Wir haben Friede nun; was trug der Krieg uns ein?
Durch Krieg, was ohne Krieg, sind wir, wir sollten sein.

X., 5. Das Jahr 1649.

Gott, Der DV hast gegönnt, Dass VVIr so haben können
Von aVssen gVte RVh, aCh gIeb sIe nVn Von Innen.

X., 35. Leid und Freude.

Ist ein Böser wo gestorben,
Traure, denn er ist verdorben;

Ist ein Frommer wo verschieden,
Freu' dich, denn er ist in Frieden.

X., 45. Hofehunde.

Heuchler und Hunde belecken die Teller,
Jene sind Schmeichler und diese sind Beller;
Diese bewahren, bei denen sie zehren,
Jene verzehren die, welche sie nähren.

X., 80. Unbeständige Arbeit.

Wer nimmer nichts verbringt, und dennoch viel fängt an,
Wird in Gedanken reich, im Werk ein armer Mann.

Aus der Zugabe zum anderen Tausend.

3. An den Leser.

Leser, wie gefall' ich Dir?
Leser, wie gefällst du mir?

XXIII. Ulrich Megerle, gen. Abraham a. S. Clara.

Ulrich Megerle, geb. 1644 zu Krähenheimstetten in Würtemberg, 1662, Augustinermönch unter dem Namen Abraham a. S. Clara, seit 1669 zu Wien thätig 1677 Hofprediger das., 1689 Provinzial seines Ordens, starb 1709. Wunderbare Kenntniss des Lebens, reiches Wissen, scharfes Urtheil, glänzender Witz, Gewandtheit der Darstellung machten ihn, trotz der oft barocken Form, zu einem der begabtesten und bedeutendsten Kanzelredner. Seine Schriften, meist Sammlungen von Predigten, sind auf sein Publicum berechnet. Die wichtigsten derselben sind: Huy und Pfuy der Welt (eine Art von Orbis pictus), Wien 1706. — Judas der Erzschelm, für ehrliche Leut', oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Iscariotischen Bösewicht, Salzburg 1686—1695. — Heilsames Gemisch-Gemasch, Würzburg 1704. — Nach des Verf. Tode: Abrahamische Lauberhütten, Wien und Nürnberg 1721—1723. — Neuere Ausgabe: Sämmtliche Werke in 20 Bänden, Passau 1835—48. 5. Abr.'s Leben, von Th. G. v. Karajan, Wien 1867.

(Aus „Huy und Pfuy der Welt".)

Der Fluss:

Aus dem Sammlen wächst die Fluth;
Aus der Theilung stirbt ein Gut.

Der jetzt ein schneller Strom, war Anfangs eine Quelle;
Nun dringen da und dort die starke Bäch' hinein.
Nun mehrt er Stärk' und Steur' durch kleine Fliess-Gefälle
Und kann ein grosser Hans im Reich der Fluthen sein.
Er trägt die lastbar'n Schiff' und hat so wenig Ruh,
Führt Städten, nächst der Zeit, auch grossen Reichthum zu.
Lässt sich der Adel nicht mit einem Strom vergleichen?
Denn beide mehren sich durch einen langen Lauf.

Der Adel muss dem Reich die tapfern Hände reichen
Und nimmt die Länder-Last mit starken Schultern auf.
Er ist's, von dem ein Land Schutz, Gut und Ehr' geniesst;
Doch macht die Schwelgerei, dass er in Nichts zerfliesst.

Zwischen einem Fluss und Bach ist dieser Unterschied, dass der Bach zuweilen austrocknet; der Fluss aber bleibet bei seinem beständigen Lauf. Die Flüsse hat der Allerhöchste durch seine göttliche Vorsichtigkeit mannigfaltig in der Welt ausgetheilet, und meistens zu Nutzen der Menschen. Bekannt ist es, dass der Ganges in Indien, Paktolus in Lydien, Tagus in Iberien, Hebrus in Thracien, Ladon in Arkadien, Nilus in Aegypten, Euphrat in Armenien, Padus in Italien etc. sehr berühmte Flüsse sein; ihnen aber weichet die Donau nicht, durch welchen Fluss das wertheste Deutschland sowohl geadelt als bereichert wird. Dieser herrliche Fluss nimmt seinen Ursprung in Schwaben bei Eschingen, vergrössert sich nachmals mit vielen anderen fürnehmen Flüssen, welche er in seinen Schooss empfanget; der grosse Fluss Inn reisset unterwegs viel Flüsse mit sich hinweg und laufet bei Passau mit solchem Ungestüme in die Donau, dass er seinen Lauf ziemlich weiter hält, noch sein Wasser mit der Donau vermischet, wie aus beider Wasser Farben zu sehen ist. Endlich stürzet sich dieser Donaufluss mit grosser Gewalt in Pontum Euxinum oder schwarze Meer. Was anbelanget die göttliche Schrift, so geschiehet in derselbigen häufige Meldung von den Flüssen; hier aber wird allein gedacht des Flusses Jordans, in welchem unser gebenedeiter Heiland getäufet worden. Neben anderen Wundern, so sich mit diesem Fluss ereignet, ist nicht das mindeste, als er sich so ehrerbietig gegen der Archen vor dem h. Bundskasten gehalten. Dann wie Josua mit dem gesammten Volk zu dem Fluss Jordan gelanget und denen Priestern anbefohlen, sie sollten mit der Archen vorangehen: siehe, da ist das Wasser obenhergestanden und hat sich wie ein krystallener Berg in die Höhe gebäumt; das Untere entgegen ist seinen Weg fortgeronnen und sich in das todte Meer gestürzet. Josua c. 3. v. 16. Hätte das todte untere Wasser nicht auch sollen die Arch' verehren und still stehen? Freilich; weil es aber solches nicht gethan, so ist es in das todte Meer gefallen. In einer jeden Kirche und Tempel wird nicht aufbehalten die Arch' des alten Testaments, sondern des neuen, worinnen das göttliche Manna und lebendige Himmelsbrod zu finden; wer nun den Tempel und Gotteshaus nicht verehret, sondern allerlei Ungebühr und Frechheit darin begehet, wie es leider bei dieser verkehrten Zeit mehrmal zu sehen, der hat nichts anders zu erwarten, als eben das todte Meer, will sagen den ewigen Tod. Der allmächtige Gott kann die allermindeste Unehr nicht gedulden in seinem Haus. Er kommet auf eine Zeit in Gestalt dreier Fremdlinge zu dem Abraham und nimmt die Einkehr in seiner Hütte;

bald hierauf thut ihm der Herr die fröhliche Zeitung andeuten, dass er werde einen Leibeserben, und zwar einen Sohn bekommen. Sara, dazumal 80 Jahre alt, schaute durch die Klumsen der Thür; das ist zwar nichts neues, denn sie war ein Weib, und wie sie vernommen, dass sie noch solle ein Kind tragen, risit, hat sie hierüber ein wenig gelachet, in Bedenkung, dass sie schon alt sei; dieses gestehen sonst die Weiber nicht gern. Gleich hierauf hat der Herr dem Abraham vorgeworfen, warum seine Sara gelachet habe? Dixit autem Dominus ad Abraham: quare risit Sara? Aus diesem ist abzunehmen, dass ein jeder Mann wegen seines Weibes geringsten Fehler muss Rechenschaft geben. Warum aber soll dieses Lachen oder wenig Schmunzeln ein Tadel sein? Darum, es gebühret sich nicht an dem Ort zu lachen, wo Gott gegenwärtig ist, wie dazumal. Gen. c. 18. Wie werden dann erst jene es können verantworten, die aus einem Gotteshaus ein Spotthaus machen, und solche sträfliche Frevel begehen, welche auch in einem Wirthshause nicht zu gedulden? Daher billig der h. Chrysostomus aufschreiet: Prostibulum tibi videtur Ecclesia, et foro ignobilior? Du gewissenloser Mensch, glaubest du, dass die Kirchen ein Tummelplatz seien, und ein Löffelmarkt? Von den Flüssen hat man allerlei wunderliche Geschichten und Begebenheiten. Die vornehme Reichsstadt Regensburg kann nicht genugsam preisen und hervorstreichen den Lebenswandel des heiligen Emmerani, Bischoffens und Märtyrers, wegen dessen Verdiensten unzählbare viel Miracul und Wunderwerke geschehen. Derjenige Ort, wo der heilige Mann umgebracht worden, ist noch auf heutiger Zeit mit einem ewigen Privilegio vom Himmel begnadet, indem er niemals im Winter mit Schnee bedeckt wird, auch zur heissen Sommerzeit nie verdorret, sondern thut stets prangen mit einer ewigen grünen Liberey. Als einmal Kaiser Otto, der erste dieses Namens, in die Kirche des heil. Emmerani getreten und daselbst ein Glöcklein gehöret eines wunderschönen Klangs, woran er einen solchen Wohlgefallen gehabt, dass er in diese Worte ausgebrochen: Entweder soll das Glöcklein mir zukommen, oder aber ich will eines dergleichen giessen lassen, bald hierauf ist ihm dieses verehret worden; kaum aber ist dieses von der Kirche hinweg gekommen, da hat es alsobald den Klang verloren und ist gänzlich verstummet. Wie der heil. Emmeranus am ganzen Leib verwundet worden, da hat er von einem anwesenden Priester einen Trunk Wasser begehret, welches ihm aber der unbarmherzige Mann abgeschlagen, worüber Emmeranus ihm den Fluch gegeben, dass er die Zeit seines Lebens nimmermehr werde einen Trunk geniessen, und so fern er solle einen Tropfen nehmen, so solle er unsinnig werden, welches auch nachmals wahr geworden. Das wunderbarlichste aber ist dieses, welches auch meistens zu unserm Vorhaben: wie sein h. Leib auf der Isar herunter geführet worden und nachmals in die Donau gekommen, da ist das Schiff-

lein ohne Arbeit so schnell wieder den Strom hinauf gefahren, als wäre es von dem besten Segel getrieben worden. Meginfredus in vita S. Emmerani. Auf solche Weise hat der berühmte Fluss Donau auch die h. Reliquien verehret, woran viele sich können billig spiegeln. Dann sind die Krankheiten gewendet worden und die Teufel in die Flucht gegangen, wegen der Schweisstücher und Schurztücher Pauli, Act. c. 19. Wie viel heilsamer werden erst sein die Gebeine der h. Leiber, mit welchen sie dem allmächtigen Gott so eifrig gedienet. Daher Kaiser Carolus der Vierte den Leib des Veit nacher Prag in Böhmen überbringen lassen, Fridericus der Erste die Leiber der hh. drei Könige von Mailand nacher Cöln geführet, Luitprandus den Leib des h. Vaters Augustini nacher Ticin gebracht, damit dero untergebene Länder und Städte an dergleichen h. Leibern einen sonderen Schatz möchten haben. Hat der Schatten Petri solche Kraft und Wirkung gehabt, dass er die Kranken gesund gemacht, ja es schreibet mein h. Vater Augustinus, dass sogar ein Todter sei lebendig geworden von dem Schatten Petri, lib. de Catech. c. 23, was sollen und können erst wirken ganze h. Leiber, welche in der Christenheit mit sonderer Andacht verehret werden? Sogar die vernunftlosen Thiere lehren uns, wie wir sollen die Heiligthümer in Ehren halten, zumalen alle Jahr auf einmal eine unzählbare Menge der Vögel bei dem Grabe der h. Jungfrauen und Märtyrin Catharinae erschienen und ein jeder daselbst sein Opfer ableget, welches bestehet in einem grünen Zweige sammt der Frucht. (Joann. de Monte Villa l. I. de peregrinat.)

Fabel. Ein Herr reisete mit seinem Diener über Land, der Diener aber unterwegs liess sich hören, was er für Wunder in fremden Ländern habe gesehen, worunter aber die mehrsten mit dem grossen Messer bezeichnet. Gäh läuft ein Fuchs über den Weg; darauf sagte der Herr: das war ein grosser Fuchs! O Herr, setzte hinwieder der Diener, ich habe Füchse gesehen, so gross wie ein Ochs. Holla, gedachte der Herr, das ist eine gewichtige. Des andern Tags frühe betete der Herr überlaut auf seinem Pferd: Gott wolle ihn doch denselben Tag vor einer Lüge hüten; dieses Gebet kam dem Diener sehr fremd vor, fragte demnach seinen Herren die Ursach', worauf der Herr mit Seufzen geantwortet: Wir müssen heut' über einen Fluss reiten, worin alle ersaufen, die da mit einer Lüge behaftet sind. Nach diesem kamen sie zu einem Wasser, allwo der Diener aus nagendem Gewissenswurm gefragt, ob dieses Wasser solche Eigenschaft habe? Denn er befinde sich, dass er wegen des Fuchses habe zu viel geredet, denn er sei nicht grösser gewesen, als eine mittlere Kuh. „Dieses Wasser ist's nicht." Bald hierauf gelangten sie zu einem andern Wasser; der Diener erforschet wiederum, ob's dann dieses sei, denn er habe einen Scrupel wegen

des Fuchses, indem derselbe nicht grösser gewesen, als ein Kalb. „Noch nicht“ sagt der Herr, „aber unweit ist derselbe Fluss gelegen.“ Wie sie nun zum Gestade desselben kommen, da zitterte der Diener hinter seiner am ganzen Leibe, dass er fast vom Pferde herunter gefallen, und wollte auf keine Weise nach seinem Herrn reiten, und mit dem Vorwand, er habe allzu vermessen von dem Fuchse geredet, indem derselbe nicht grösser gewesen, als die Füchse in diesem Lande; worauf der Herr gesagt: „Weil derselbige Fuchs ist gewesen wie andere, also ist auch das Wasser dieses Flusses wie ein anderes.“

Dergleichen aufschneiderische Zungen giebt es in der Menge, und haben diejenigen, welche Moyses ausgeschicket, das gelobte Land auszuspähen, sehr viel Kameraden und Mitgesellen. Die obigen haben nicht allein eine grosse Weintraube an einer Stange getragen, sondern auch eine grosse Lüge im Maul, indem sie allenthalben unter dem Volk ausgesprenget, dass in dem benannten Land so grosse Leute gefunden werden, gegen denen sie wie die Heuschrecken aussehen; ei so schneid. Num. c. 13.

(Aus „Judas der Erzschelm“.)

Judas, der lasterhafte Gesell, wird durch Einrathung, Ansporung, mit Hülfe und Anlass des Satans zu solcher Verrätherei und grösster Untreu angetrieben.

Lucas, der evangelische Maler, dunkt seinen Pinsel in einen schwarzen Farb- und Kienruss, entwirft damit den garstigen Satan und bissigen Höllenhund, wie solcher Schmutzengel den gottlosen Iscariot eingenommen, folgenden Lautes: „Es nahete das Fest des ungesäuerten Brodes, welches Ostern genannt wird, und die Hohepriester und Schriftgelehrten trachteten, wie sie Jesum tödten möchten; sie fürchteten sich aber vor dem Volk; es war aber der Satan in Judam gefahren, der mit dem Zunamen Iscariot genannt wird.“ Wobei zu merken, dass der leidige Satan nicht auf solche Weise sei in den meineidigen Apostel gefahren, als wolle er dessen Leib besitzen, wie jenen elenden Tropfen in der Gerasener Landschaft, in welchen eine ganze Legion,* das ist so viel als sechs tausend sechs hundert sechs und sechszig unreine Geister wohnhaft waren; noch auf solche Weise, wie er in den König Saul getobet, welchen er ganz unsinnig und rasend gemacht hat; sondern nach Aussage und Lehre unseres heil. Vaters Augustini, auch nach Lehre des heil. Thomae, ist der Satan nur in den Iscariot gefahren mit seinen bösen Einrathungen, lasterhaften Gedanken und gottlosen Anleitungen, wodurch der verkehrte und vorhin schon diebische Judas zu mehreren Bosheiten angehetzt, und endlich gar zur Verrätherei des ge-

benedeiten Messiae angefrischt worden, was Uebel und Schaden er in der ganzen Welt verursache.

Nachdem der allmächtige Gott mit dem kleinen Worte Fiat Himmel und Erde, mit diesen vier Buchstaben die vier Theile der Welt so wunderlich erschaffen und aus dem puren Nichts erhebt, ist eine fast einhellige Meinung der heil. Lehrer, dass dazumal der Allerhöchste auch die lieben Engel erschaffen als reinste Geister, vollkommene Geschöpfe und überherrliche Creaturen; weil aber Lucifer, der vornehmste, wegen seiner so hohen Gaben sich übernommen und kurzum wollte gleich sein dem Allerhöchsten, also ist er, nachdem er die Güte des Himmels gar kurz genossen, mit allem seinem Anhang durch den Erzengel Michael und dessen gesammten Alliirten von dem Himmel verstossen worden, wovon der meiste Theil in den Abgrund, als in ein ewiges Gefängniss und Kerker, welcher die Hölle genannt wird, verbannisiret, eine unzählbare Anzahl aber dieser abtrünnigen Engel sind auf der Welt, jedoch nicht ohne bei sich habender höllischen Pein verblieben, von welchen verdammten Larven und teuflischen Abenteuern so viel Uebeles in der Welt erweckt wird.

Die katholische Kirche unter andern löblichen Satzungen schreibt auch die Weise und Manier, wie man soll den bösen Feind beschwören in einem besessenen Menschen; und zwar anfänglich wird dem Priester auferlegt, dass er gleich den Namen des Teufels soll erforschen, mit diesen Worten: „Ich befehle dir, unreinem Geist, durch das Geheimniss der Menschwerdung, des Leidens, der Auferstehung, der Himmelfahrt unseres Herrn Jesu Christi, durch die Sendung des heiligen Geistes und durch die Ankunft unseres Herrn zu dem Gerichte, sag' mir deinen Namen." Woraus dann folgt, dass die verdammten Geister gewisse Namen haben, die ihnen zwar nicht wegen ihrer Natur, sondern wegen ihrer Operation und Wirkung geschöpft worden. Aus göttlicher heiliger Schrift und anderer Lehrer kann man wenig Namen finden solcher bösen Gespenster ausser diesen: Lucifer, Leviathan, Mammon, Asmodeus, Belzebub, Belphegor, Baalberit, Astaroth, Abbadon, Merim, Reschaph, Beemoth, Belial, Lillith etc., welche alle nach Beweisthum der Lehrer lauter Fürsten und Regenten der andern verdammten Engel sein sollen; dann zu wissen, dass auch unter dem höllischen Geschwader und unreinem Kriegsheer eine Ordnung gehalten werde, und also einige Befehlshaber, andere Untergebene, dieser zu dem, der zu diesem verordnet, doch alle unter dem Lucifer, als einem Oberhaupt, welcher in Person Jesum Christum dreimal in der Wüste versucht hat. Insgemein aber wird der böse Feind genannt ein Rebell Gottes, ein abtrünniger Engel, ein Betrüger der Menschen, ein Entunehrer des Himmels, eine Pest der Erde, ein Schlicker der Seelen, ein Erfüller des Uebels, ein Verwüster des Guten, ein Aufbringer des Todes, ein Verschwender des Lebens, ein Feind des wahren Glaubens, ein

Anhänger des Irrthums, eine Wurzel aller Fehler, ein Verwirrer des Friedens, ein Aufwiegler des Zwiespaltes, ein Verfolger der Wahrheit, ein Vater der Lüge, ein Kind des Verderbens, ein Mörder zu Land und Wasser, ein Haupt der Gotteslästerer, ein Meister der Zauberer, eine Geburt der Sünde, eine verdammte Creatur, ein schwarzer Mohr, ein grausamer Höllenhund, ein Abgrund des Elendes, ein wildes Abenteuer, eine alte Schlange, ein giftiger Drache, ein schändlicher Basilisk, ein unbändiges Vieh, eine ungestaltete Larve, ein höllischer Raubvogel, ein blutgieriger Tiger, ein unersättlicher Wolf, ein brüllender Löwe, ein giftiger Scorpion, ein stinkender Kothkäfer, eine abscheuliche Kröte, ein verstohlener Rabe, ein ungestalteter Affe, und (so ihm am meisten verdriesst) ein s. v. Sauzucker. Ich aber bleibe bei dem Namen allein und sage, der Teufel sei ein Schelm.

Anbelangend die Anzahl der bösen Feinde, ist solche unermesslich gross, also dass auch etliche aussagen, weil der dritte Theil der Engel gefallen, dass sich die Zahl der Teufel in die hundert tausend Millionen erstreckte, da doch eine Million zehnmal hundert tausend in sich begreift; eigentlich aber, und mit wohlgegründetem Beweisthum, kann man die genaue Anzahl derselben nicht wissen, wohl aber ist aller Lehrer feste Meinung, als sei der Ort, so zwischen Himmel und Erde, ganz voll mit solchen verdammten Geistern. Lactantius hält gleichfalls dafür, sofern die verdammten Geister sollten Leiber haben, würden solche höllische Mucken wegen ihrer unbegreiflichen Menge beim hellen Tag den allgemeinen Sonnenschein verdunklen. Deswegen ist kein Ort fast in der Welt, worin die verfluchten Mamelucken sich nicht aufhalten und ihr einziges Absehen auf des Menschen Untergang haben; und du sagst noch: „Hol' mich der Teufel?"

Es bleibt nun, wider die bethörte Lehr' und grundlose Fabel des Alkoran, in rechter katholischer Wahrheit geschlossen, dass die abtrünnigen Engel in ihrer verdammten Halsstarrigkeit auf ewig verharren, und nicht, wie die in Irrthum verblendeten Arianer und Nestorianer vorgeben, dass die Teufel sich noch vor dem jüngsten Tage durch wahre Busse und Reue werden bekehren und zur Gnade gelangen. Sondern deren Willen und verbanntes Gemüth ist also wider den Allmächtigen Schöpfer erbittert, dass sie auf ewig dessen Huld und Gnade gänzlich und hartnäckig ausschlagen, und weil sie dem höchsten Gott keinen Schaden können zufügen, also suchen sie ohne Unterlass den Menschen, welcher zum göttlichen Ebenbild erschaffen, in allen Wegen und unaussetzlich in's Verderben zu ziehen, gleichwie mancher von Rachegier angetriebener Bösewicht, wann er sich an Jemand nicht rächen kann, wenigstens sucht dessen Behausung in Brand zu stecken; also, weil der verdammte Satan nicht bemächtigt ist, seinen Grimm an dem allmächtigen Gott auszulassen, bemüht er sich allerseits den

Menschen, als eine Behausung und Wohnplatz Gottes, in das ewige Feuer zu werfen.

Die Gerasener waren gar übel zufrieden, wie bei ihnen Christus der Herr die Teufel mit Speck tractiret, zumalen was anders für sie hätte gehört. Die Sache hat sich also zugetragen: Dazumalen sind zwei besessene Männer zu unserm Herrn gelaufen, aus welchen die bösen Geister mit ungeheuerem Geschrei den Herrn gebeten, er wolle doch ihnen die Licenz ertheilen, dass sie möchten in die nächste Heerde Schweine fahren; o ihr Saunarren, wollt ihr denn keine bessere Wohnung für euch, als diese wilden, geriesleten, stinkenden Thiere? Es ist aber zu wissen, dass kein Thier einwendig wegen Lunge, Leber, Herz, Eingeweide dem Menschen so gleicht, als wie die Schweine; indem nun diese höllischen Larven wussten, dass sie die Herberge bei dem Menschen müssten quittiren und verlassen, haben sie auf's wenigste begehrt, in dasselbe zu fahren, welches in etwas dem Menschen gleichet, dadurch ihren unersättlichen Hass und grössten Neid gegen den Menschen zu zeigen, in welchem sie fast die Art und Eigenschaft haben eines grausamen Thieres mit Namen Pardal, welches den Menschen dergestalten aufhetzt, dass es dessen Contrefei und Bildniss, auf das Papier gezeichnet, zu viel tausend Stücken zerreisst. Es ist nicht so feind ein Napellus dem Leben, ein Raubvogel der Tauben, ein Wolf dem Lamme, ein Fuchs der Hennen, eine Kröte dem Wiesel, ein Hund der Katzen, eine Schnecke dem Affen, ein Adler der Schildkröte, ein Storch der Fledermaus, ein Otter der Nachtigall, ein Magnet dem Knoblauch, wie der Satan dem Menschen.

Der heil. Margaritae, wie sie nach ausgestandenen grössten Tormenten in den Kerker gestossen worden, ist der Teufel wie ein grausamer Drachen erschienen und mit aufgesperrtem Rachen sie verschluckt; nachdem sie aber das Zeichen des heil. Kreuzes gemacht, ist solcher Drachen mitten von einander zersprungen, und also Margarita so unverletzt, wie Jonas aus dem Wallfisch gekommen. Ein anderes Mal liess sich dieser Erbfeind wieder sehen in Gestalt eines Menschen, den aber die heil. Jungfrau bei den Haaren auf die Erde niedergerissen und ihn gezwungen, zu sagen, warum er doch den Leuten, welche dem wahren Gott dienen, also aufsätzig sei? worauf der Teufel bekennt, wie dass er solches aus lauter Neid thue, denn er könne es gar nicht sehen, noch dulden, dass die Menschen, welche aus schlechten Erdschollen zusammengepappt, sollen erhoben werden in Himmel, woraus sie auf ewig verstossen wären.

Aus einer andern besessenen Person hat er neben vielen Sachen auch dies bekannt, nachdem er durch so harte Beschwörung dahin getrieben worden, er solle sagen, was für eine Busse er wollte ausstehen, dafern er wieder möchte zur Seligkeit gelangen. „Ich,“ sagte der Teufel, „wann es auch in meiner Gewalt stünde, wollte

lieber mit einer Seele, die von mir verführt worden, in den Abgrund der Hölle steigen, als in die himmlischen Freuden aufgenommen werden.“

Des frommen Job seine Kinder sind wohl mühselig zu Grunde gegangen und ist ihnen ihr eigenes Haus zu einem Grabe geworden, und wo sie vermeint haben, in guter Dinge zu essen und zu trinken, sind sie den Würmern zu einer Speise geworden; damit war es wohl recht verhaust: aber wo? wie? wer? wer hat das Unglück angestiftet? wie hat es sich zugetragen? wo ist es geschehen? In dem Hause der Eltern; sonst waren die andern Brüder und Schwestern lustig, wohl auf, in aller guter Vertraulichkeit eins gezecht, die Jungfrauen auch? was dann, es giebt mehrere dergleichen Libiana: wie nun die gesammten Gäste lustig und wohlauf waren, die Gesundheiten im besten Schwung, da erhebt sich ein jäher Sturmwind, welcher so stark getobt, dass die vier Ecken angegriffen und das ganze wohlgebaute Haus zu Boden geworfen; mit dem war der armen Gäste ihre Zeche bezahlt. Origenes spricht, dass nicht nur ein Wind sei gegangen, weil alle vier Ecken sind angegriffen worden, sondern die Teufel geschwind, wie der Wind, haben auf allen Seiten zugeblasen, und wollte ein Jeder der erste sein zu diesem Verderben, ja sie empfinden hierin nicht einen geringen Schmerz, wann einer dem andern vorkommt in Peinigung der Menschen. Ingentem reputant dolorem, si prior illis alius praecedat ad eius perditionem.

Zwei und siebzig Jünger kommen mehrmalen zu unserm Herrn voller Freuden und Jubel, bringen zugleich die gute Zeitung, dass ihnen Alles sehr wohl von Statten gangen, was sie für ansehnliche Wunderwerke hätten gezeigt, sogar, welches ja zu verwundern, sogar, mein Herr, sagten sie, in deinem Namen sind uns die Teufel unterworfen; worauf alsobald der Herr diese Antwort gegeben: „Ich sahe den Satan vom Himmel fallen wie ein Blitz.“ Will nun Jemand wissen, warum der göttliche Mund den Satan einem Blitz oder Donnerkeil verglichen, der erwäge wohl des Donners seltsame Eigenschaft, wie dass derselbe mehrmal nur das Beste trifft, wie dann öfter geschehen, dass der Donner das Herz im Leib', den Degen in der Scheid', das Geld im Beutel, den Wein im Fass, den Fuss im Stiefel, die goldenen Ketten am Hals, das Mark im Bein, den Kern in der Nuss getroffen, zerpulvert, zernichtet, und weder Schalen, noch Bein, noch Hals, noch Stiefel, noch Fass, noch Beutel, noch Scheid', noch Leib verletzt worden. Also ist auch der höllische Feind beschaffen, wie der Donner oder Blitz; nur das Beste aus allen Geschöpfen suchet er, nämlich den Menschen, und in dem Menschen die Seel', und in der Seel' das Heil zu verderben und zu stürzen.

Dem heil. Dominico hat der Teufel einstmal bekannt, dass ihm Gott habe vorgetragen, er solle ihm etwas erwählen aus seinen

Geschöpfen; „willst haben", sagt Gott, „den Erdboden?" Der Teufel antwortet mit: „Nein, ich bin nie ein Gärtner oder Bauer gewesen, will auch noch nicht anfangen." Willst haben das Wasser, oder, Flüsse, Meer, Teich, Bach etc.?" „Nein", sagt der Teufel, „was ist mir das Baden nutz, ich werd' doch nicht weisser, zu dem mag ich kein Fischer sein!" „Willst haben die Luft?" „Auch nicht", sagt der Satan, „die Luft gehört für die Vögel, ich mag sie nicht aus ihrer Herberg verstossen!" „Willst haben den Himmel des Firmaments, worin und woran die schönen Sterne und Gestirn?" „Das lass ich wohl sein", sagte der Teufel, „da wär' ich ein Narr, dass ich sollte diese runden Scheiben alleweil um und um treiben." „Quid ergo vis, o mala bestia? Was willst du dann haben, o böse Bestia?" „Nil aliud, nisi animas; nichts anders", antwortete die verdammte Larve, „nichts anders als Seelen."

Ein abgedrückter Pfeil trachtet nicht also nach dem Ziel, ein starker Stein nicht also nach seinem Centro, ein durstiger Hirsch nicht also nach dem Brunnquell, ein Rabe nicht also nach dem Aas, wie der Satan nach dem Menschen; er siehet, er sucht, er wüthet, er flucht, er malt, er schreibt, er jagt, er treibt, er liebt, er lobt, er wüth't, er tobt, er wacht, er sorgt, er wart't, er borgt, er hupft, er springt, er pfeift, er singt, er fährt, er reit't, er kämpft, er streit't, er fliegt, er geht, er kriecht, er steht, er lost, er passt, er ruht, er rast't, er schenkt, er schmiert, er kraust, er ziert, er gräbt, er wühlt, er küsst, er buhlt, er ruft, er winkt, er holt, er bringt, er geht, er lauft, er beisst, er rauft, er macht, er bricht, er denkt, er dicht't, er sackt, er sitzt, er schnauft, er schwitzt, er schaut, er fragt, er hetzt, er jagt, er kirrt, er butzt, er lacht, er schmutzt, er sied't, er brat't, er mahnt, er rath't, er weicht, er flieht, er schiebt, er zieht, er zehrt, er zuckt, er stösst, er druckt, er bellt, er beisst, er flickt, er reisst, er rührt, er brüllt, er zecht, er spielt, er führt, er lehrt, er kratzt, er scheert, er thut alles, alles auf Erden, damit nur der Mensch soll sein werden, und du unbedachtsamer, elender, gewissenloser, unbehutsamer Mensch, rufst ihn noch, er soll dich holen? Wann dich Gott nicht behüt't hätte, und besonders beschirmt hätte, so wäre es schon längst geschehen.

Jene Gäste in dem Evangelio, nachdem sie eingeladen worden, sind nicht erschienen bei der Mahlzeit, sondern sich lassen mit unterschiedlichen Ausreden und Vorwänden entschuldigen; „ja," sagt einer, „ich wäre gern gekommen, aber ich habe einen Kauf eingegangen wegen eines Meierhofes, und dessenthalben habe ich diesmal nicht können aufwarten." Der andere wendete vor, dass er Ochsen um sein baares Geld habe eingehandelt. Der dritte war gar stark verhindert, denn er habe ein Weib genommen; sind also diese drei eingeladenen Gäste ausgeblieben; aber der Teufel ist gar nicht vonnöthen, einzuladen; es braucht keines Rufens, er kommt ungeladen, und wenn es die Güte Gottes zuliesse, so wäre dieser

verdammte Geist augenblicklich und urplötzlich auf den Fluch und bethörten Wunsch da und thät' dich holen, und gieb Acht, damit nicht der so oft beleidigte Gott einmal über dich elendes Geschöpf verhänge, wie es schon mehrmalen geschehen ist.

In Sachsen hatte eine junge und reiche Tochter einem wackern, jedoch wenig begüterten Jünglinge die Ehe versprochen; der Jüngling bedankt sich dessen bestermassen, sagte aber, weil er dieses Geschlechts Wankelmuth wohl wusste, er glaube schier, sie werde ihr Wort nicht halten. „Ich," sagte sie, „ich soll einen andern heirathen? Wann ich einen andern nimm, als dich, so hol' mich der Teufel am Hochzeitstage." Was geschieht? Mittler Zeit hat ein anderer ein Ansuchen gethan und diese für seine Braut begrüsst; weil nun April und Weiberwill sich bald ändern, also hat sie diesem, weil er bei stattlichen Mitteln, das Jawort ertheilt, wessenthalben sie der erste öfters ermahnte, sie soll sich ihres Versprechens und harten Schwures erinnern; ungeachtet aber alles dieses musste der erste mit dem Korbe befriedigt sein und führte der andere die Braut heim; der Ehrentag wird gehalten; die Mahlzeit ist herrlich, die Befreunde sind wohl auf, die Gäste lustig, die Spielleute fleissig, die Gemüther fröhlich, der Wein häufig, aber die Braut wegen des nagenden Gewissenswurmes war etwas traurig; man sucht aber auf alle Weise solche aufzumuntern. Unterdessen kommen zwei dem Ansehen nach edle junge Herren in das Zimmer, welche man höflich empfangen, auch sogar zu der Tafel gesetzt, haben es für ein sonderes Glück aufgenommen, dass solche Gäste das Haus würdigen mit ihrer Gegenwart. Nach der Tafel ging der gewöhnliche Tanz an; man trug einem aus diesen Herren Ehr' halber die Braut an, welche er mit aller Cortesie angenommen und zweimal gar wacker und hurtig herumgetanzt, nachmals in Gegenwart der Eltern, Befreunden, Benachbarten und andern Gästen die Braut mit einem erschrecklichen Heulen und Geschrei in die Luft geführt und aus aller Menschen Augen entzogen; als den andern Tag mit höchstem Wehklagen von den Eltern die Braut gesucht wurde, sind ihnen eben die gestrigen zwei Herren begegnet, der Braut Kleider und güldene Ketten eingehändigt, mit diesen Worten: „In solchen Dingen haben wir von dem Allerhöchsten keine Gewalt gehabt, aber wohl über die Braut," worüber sie verschwanden.

O wie oft würde solches traurige Spektakul zu sehen sein, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit dem Satan einen Zaum anlegte; wie oft würde dieses wilde Schwein den göttlichen Weingarten verwüsten, wenn nicht der Höchste einen Zaun darum führte; wie oft würde dieser Feind die Stadt Gottes, welche der Mensch ist, zerfleischen, wenn nicht der Allmächtige sie verschanzte; wie oft würde dieser höllische Raubvogel die Tauben des Herrn mit seinen Klauen zerreissen, wenn nicht von oben her ein Schutz käme;

wäre es ihm, diesem abtrünnigen Geiste, erlaubt, so würde er auf einmal, wie Nabuchodonosor die drei Knaben, also er das gesammte Menschengeschlecht in den höllischen Ofen werfen; er thät auf einmal, wie der Engel des Senacheribs Kriegsheer, alle Menschen erwürgen; er thät auf einmal, wie der Ammon gesinnt war, die Hebräer, alle Adamskinder ausrotten; thät auf einmal, wie Titus Vespasianus Jerusalem, die ganze Welt zu Boden stürzen; er thät auf einmal, wie die Hunde das stolze Frauenzimmer Jezabel, alle Menschen zerreissen; er thät auf einmal, wie die Erde den Daton und Abiron, alle Menschen erschlicken; er thät auf einmal, wie Joab dem Absalom, allen Menschen den Rest geben; er thät auf einmal, wie der Engel den Habakuk, nicht in die Löwengruben, sondern in den Abgrund der Hölle führen, — und du getraust dir noch zu wünschen, er soll dich holen?

XXIV. Christoph von Grimmelshausen.

Christoph von Grimmelshausen wurde wahrscheinlich um 1625 von Eltern niedrigen Standes zu Gelnhausen geboren, war schon als Knabe Soldat, durchstreifte viele Länder unter den mannichfaltigsten Abenteuern, trieb nach dem Kriege ernste Studien, wurde geadelt und starb als bischöflicher Schultheiss zu Renchen im Schwarzwalde 17. August 1676. Ursprünglich Protestant, später vielleicht katholisch, steht er in seinen Ansichten hoch über dem confessionellen Hader der Zeit, ist überhaupt ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht, Lebenserfahrung und Belesenheit. Höchst unterhaltend ist die Darstellungsweise in seinen zahlreichen Schriften, von denen wir hier nur die wichtigste und bekannteste erwähnen: Abenteuerlicher Simplicissimus, das ist, ausführliche, unerdichtete und recht memorable Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Vaganten etc. von German Schleifheim von Sulsfort (Anagramm für den Namen des Verfassers), Mompelgart 1669. In sechs Büchern giebt dieser Roman ein lebensvolles Gemälde des dreissigjährigen Krieges und Deutschlands zur Zeit dieses Krieges. — Neuere Ausgabe O. L. B. Wolff, Leipzig 1848. — Gesammtausgabe von Ad. Keller, Stuttgart 1862; von Hch. Kurz, Leipzig 1863. Goed. u. T. 7 u. 8. Simplicissimus bearb. v. Cl. H. Meyer, Bremen 1876.

Aus dem Simplicissimus.

Simplex, der Held des Romans, findet als Knabe, nachdem die Bauernhütte seines Pflegevaters im Spessart durch wilde Reiter zerstört worden, Zuflucht bei einem Einsiedler, der unerkannt sein Vater ist.

Ersten Buches siebentes Capitel.

Simplex wird in einer Herberg' tractiret,
Obgleich wird sehr grosser Mangel gespüret.

Was gestalten mir wieder zu mir selbst geholfen worden, weiss ich nicht, aber dieses wohl, dass ich aus dem hohlen Baume mich befand, der Alte meinen Kopf in seinem Schooss, und vorn

meine Juppe geöffnet gehabt. Als ich mich wieder erholte, da ich den Einsiedel so nahe bei mir sah, fing ich ein solch' grausames Geschrei an, als ob er mir im selben Augenblick das Herz aus dem Leib hätte reissen wollen. Er aber sagte: „Mein Sohn, schweig'! ich thue dir nichts! sei zufrieden! etc.“ Jemehr er mich aber tröstete und mir liebkoste, jemehr ich schrie: „O du frisst mich! O du frisst mich! du bist der Wolf und willst mich fressen!“ „Ei ja wohl nein, mein Sohn,“ sagte er, „sei zufrieden, ich friss dich nicht!“ Dies Gefecht und erschreckliches Geheul verführte ich sehr lange, bis ich mich endlich so weit liess weisen, mit ihm in seine Hütte zu gehen; darin war die Armuth selbst Hofmeisterin, der Hunger Koch und der Mangel Küchenmeister. Da wurde mein Magen mit einem Gemüse und Trunk Wassers gelabet, und mein Gemüth, so ganz verwirret war, durch des Alten tröstliche Freundlichkeit wieder aufgerichtet und zurecht gebracht. Derowegen liess ich mich durch die Anreizung des süssen Schlafes leicht bethören, der Natur solche Schuldigkeit abzulegen. Der Einsiedel merkte meine Nothdurft, darum liess er mir den Platz allein in seiner Hütte, weil nur einer darin liegen konnte. Ungefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und hörte ihn folgendes Lied singen, welches ich hernach auch gelernet:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Lass deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen;
Komm, komm, und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein,
Und nicht mehr mögen singen:
Lass dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Ob schon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lob zu vollenbringen.
Drum dein Stimmlein
Lass erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall,
Und lässet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Lass erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel steh'n,
Sich lassen zum Lob Gottes seh'n,
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Dass sie Gott auch thu' preisen.
Drum dein Stimmlein
Lass erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die Fäulsten sein,
Und schlafend liegen bleiben,
Vielmehr bis dass die Morgenröth'
Erfreuet diese Wälder öd',
In Gottes Lob vertreiben.
Lass dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Unter während diesem Gesang bedünkt mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigall sowohl, als die Eule und Echo, mit eingestimmt hätten, und wenn ich den Morgenstern jemals gehört oder dessen Melodei auf meiner Sackpfeife aufzumachen vermöget, so wäre ich aus der Hütte gewischt, meine Karte mit einzuwerfen, weil mich diese Harmonia so lieblich zu sein bedunkte; aber ich entschlief und erwachte nicht wieder bis wohl in den Tag hinein, da der Einsiedel vor mir stund und sagte: „Auf, Kleiner, ich will dir Essen geben und alsdann den Weg durch den Wald weisen, damit du wieder zu den Leuten und noch vor Nacht in das nächste Dorf kommest!“ Ich fragte ihn: „Was sind das für Dinge, Leute und Dorf?“ Er sagte: „Bist du denn niemalen in keinem Dorfe gewesen, und weisst auch nicht, was Leute oder Menschen sind?“ „Nein,“ sagte ich, „nirgends als hier bin ich gewesen. Aber sage mir doch, was sind Leute, Menschen und Dorf?“ „Behüte Gott!“ antwortete der Einsiedel, „bist du närrisch oder gescheit?“ „Nein,“ sagte ich, „meiner Meuder und meines Knäns Bub' bin ich, und nicht der Närrisch oder der Gescheit.“ Der Einsiedel verwunderte sich mit Seufzen und Bekreuzigung und sagte: „Wohl, liebes Kind, ich bin gehalten, dich um Gottes willen besser zu unterrichten.“ Darauf fielen unsere Reden und Gegenreden, wie folgendes Capitel ausweiset.

Ersten Buches achtes Capitel.

Simplex giebt seinen Verstand an den Tag
Durch seine thörichte Antwort und Frag'.

Einsiedel: Wie heissest du? Simplex: Ich heisse Bub. E.: Ich sehe wohl, dass du kein Mägdlein bist; wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen? S.: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. E.: Wer hat dir denn das Hemd geben? S.: Ei, mein Meuder. E.: Wie hiess dich denn dein Meuder? S.: Sie hat mich Bub geheissen, auch Schelm, langöhrichter Esel, ungehobelter Rülz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. E.: Wer ist denn deiner Meuder Mann gewesen? S.: Mein Knän. E.: Wie hat dich denn dein Knän geheissen? S.: Er hat mich auch Bub genennet. E.: Wie hiess aber dein Knän? S.: Er heisst Knän. E.: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen? S.: Knän, und auch Meister. E.: Hat sie ihn niemals anders genennet? S.: Ja,

sie hat. E.: Wie dann? S.: Rülp, grober Bengel, volle Sau, alter Schelm, und wohl noch anders, wenn sie haderte. E.: Du bist wohl ein unwissender Tropf, dass du weder deiner Eltern, noch deinen eigenen Namen nicht weisst! S.: Ei ja, weisst du es doch auch nicht! E.: Kannst du auch beten? S.: Nein, unser Ann' und mein Meuder haben das Bette gemacht. E.: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vater unser kannst? S.: Ja, ich. E.: Nun, so sprichs dann. S.: Unser lieber Vater, der du bist Himmel, heiliget werde Nam, zu kommes dein Reich, dein Will' schee Himmel, ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba, führ' uns nicht in kein bös' Versucha, sondern erlös' uns von dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Ama. E.: Bist du nie in die Kirchen gangen? S.: Ja, ich kann wacker steigen, und habe einen ganzen Busen voll Kirschen gebrochen. E.: Ich sage nichts von Kirschen, sondern von der Kirchen. S.: Haha, Kriechen! Gelt, es sind so kleine Pfläumlein, gelt du? E.: Ach, dass Gott walte! weisst du nichts von unserm Herrn Gott? S.: Ja, er ist daheim an unserer Stubenthüre gestanden auf dem Helgen. Meine Meuder hat ihn von der Kürbe mitgebracht und hingekleibt. E.: Ach, gütiger Gott! nun erkenne ich erst, was für eine grosse Gnade und Wohlthat es ist, wem du deine Erkenntniss mittheilest, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht giebst. Ach, Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, dass ich würdig werde, um für diese hohe Gnade so eifrig zu danken, als freigebig du gewesen, mir solche zu verleihen. Höre du, Simplici (denn anders kann ich dich nicht nennen), wenn du das Vater unser betest, so musst du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brod gieb uns heute und — S.: Gelt du, auch Käs dazu? E.: Ach, liebes Kind, schweig', und lerne! solches ist dir viel nöthiger, als Käs. Du bist wohl ungeschickt, wie deine Mutter gesagt hat. Solchem Buben, wie du bist, steht nicht an, einem alten Manne in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüsste ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich gern wieder hinbringen und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten. S.: Ich weiss nicht, wo ich hin soll; unser Haus ist verbrannt und mein Meuder hinweggelaufen, und wieder kommen mit dem Ursele, und mein Knän auch, und unsere Magd ist krank gewesen und ist im Stall gelegen, die hat mich fortlaufen heissen, was gist do, was host? E.: Wer hat denn das Haus verbrannt? S.: Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die sind so auf Dingern gesessen, gross wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselben Männer haben Schafe und Kühe und Säue gestochen, Ofen und Fenster eingeschlagen, und da bin ich auch weggelaufen, und da ist darnach das Haus verbrannt gewesen. E.: Wo war denn dein Knän? S.: Ha,

die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Geiss die Füsse geleckt, da hat mein Knän lachen müssen, und hat denselben eisernen Männern viele Weisspfennige geben, grosse und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne glitzerige Dinge, und hübsche Schnüre voll weisser Kügelein. E.: Wann ist dies geschehen? S.: Ei, wie ich der Schafe habe hüten sollen; sie haben mir auch meine Sackpfeife wollen nehmen. E.: Wann hast du der Schafe sollen hüten? S.: Ei, hörst du es nicht? da die eisernen Männer kommen sind, und darnach hat unsere strobelköpfigte Ann' gesagt, ich solle auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen; sie hat aber die eisernen Männer gemeint, und da sein ich weggelaufen und sein hierher kommen. E.: Wo hinaus willst du aber jetzt? S.: Ich weiss weger nit; ich will bei dir hier bleiben. E.: Dich hier zu behalten, ist weder meine noch deine Gelegenheit. Iss, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen. S.: Ei, so sage mir denn auch, was Leute für Dinge sind? E.: Leute sind Menschen, wie ich und du; dein Knän, deine Meuder und eure Ann' sind Menschen, und wenn deren viele beieinander sind, so werden sie Leute genennet. S.: Haha! E.: Nun gehe und iss!

Dies war unser Discurs, unter welchem mich der Einsiedel oft mit dem allertiefsten Seufzen anschaute; nicht weiss ich, ob es darum geschah, weil er ein so gross Mitleiden mit meiner überaus grossen Einfalt und dummen Unwissenheit hatte, oder aus der Ursache, die ich erst über etliche Jahre hernach erfuhr.

Nach des Einsiedlers Tode wird er von den Schweden nach Hanau geschleppt, ist hier des Commandanten Hofnarr, geräth nach allerlei listigen Streichen unter Kroaten, entwischt, lebt kurze Zeit als Einsiedler, besteht vielfache Abenteuer mit dem edlen Herzbruder und dem bösen Olivier, ist durch kühne Thaten hochangesehen als „Jäger von Soest", und lernt als solcher einen närrischen Sonderling kennen, der sich für Jupiter hält. Die scherzhafte Unterhaltung des Letzteren birgt tiefen Ernst.

Dritten Buches viertes und fünftes Capitel.

Ich sagte: „Wie kann die Niedermachung aller Gottlosen ohne Blutvergiessen und das Commando über die ganze weite Welt ohne sonderbare grosse Gewalt und starken Arm geschehen und zuwege gebracht werden? O Jupiter, ich bekenne dir unverhohlen, dass ich diese Dinge weniger als ein sterblicher Mensch begreifen kann!" Jupiter antwortete: „Das giebt mich nicht Wunder, weil du nicht weisst, was meines Helden Schwert für eine seltene Kraft an sich haben wird. Vulcanus wird's aus den Materialien verfertigen, daraus er mir meine Donnerkeile machet, und dessen Tugenden dahin richten, dass mein grossmüthiger deutscher Held, wenn er solches entblösset und nur einen Streich damit in die Luft thut, einer ganzen Armada, wenn gleich sie hinter einem Berge eine ganze Schweizer Meil Wegs weit von ihm stände, auf einmal die Köpfe herunterhauen

kann, also dass die armen Teufel ohne Köpfe da liegen müssen, ehe sie einmal wissen, wie ihnen geschehen! Wenn er dann nun seinem Lauf den Anfang machet und vor eine Stadt oder Festung kommt, so wird er des Tamerlanis Manier brauchen und zum Zeichen, dass er Friedens halber und zur Beförderung aller Wohlfahrt vorhanden sei, ein weisses Fähnlein aufstecken. Kommen sie dann zu ihm heraus und bequemen sich, wohl gut; wo nicht, so wird er von Leder ziehen und durch Kraft mehrgedachten Schwertes allen Zauberern und Zauberinnen, so in der ganzen Stadt sind, die Köpfe herunterhauen und ein rothes Fähnlein aufstecken; wird sich aber dennoch Niemand einstellen, so wird er alle Mörder, Wucherer, Diebe, Schelme, Ehebrecher und Buben auf die vorige Manier umbringen und ein schwarzes Fähnlein sehen lassen. Wofern aber nicht sobald diejenigen, so noch in der Stadt übrig blieben, zu ihm kommen und sich demüthig einstellen, so wird er die ganze Stadt und ihre Einwohner als ein halsstarrig und ungehorsam Volk ausrotten wollen, wird aber nur diejenigen hinrichten, die den andern abgewehrt haben und eine Ursache gewesen, dass sich das Volk nicht eher ergeben. Also wird er von einer Stadt zur andern ziehen, einer jeden Stadt ihr Theil Landes um sie her gelegen im Frieden zu regieren übergeben und von jeder Stadt durch ganz Deutschland zweien von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte mit einander auf ewig vereinigen, die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umgelten durch ganz Deutschland aufheben und solche Anstalten machen, dass man von keinen Frohnden, Wachen, Contribuiren, Geldgeben, Kriegen, noch einziger Beschwerung beim Volk mehr wissen, sondern viel seliger als in den elysischen Feldern leben wird. Alsdann, sagte Jupiter ferner, werde ich oftmals den ganzen Chorum Deorum nehmen und herunter zu den Deutschen steigen, mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen; da werde ich den Helicon mitten in ihre Grenzen setzen und die Musen von neuem darauf pflanzen; die drei Grazien sollen meinen Deutschen viel tausend Lustbarkeiten erwecken. Ich werde Deutschland höher segnen mit allem Ueberfluss als das glückselige Arabiam, Mesopotamiam und die Gegend um Damasco. Die griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur deutsch reden und mit einem Wort mich so gut deutsch erzeigen, dass ich ihnen auch endlich wie vor diesem den Römern die Beherrschung über die ganze Welt werde ankommen lassen.“ Ich sagte: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herren dazu sagen, wenn sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrige so unrechtmässiger Weise abzunehmen und den Städten zu unterwerfen? Werden sie sich nicht mit Gewalt widersetzen oder wenigstens vor Göttern und Menschen darwider protestiren?“ Jupiter antwortete: „Hierum wird sich der Held wenig bekümmern! Er wird

alle Grosse in drei Theile unterscheiden und diejenigen, so unexemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen strafen, weil seinem Schwert keine irdische Gewalt widerstehen mag; den übrigen aber wird er die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht. Was bleibet und sein Vaterland liebet, die werden leben müssen wie andere gemeine Leute; aber das Privatleben der Deutschen wird alsdann viel vergnügsamer und glückseliger sein, als jetzund das Leben und der Stand eines Königs, und die Deutschen werden alsdann lauter Fabricii sein, welcher mit dem König Pyrrho sein Königreich nicht theilen wollte, weil er sein Vaterland neben Ehre und Tugend so hoch liebte; und das sind die andern. Die dritten aber, die ja Herren bleiben und immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn und Italien in die Moldau, Wallachei, in Macedoniam, Thraciam, Graeciam, ja über den Hellespontum in Asiam hineinführen, ihnen dieselben Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in ganz Deutschland mitgeben und sie alldort zu lauter Königen machen. Alsdann wird er Constantinopel in einem Tag einnehmen und allen Türken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpfe vor die Füsse legen; daselbst wird er das römische Kaiserthum wieder aufrichten und sich wieder in Deutschland begeben und mit seinen Parlaments-Herren (welche er, wie ich schon gesagt habe, aus allen deutschen Städten paarweise sammeln und die Vorsteher und Väter seines deutschen Vaterlandes nennen wird) eine Stadt mitten in Deutschland bauen, welche viel grösser sein wird als Manoah in Amerika und goldreicher als Jerusalem zu Salomons Zeiten gewesen, deren Wälle sich dem tyrolischen Gebirge und ihre Wassergräben der Breite des Meeres zwischen Hispania und Afrika vergleichen soll. Er wird einen Tempel hinein bauen von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Sapphiren; und in der Kunstkammer, die er aufrichten wird, werden sich alle Raritäten in der ganzen Welt versammeln von den reichen Geschenken, die ihm die Könige in China, in Persia, der grosse Magol in den orientalischen Indien, der grosse Tartar Cham, Priester Johann in Afrika und der grosse Zar in der Moscau schicken. Der türkische Kaiser würde sich noch fleissiger einstellen, wofern ihm benannter Held sein Kaiserthum nicht genommen und solches dem römischen Kaiser zu Lehen gegeben hätte.“

Ich fragte meinen Jovem, was dann die christlichen Könige bei der Sache thun und ausrichten würden? Er antwortete: „Der in England, Schweden und Dänemark werden, weil sie deutschen Geblütes und Herkommens, der in Hispania, Frankreich und Portugal aber, weil die alten Deutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regieret haben, ihre Kronen, Königreiche und incorporirte Länder von der deutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfahen; und alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein.“

. Ich fragte: „Wie wird aber Deutschland bei so unterschiedlichen Religionen einen so langwierigen Frieden haben können? werden so unterschiedliche Pfaffen nicht die Ihrigen hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den andern anspinnen?“ „O nein!“ sagte Jupiter, „mein Held wird dieser Sorge weislich vorkommen und vor allen Dingen alle christlichen Religionen in der ganzen Welt miteinander vereinigen.“ Ich sagte: „O Wunder, das wäre ein grosses, rares und recht vortreffliches Werk! Wie müsste das zugehen?“ Jupiter antwortete: „Das will ich dir herzlich gern offenbaren. Nachdem mein Held den Universalfrieden der ganzen Welt verschafft, wird er die geistlichen und weltlichen Vorsteher und Häupter der christlichen Völker und unterschiedlichen Kirchen mit einem sehr bewegten Sermon anreden und ihnen die bisherigen hochschädlichen Spaltungen in den Glaubenssachen trefflich zu Gemüthe führen, sie auch durch hochvernünftige Gründe und unwidertreibliche Argumenta dahin bringen, dass sie von sich selbst eine allgemeine Vereinigung wünschen und ihm das ganze Werk seiner hohen Vernunft nach zu dirigiren übergeben werden. Alsdann wird er die allergeistreichsten, gelehrtesten und frömmsten Theologos von allen Orten und Enden her aus allen Religionen zusammenbringen und ihnen einen Ort, wie vor diesem Ptolemäus Philadelphus den 72 Dolmetschern gethan, in einer lustigen, doch stillen Gegend, da man wichtigen Sachen ungehindert nachsinnen kann, zurichten lassen, sie daselbst mit Speise und Trank, auch aller anderer Nothwendigkeit versehen und ihnen auflegen, dass sie, sobald immer möglich, und jedoch mit der allerreifsten und fleissigsten Wohlerwägung die Streitigkeiten, so sich zwischen ihren Religionen enthalten, erstlich beilegen und nachgehends mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige und christliche Religion der h. Schrift, der uralten Tradition und der probirten h. Väter Meinung gemäss schriftlich verfassen sollen. Um dieselbige Zeit wird sich Pluto gewaltig hinter den Ohren kratzen, weil er alsdann die Schmälerung seines Reiches besorgen wird; ja, er wird allerlei Fünde, Ränke, Bosheit und List entdecken, ein Que (Quos ego) darein zu machen und die Sache, wo nicht gar zu hintertreiben, jedoch solche ad infinitum oder indefinitum zu bringen sich gewaltig bemühen. Er wird sich unterstehen, einem jeden Theologo sein Interesse, seinen Stand, sein geruhig Leben, sein Weib und Kinder, sein Ansehen und je so etwas, das ihm seine Opinion zu behaupten einrathen möchte, vorzumalen. Aber mein tapferer Held wird auch nicht feiern: er wird, so lange dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit alle Glocken läuten und damit das christliche Volk zum Gebet an das höchste Numen unablässig anmahnen und um Sendung des Geistes der Wahrheit bitten lassen. Wenn er aber merken würde, dass sich einer oder ander vom Plutone einnehmen lässt, so wird er die ganze Congregation wie in einem Conclave mit Hunger quälen; und wenn

sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen und sie alle erstlich mit Güte, endlich mit Ernst, Erschrecken und Bedrohungen dahin bringen, dass sie ad rem schreiten und mit ihren halsstarrigen falschen Meinungen die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein gross Jubelfest anstellen und der ganzen Welt diese geläuterte Religion publiciren; und welcher alsdann darwider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyrisiren oder einen solchen Ketzer mit Buxbaum bestecken und dem Plutoni zum neuen Jahr schenken. Jetzt weisst du, lieber Ganymede, alles, was du zu wissen begehret hast; nun sage mir aber auch, was die Ursache ist, dass du den Himmel verlassen, in welchem du mir so manchen köstlichen und vortrefflichen Trunk Nektar eingeschenkt hast."

Von Neuem von Schweden gefangen, findet Simplex einen Schatz, verheirathet sich, reis't nach Köln, weiter nach Paris, geräth in allerlei Schlingen, wird auf der Rückreise blatterkrank, trifft endlich verarmt und elend den Olivier als Räuber wieder an.

Vierten Buches drei und zwanzigstes Capitel.

Simplex Oliviers Grausamkeit siehet,
Von ihm zu kommen sich ernstlich bemühet.

Ich hätte über diese des Oliviers Erzählung gern gelacht und musste mich doch mitleidentlich erzeigen. Und als ich eben auch anfing, meines Lebens Lauf zu erzählen, sahen wir eine Kutsche sammt zwei Reitern das Land herauf kommen; derohalben stiegen wir vom Kirchthurm und setzten uns in ein Haus, das an der Strasse lag und sehr bequem war, die vorüber Reisenden anzugreifen. Mein Rohr musste ich zum Vorrath geladen behalten; Olivier aber legte mit seinem ersten Schuss gleich den einen Reiter und das Pferd, ehe sie unserer inne wurden, weswegen dann der andere gleich durchging; und indem ich mit überzogenem Hahn den Kutscher halten und absteigen gemachet, sprang Olivier auf ihn dar und spaltete ihm mit seinem breiten Schwert den Kopf von einander bis auf die Zähne hinunter, wollte auch gleich darauf das Frauenzimmer und die Kinder metzgen, die in der Kutsche sassen und bereits mehr den todten Leichen als den Lebenden gleich sahen. Ich aber wollte es rund nicht gestatten, sondern sagte, wofern er solches ja in's Werk setzen wollte, müsste er mich zuvor erwürgen. „Ach!" sagte er, „du närrischer Simplici, ich hätte meiner Tage nicht gemeint, dass du ein so heilloser Kerl wärest, wie du dich anlässt." Ich antwortete: „Bruder, was willst du die unschuldigen Kinder zeihen? Wenn es Kerle wären, die sich wehren könnten, so wäre es ein anders." „Was?" antwortete er, „Eier in die Pfannen, so werden keine Jungen draus. Ich kenne diese jungen Blutsauger

wohl; ihr Vater, der Major, ist ein rechter Schindhund und der ärgste Wamsklopfer von der Welt.“ Und mit solchen Worten wollte er immer fortwürgen und die armen Kinder abschlachten; doch enthielt ich ihn so lange, bis er sich endlich erweichen liess. Es waren aber eines Majors Weib, ihre Mägde und drei schöne Kinder, die mich von Herzen dauerten; diese sperrten wir in einen Keller, auf dass sie uns so bald nicht verrathen sollten, in welchem sie sonst nichts als Obst und weisse Rüben zu beissen hatten, bis sie gleichwohl wiederum von Jemandem erlöst würden. Demnach plünderten wir die Kutschen und ritten mit sieben schönen Pferden in den Wald, wo er am dicksten war.

Als wir solche angebunden hatten und ich mich ein wenig umschaute, sah ich unweit von uns einen Kerl stockstill an einem Baume stehen; solchen wies ich dem Olivier und vermeinte, es wäre sich vorzusehen. „Ha, Narr!“ antwortete er, „es ist ein Jude, den habe ich hingebunden; der Schelm ist aber vorlängsten erfroren und verreckt.“ Und indem ging er zu ihm, klopfte ihm mit der Hand unten an’s Kinn und sagte: „Ha, du Hund, hast mir auch viele schöne Dukaten gebracht.“ Und als er ihm dergestalt das Kinn bewegte, rollten ihm noch etliche Dublonen zum Maul heraus, welche der arme Schelm noch bis in seinen Tod davon gebracht hatte. Olivier griff ihm darauf in das Maul und brachte zwölf Dublonen und einen köstlichen Rubin zusammen. „Diese Beute,“ sagte er, „habe ich dir, Simplici, zu danken!“ schenkte mir darauf den Rubin, stiess das Geld zu sich und ging hin, seinen Bauern zu holen, mit Befehl, ich sollte indessen bei den Pferden verbleiben, sollte aber wohl zusehen, dass mich der todte Jude nicht beisse, womit er mir meine Weichherzigkeit einrieb, dass ich keine solche Courage hätte, wie er.

Als er nun nach dem Bauer aus war, machte ich indessen sorgsame Gedanken und betrachtete, in was für einem gefährlichen Stand ich lebe. Ich nahm mir vor, auf ein Pferd zu sitzen und durchzugehen, besorgte aber, Olivier möge mich bei der Arbeit ertappen und erst niederschiessen; denn ich argwöhnte, dass er meine Beständigkeit für diesmal nur probire und irgends stehe, mir aufzupassen. Bald gedachte ich, zu Fuss davon zu laufen, musste aber doch sorgen, wenn ich dem Olivier gleich entkäme, dass ich nichts desto weniger den Bauern auf dem Schwarzwald, die damals im Ruf waren, dass sie den Soldaten auf die Hauben klopften, nicht würde entrinnen können. „Nimmst du aber,“ gedachte ich, „alle Pferde mit dir, auf dass Olivier keine Mittel hat, dir nachzujagen, und würdest von den Weimarischen erwischt, so wirst du als ein überzeugter Mörder auf’s Rad gelegt.“ Kurz ab, ich konnte kein sicher Mittel zu meiner Flucht ersinnen, vornehmlich da ich mich in einem wilden Walde befand und weder Weg noch Steg wusste; über das wachte mir mein Gewissen auch auf und quälte mich,

weil ich die Kutsche aufgehalten und ein Ursacher gewesen, dass der Kutscher so erbärmlich um's Leben gekommen und beide Weibsbilder und die unschuldigen Kinder in den Keller gesperrt worden, worin sie vielleicht wie dieser Jude auch sterben und verderben müssten. Bald wollte ich armer Mensch mich meiner Unschuld getrösten, weil ich wider Willen und gleichsam gezwungen angehalten würde; aber mein Gewissen hielt mir vor, ich hätte vorlängsten mit meinen andern begangenen bösen Stücken verdient, dass ich in Gesellschaft dieses Erzmörders in die Hände der Justiz gerathe und meinen billigen Lohn empfange, und vielleicht hätte der gerechte Gott versehen, dass ich solcher Gestalt gestraft werden sollte. Zuletzt fing ich an, ein Besseres zu hoffen, und bat die Güte Gottes, dass sie mich aus diesem Stand erretten wollte; und als mich so eine Andacht ankam, sagte ich zu mir selber: „Du Narr, du bist ja nicht eingesperrt oder angebunden; die ganze weite Welt steht dir ja offen. Hast du jetzt nicht Pferde genug, zu deiner Flucht zu greifen? oder da du nicht reiten willst, so sind deine Füsse ja schnell genug, dich davon zu tragen.“ Indem ich mich nun selbst so marterte und quälte und doch nichts beschliessen konnte, kam Olivier mit unserm Bauer daher. Der führte uns mit den Pferden auf einen Hof, da wir fütterten und einer um den andern ein paar Stunden schliefen. Nach Mitternacht ritten wir weiter und kamen gegen Mittag an die äussersten Grenzen der Schweizer, allwo Olivier wohl bekannt war und uns stattlich auftragen liess. Und dieweil wir uns lustig machten, schickte der Wirth nach zweien Juden, die uns die Pferde gleichsam nur um halb Geld abhandelten. Es war alles so nett und just bestellt, dass es wenig Wortwechselns brauchte. Der Juden grösste Frage war, ob die Pferde kaiserlich oder schwedisch gewesen. Und als sie vernahmen, dass sie von den Weimarischen herkämen, sagten sie: „So müssen wir solche nicht nach Basel, sondern in das Schwabenland zu den Bayrischen reiten,“ über welche grosse Kundschaft und Vertraulichkeit ich mich nicht wenig verwundern musste.

Wir banketirten edelmännisch, und ich liess mir die guten Waldforellen und köstlichen Krebse daselbst wohl schmecken. Wie es nun Abend ward, so machten wir uns wieder auf den Weg, hatten unsern Bauern mit Gebratenem und andern Victualien wie einen Esel beladen; damit kamen wir den andern Tag auf einen einzelnen Bauernhof, allwo wir freundlich bewillkommnet und aufgenommen wurden und uns wegen ungestümen Wetters ein paar Tage aufhielten, weil es mit Wind, Regen und Schnee ein widerwärtiges Wetter gab. Folgends kamen wir durch lauter Wald und Abwege wieder in eben dasjenige Häuslein, dahin mich Olivier anfänglich führte, als er mich zu sich bekam.

Vierten Buches vier und zwanzigstes Capitel.

Simplex ist bei des Olivier's Tod,
Rächet denselben mit äusserster Noth.

Wie wir nun so da sassen, unsere Leiber zu pflegen und auszuruhen, schickte Olivier den Bauer aus, Essenspeise sammt etwas von Kraut und Loth einzukaufen. Als selbiger hinweg, zog er seinen Rock aus und sagte zu mir: „Bruder, ich mag das Teufelsgeld nicht mehr allein so herumschleppen,“ band demnach ein paar Würste oder Wülste, die er auf blossem Leib trug, herunter, warf sie auf den Tisch und sagte ferner: „Du wirst dich hiermit bemühen müssen, bis ich einmal Feierabend mache und wir beide genug haben; das Donnergeld hat mir Beulen gedrückt, so dass ich's nicht mehr tragen kann.“ Ich antwortete: „Bruder, hättest du so wenig, als ich, so würde es dich nicht drücken.“ „Was?“ fiel er mir in die Rede, „was mein ist, das ist auch dein, und was wir ferner mit einander erobern, soll gleiche Part gelten.“ Ich ergriff beide Wülste und befand sie trefflich gewichtig, weil es lauter Goldsorten waren. Ich sagte, es sei alles gar unbequem gepackt; da es ihm gefiele, wollte ich's also einnähen, dass einem das Tragen nicht halb so sauer ankäme. Als er mir's heimstellte, ging ich mit ihm in einen hohlen Eichbaum, allda er Scheere, Nadeln und Faden brachte; da machte ich mir und ihm ein Scapulier oder Schulterkleid aus einem paar Hosen und versteppte manchen schönen rothen Batzen darin. Demnach wir nun solche unter die Hemden anzogen, war es nicht anders, als ob wir vorn und hinten mit Gold bewaffnet gewesen wären, wie wir dann dessentwegen gar wohl, wo nicht schuss-, doch wenigstens stichfrei gewesen. Und demnach mich Wunder nahm und fragte, warum er kein Silbergeld hätte, bekam ich zur Antwort, dass er mehr als tausend Thaler in einem Baume liegen hätte, aus welchem er den Bauer hausen liesse, und um solches nie keine Rechnung begehret, weil er solchen Schafmist nicht hoch achte.

Als dies geschehen und das Geld eingepackt war, gingen wir nach unserm Logiment, darin wir dieselbe Nacht über kochten und uns beim Ofen ausbäheten. Und demnach es eine Stunde Tag war, kamen, als wir uns dessen am wenigsten versahen, sechs Musketiere sammt einem Corporal mit fertigem Gewehr und aufgepassten Lunten in's Häuslein, stiessen die Stubenthüre auf und schrien, wir sollten uns gefangen geben! Aber Olivier (der sowohl als ich jederzeit seine gespannte Muskete neben sich liegen und sein scharfes Schwert allzeit an der Seite hatte und damals eben hinter'm Tische sass, gleich wie ich hinter der Thüre beim Ofen stund) antwortete ihnen mit ein paar Kugeln, durch welche er gleich zwei zu Boden fällte; ich aber erlegte den dritten und beschädigte den vierten durch einen gleichmässigen Schuss. Darauf wischte Olivier mit seinem nothfesten Schwert, welches Haare schur und wohl des Königs

Arturi in England Caliburn verglichen werden möchte, von Leder und hieb den fünften von der Achsel an bis auf den Bauch hinunter, dass ihm das Eingeweide heraus und er neben demselben abscheulicherweise darniederfiel. Indessen schlug ich den sechsten mit meinem umgekehrten Feuerrohr auf den Kopf, dass er alle vier von sich streckte. Einen solchen Streich kriegte Olivier von dem siebenten, und zwar mit solcher Gewalt, dass ihm das Hirn herausspritzte; ich aber traf denselben, der's ihm gethan, wiederum dermassen, dass er gleich seinen Kameraden am Todtenreihen Gesellschaft leisten musste. Als der Beschädigte, den ich anfänglich durch meinen Schuss getroffen, dieser Püffe gewahr ward und sah, dass ich ihm mit umgekehrtem Rohr auch an's Leder wollte, warf er sein Gewehr hinweg und fing an zu laufen, als ob ihn der Teufel selbst gejagt hätte. Und dieses Gefecht währte nicht länger, als eines Vaterunsers Länge, in welcher kurzen Zeit diese sieben tapferen Soldaten in's Gras bissen.

Da ich nun solcher Gestalt allein Meister auf dem Platze blieb, beschaute ich den Olivier, ob er vielleicht noch einen lebendigen Athem in sich hätte; da ich ihn aber ganz entseelet befand, dünkte mich ungereimt zu sein, einem todten Körper so viel Geld zu lassen, dessen er nicht vonnöthen, zog ihm derowegen das goldene Fell ab, so ich erst gestern gemacht hatte, und hing es auch an den Hals zu dem andern. Und demnach ich mein Rohr zerschlagen hatte, nahm ich Olivier's Muskete und scharfes Schlachtschwert zu mir; mit demselben versah ich mich auf allen Nothfall und machte mich aus dem Staube, und zwar auf den Weg, da ich wusste, dass unser Bauer darauf herkommen müsste. Ich setzte mich bei Seite an einen Ort, seiner zu erwarten und mich zugleich zu bedenken, was ich ferner anfangen wollte.

Nach ferneren Abenteuern in Krieg und Frieden und weiten Reisen durch Europa und Asien wird Simplex endlich Einsiedler und verbringt seine letzten Lebenstage auf einer wüsten Insel.

XXV. Johann Christian Günther.

Johann Christian Günther, 1695 zu Striegau geboren, frühzeitig auffallend durch poetische Begabung, von seinem Vater, einem Arzte, hart und streng erzogen, studirte zu Wittenberg wider Willen Medizin, gerieth hierdurch und durch unglückliche Neigungen mit den ernsten und beengenden Forderungen der Gesellschaft in Widerspruch, seine glänzenden Gaben führten ihn auf Abwege, und er ging, vom Vater verstossen, von Freunden lange gehalten, endlich verlassen, im Elend unter. Er starb schon 1723 zu Jena auf unsteter Wanderung. — Seine Gedichte, zum Theil von wunderbarer Leichtigkeit und Anmuth der Sprache und von hohem dichterischen Werthe, erschienen nach seinem Tode in zahlreichen Auflagen, gesammelt zuerst 1735 zu Breslau und Leipzig. S. Goed. u. T. 6.

1. Die immer grünende Hoffnung.

Stürmt, reisst und ras't, ihr Unglückswinde,
Zeigt eure ganze Tyrannei!
Verdreht, zerschlitzt so Zweig als Rinde,
Und brecht den Hoffnungsbaum entzwei!
Dies Hagelwetter
Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt,
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüthen legen,
Da sie von Neuem grünt und Aeste treibt.

Mein Herz giebt keinen Diamanten,
Mein Geist den Eichen wenig nach!
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz' ich doch mein Ungemach.
Schlagt, bitt're Feinde!
Weicht, falsche Freunde!
Mein Heldenmuth
Ist nicht zu dämpfen,
Drum will ich kämpfen
Und seh'n, was die Geduld für Wunder thut.

Die Liebe schenkt aus gold'nen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit;
Sie spricht mir guten Sold zu zahlen,
Und schickt mich in den Unglücksstreit.
Hier will ich kriegen,
Hier will ich siegen:
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.

Beständig! soll die Losung bleiben,
Beständig lieb' ich dich, mein Kind,
Bis dermaleins die Dichter schreiben,
Dass du und ich nicht sterblich sind!
Das Wort „beständig"
Macht Alles bändig,
Was Elend heisst;
Das stärkste Fieber
Geht bald vorüber,
Wenn man nur mit Geduld den Frost verbeisst.

Nur zweifle nicht an meiner Treue,
Die als ein ewig helles Licht,
Wenn ich des Lebens mich verzeihe,
Die Finsterniss der Gräber bricht!

Kein heit'res Glücke,
Ja, kein Geschicke
Trennt mich von dir!
Du stirbst die Meine,
Ich bin der Deine?
Drum wirf den Argwohn weg und folge mir!

2. Bussgedanken.

Mein Gott! wo ist denn schon der Lenz von meinen Jahren
So still, so unvermerkt, so zeitig hingefahren?
So schnell fleucht nimmermehr ein Segel durch das Meer,
So flüchtig dringt wohl kaum ein heisses Blei zum Ziele;
Es dünkt mich ja noch gut der ersten Kinderspiele:
Wo kommt denn aber schon des Körpers Schwachheit her?

Mein Alter ist ja erst der Anfang recht zu leben,
In dem mir Raum und Zeit noch manchen Scherz kann geben.
Wie? überspringt dies nun die Staffeln der Natur?
Mein Geist, der wie die Glut in fetten Cedern brannte,
Verdruss und Traurigkeit aus allen Winkeln bannte
Und wie der Blitz bei Nacht aus Mund und Antlitz fuhr.

Ich hatte von Geburt viel Anseh'n auf der Erden,
Nach meiner Väter Art ein starker Geist zu werden.
Der Eltern kluge Gunst erzog Gemüth und Leib
Durch Uebung, Schweiss und Kunst zu wichtigen Geschäften;
Was Andern sauer ward, das war schon meinen Kräften
Ein lustiges Bemüh'n und froher Zeitvertreib.

Kein Ekel, keine Furcht, kein abergläub'ger Schrecken
Vermochte mir das Herz mit Unruh' anzustecken.
Die Glieder fluchten nicht auf Hitze, Frost- und Stein;
Verfolgung, Mangel, Hass, Neid, Lügen, Schimpf und Zanken
Erstickten mir keinmal den Ehrgeiz der Gedanken,
Der Welt durch Wissenschaft ein nützlich Glied zu sein.

Ich sah mich als ein Kind den Wahrheitstrieb schon leiten,
Ich schwatzte durch die Nacht bei Schriften alter Zeiten,
Die Musen nahmen mich der Mutter von der Hand;
Ich lernte nach und nach den Werth des Maro schätzen,
Und frass fast vor Begier, was Wolff und Leibnitz setzen,
Bei welchen ich den Kern der frommen Weisheit fand.

Dabei verschmäht' ich auch kein äusserlich Vergnügen,
Die Liebe wusste mich recht künstlich zu besiegen,
Sobald Anacreon in meinen Zunder blies;
Ich dacht', es zöge mich nur bloss ein nettes Singen,
Und war doch in der That ein zärtliches Bezwingen
Der süssen Eitelkeit, die ihre Macht bewies.

Bei vielem Aergerniss und unter allen Sorgen,
Die mir noch ziemlich jung den Abend wie den Morgen
Mit Drohung und Gefahr empfindlich zugesatzt,
Verdarb ich gleichwohl nicht Gesellschaft, Scherz und Küssen,
Und manch vertrauter Freund wird oft noch sagen müssen,
Wie freudig ihm mein Trost die Grillen ausgeschwatzt.

Allein es ändert sich die Scene meines Lebens:
Ach, Gott! wie ist es jetzt mit mir so gar vergebens!
Was seh' ich zwischen mir und dir für Unterscheid:
Mein junges Feldgeschrei bringt stumme Klagelieder,
Es keimt, es gährt bereits durch alle meine Glieder
Der Same und das Gift geerbter Sterblichkeit.

Die Geister sind verraucht, die Nerven leer und trocken,
Die Luft will in der Brust, das Blut in Adern stocken,
Das Auge thränt und zieht die scharfen Strahlen ein;
Das Ohr klingt fort und fort und läutet mir zu Grabe,
Und da ich überall viel Todeszeichen habe,
So zagt dabei mein Herz in ungemeiner Pein.

Nicht etwa, dass mein Fleisch, die abgelegte Bürde,
Aus Abscheu vor der Gruft zuletzt noch weibisch würde;
Dies hab' ich mir vorlängst bekannt und leicht gemacht.
Nur darum, dass mein Fleisch sich in der Blüthe neiget,
Und nicht der Welt vorher durch seine Früchte zeiget,
Zu was mich die Natur an dieses Licht gebracht.

Allein wer hat hier Schuld? Ich leider wohl am meisten,
Ich, welchen Glück und Wahn mit süssen Träumen speisten,
Als würd' es stets so sein und niemals anders geh'n;
Ich, der ich so viel Zeit nicht klüger angewendet,
Gesundheit, Stärk' und Kraft so liederlich verschwendet:
Ach, Gott, verzeih' es doch dem redlichen Gesteh'n!

Nun ist auch dies wohl wahr, der Himmel wird es zeigen,
Dass Neid und Unglück oft die besten Köpfe beugen,
Und dass ich wider mich gar viel aus Noth gethan.
O, hätte mich die Pflicht des Nächsten oft gerettet,
Und mancher Blutsfreund selbst mir nicht den Fall gebettet!
Vielleicht — jedoch genug! ich klage Niemand an.

Ich klage Niemand an aus redlichem Gemüthe,
Ich wünsche mir vielmehr nach angebor'ner Güte
Nur so viel Glück und Zeit, den Freunden Gut's zu thun.
Und da es in der Welt nicht weiter möglich scheinet,
So thu' es der für mich, vor dem mein Herze weinet,
Und lasse Neid und Groll mit mir im Grabe ruh'n.

Nur mich verklag' ich selbst vor dir, gerechter Richter!
So viel mein Scheitel Haar, so viel der Milchweg Lichter,
So viel die Erde Gras, das Weltmeer Schuppen trägt,

So zahlreich und so gross ist auch der Sünden Menge,
Die mich durch mich erdrückt und immer in die Länge
Mehr Holz und Unterhalt zum letzen Feuer legt.

Das Aergste wäre noch, mich hier vor dir zu schämen:
Hier steh' ich, grosser Gott! du magst die Rechnung nehmen.
Ich hör', obgleich bestürzt, das Urtheil mit Geduld.
Wie hab' ich nicht in mich so lang und grob gestürmet
Und Fluch auf Fluch gehäuft und Last auf Last gethürmet!
Schlag', wirf mich, tödte mich! es ist verdiente Schuld.

Dein Zorn brennt nicht so sehr die bösen Sodomskinder,
Die Hölle scheint noch kalt und plaget viel gelinder,
Als mich die Qual und Reu', die in der Seelen schmerzt.
Ist's möglich? ach! so gieb, du ewiges Geschicke,
Mir auch jetzund für Blut ein Theil der Zeit zurücke,
Mit der sein Selbstbetrug sein zeitlich Wohl verscherzt!

Wie besser wollt' ich jetzt das theure Kleinod schätzen!
Wie ruhig sollte sich hiernach mein Alter setzen,
Und, wenn denn meine Pflicht der Welt genug gedient,
Mit Fried' und Freudigkeit und als im Rosengarten
Den Tod und auf den Tod den Nachruf still erwarten:
Ich sei als wie ein Baum nach vieler Frucht vergrünt.

Mein Gott! Es ist gescheh'n, mehr kann ich nun nicht sagen,
Stimmt deine Vorsicht bei, so setze meinen Tagen
(Hiskias weint in mir) nur wenig Stufen zu;
Ich will den kurzen Rest in tausend Sorgen theilen,
Durch That und Besserung das Zeugniss zu ereilen,
Dass ich anjetzo nicht mit Heucheln Busse thu'.

Der Ernst macht alles gut; was hin ist, sei vergessen;
Kein Kraut ist ja so welk, man weiss noch Saft zu pressen,
Der, kommt gleich jenes um, den Kranken Heil gewährt.
Manasses mehrt zuletzt die Anzahl frommer Fürsten,
Und Saul kann nicht so stark nach Blut und Unschuld dürsten,
Als eifrig und geschickt hernach sein Geist bekehrt.

Ist deiner Ordnung ja mein läng'res Ziel zuwider,
So rette, treuer Gott, doch alle meine Brüder,
Die voller Irrthum sind und noch an Jahren blüh'n,
Und lass sich ihren Geist an meinen Thränen spiegeln,
Eh' Ohnmacht, Schwäch' und Zeit die Gnadenthür verriegeln,
Damit sie mehr Gewinn von ihrem Pfunde zieh'n.

Von nun an will ich mich dir gänzlich überlassen
Und um den letzten Sturm den stärksten Anker fassen,
Den uns auf Golgatha der Christen Hoffnung reicht.
Dein Wort, dein Sohn, dein Geist befriedigt mein Gewissen
Und lehrt mich hier getrost der Jugend Fehler büssen,
Bis ihrer Strafen Schmerz mit Wärm' und Athem weicht.

Komm' nun und wie du willst, die Erbschuld abzufodern,
Der Leib, das schwere Kleid, mag reissen und vermodern,
Weil dies Verwesen ihn mit neuer Klarheit schmückt.
Ich will ihm zum Voraus mit freudenreichem Sehnen
Auf Gräbern nach und nach den Schimmer angewöhnen,
In welchem ihn hinfort kein eitler Traum mehr rückt.

O sanfte Lagerstatt! O seliges Gefilde!
Du trägst, du zeigest mir das Paradies im Bilde;
Ich steh', ich weiss nicht wie, recht innerlich gerührt.
Wie sanfte wird sich hier Neid, Gram und Angst verschlafen,
Bis einst der grosse Tag die Böcke von den Schafen,
Die in die Marter jagt, und die zur Freuden führt.

Mein Schatz, Immanuel! mein Heiland, meine Liebe!
Verleih' doch, dass ich mich in deinem Wandel übe,
Verdirb mir alle Kost, die nach der Erde schmeckt,
Verbitt're mir die Welt durch deines Kreuzes Frieden,
Vertreib', was mich und dich durch mein Verseh'n geschieden,
Und hüll' in dein Verdienst, was Zorn und Rache weckt.

Soll je mein jäher Fall den Körper niederstürzen,
So lass mir Zeit und Schmerz auf deine Brust verkürzen,
Und nimm den freien Geist mit Arm und Mitleid auf!
Wem irgend noch von mir ein Aergerniss geblieben,
Dem sei der Spruch an's Herz, wie mir an Sarg geschrieben:
„Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf."

XXVI. Albrecht von Haller.

Albrecht von Haller, geboren 16. Oct. 1708 zu Bern, studirte seit 1723 Medizin in Tübingen und Leyden (Boerhave), ward 1727 Dr. med., bereiste England und Frankreich, studirte dann in Basel höhere Mathematik (Joh. Bernoulli), durchreiste die Schweiz mit Gessner und verfasste 1729, als Arzt zu Bern, sein berühmtes Gedicht: „Die Alpen". Nach höchst verdienstvollem Wirken an der neu begründeten Universität zu Göttingen 1736—1753 (Anlage des anatomischen Theaters und Cabinets, des botanischen Gartens, Gründung der Königlichen Societät der Wissenschaften u. s. w.), kehrte er nach Bern zurück und lebte in reichster Thätigkeit bis 1777. Ausser bedeutenden wissenschaftlichen Werken (besonders für Botanik und Physiologie) schrieb er philosophische Romane und längere lyrische und didaktische Gedichte, welche nebst dem beschreibenden Gedichte „die Alpen" zuerst 1732 und später vielfach vermehrt erschienen. „Versuch schweizerischer Gedichte", 12. Ausgabe, von Wyss, Bern 1828.

Die Alpen.

1. Versucht's, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand und die Natur uns gab;
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinth's Gesetz gehau'ne Felsen ab;
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd;
Schlaft ein beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schliesst Länder ein zur Jagd:
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

2. Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äussern Sachen
Zur Lust und zum Verdruss nur die Gelegenheit;
Ein wohlgesetzt Gemüth kann Galle süsse machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut.
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Scepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab;
Weh' ihm, wann ihn der Geiz, wann ihn die Ehrsucht quälet!
Die Schaar, die ihn bewacht, hält den Verdruss nicht ab:
Der aber, dessen Sinn gesetzte Stille wieget,
Fragt er, wann er entschläft, ob er auf Eidern lieget?

3. Beglückte gold'ne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O dass der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stetem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht, weil freiwillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw' die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlief:
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluss nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war und Gold zum Sorgen fehlte.

4. Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güld'ne Zeiten:
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht;
Wer misst den äussern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh' zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch zwar kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles dies verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrössert.

5. Wohl dir, vergnügtes Volk, dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluss, versagt:
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.

Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maass von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Grössers zu begehren:
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen.

6. Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die grössten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen:
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du!
Denn wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.

7. Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht,
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht;
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt und doch den Tod nicht hasst;
Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht und Mehrer's hält für Last.
Was Epiktet gethan und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

8. Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müssiger Verdruss verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag und Ruh' besetzt die Nacht;
Hier lässt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frisst die heut'ge Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk aus unpartei'schen Händen
Mit immer gleichem Maass Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufried'ner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man isst, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

9. Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man misst die Strassen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze,
Und Niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen geh'n.
Doch was verlieret ihr? Welch' Weiser lebt vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt und stirbt sich unbekannt;
Die Wollust wird bei ihm vergällt und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beekelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz und nicht in's Hirn gegeben.

10. Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut' ist wie gestern war, und morgen wird wie heut'.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh' ruh'n stets auf gleicher Wage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden
Dem unverdross'nen Volk nicht ohne Müh' entwunden.

11. Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht,
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib und schlinget Huft um Huft;
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft;
Den aber führt die Lust, was Edler's zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

12. Dort eilt ein schnelles Blei in das entfernte Weisse,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlung'nen Händen
In dem zertret'nen Gras bei einer Dorfschalmei;
Und lehrt sie nicht die Kunst, sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Die grauen Alten selbst ruhn dort in langen Reihen,
Die an der Kinder Freud' ihr zärtlich Herz erfreuen.

13. Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschliesst kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin;
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin;
Die Liebe brennt hier frei und fürcht't kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter.

17. Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier die Seelenruh' und flieht der Städte Rauch.
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht;

In ihren Adern fliesst ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuert,
Kein geiles Eiter fäult, kein wälscher Koch versäuert.

18. Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooss mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt;
Sobald flieht auch das Volk aus den verhassten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fliesst,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze spriesst.
Das Vieh verlässt den Stall und grüsst den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

19. Wann kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüssen
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreisst der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar hasst, doch nicht verschiebt.
Er treibt den trägen Schwarm von schwerbeleibten Kühen
Mit freudigem Gebrüll durch den bethauten Steg;
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg;
Er aber setzet sich bei einem Wasserfalle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

20. Wann der entfernte Strahl die Schatten nun verlängert
Und Phoebus müdes Licht sich senkt in kühle Ruh',
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluss geschwängert,
Mit schwärmendem Geblöck gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüsst den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder froh' Gewühl frohlockt und spielt um ihn;
Und ist der süsse Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das müde Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett begleitet.

21. Wann nun von Titans Glanz die Wiesen sich entzünden
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reift,
So eilt der munt're Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Auroren's Gold der Berge Höh' durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget.
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf;
Ein lieblicher Geruch, aus Tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reih' gehäufter Kräuter auf;
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winterspeise,
Und ein frohlockend Lied begleitet ihre Reise.

22. Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,

So wird der Erde Schooss mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augenlust weicht grösserem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund;
Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpurzügen,
Beugt den gestützten Ast und nähert sich dem Mund,
Der Birnen süss Geschlecht, die honigreiche Pflaume
Reizt ihres Meisters Hand und wartet an dem Baume.

23. Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man presst kein gährend Nass gequetschten Beeren ab;
Die Erde hat zum Durst nur Brunnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Sau'r beschleunigt unser Grab.
Beglückte! klaget nicht; ihr wuchert im Verlieren;
Kein Gut, kein nöthig Trank, ein Gift verlieret ihr:
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniss sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

24. Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen find't.
Sobald der Himmel graut und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn und weckt das Felsenkind.
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespalt'ner Felsen fort;
Dort kürzt ein künstlich Blei den Lauf von schnellen Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal und macht den Wald erschallen.

25. Indessen, dass der Frost sie nicht entblösst berücke,
So macht des Volkes Fleiss aus Milch der Alpen Mehl;
Hier wird auf strenger Glut geschied'ner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch und wird ein stehend Oel;
Hier presst ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Sau'r das Wasser und das Fett;
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bild't den neuen Käs' ein rundgeschnitten Brett.
Das ganze Haus greift an und schämt sich, leer zu stehen,
Kein Sclavenhandwerk ist so schwer, als Müssiggehen.

26. Wann aber sich die Welt in starren Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erschöpfte Feld nun ruht für neue Gaben
Und ein krystall'ner Damm der Flüsse Lauf versteckt:
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt;
Hier zahlt die süsse Ruh' die Müh', die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt.

Und wenn die Nachbar'n sich zu seinem Heerde setzen,
So weiss ihr klug Gespräeh auch Weise zu ergötzen.

27. Der Eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzuseh'n;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem weh'n;
Er kennt die Kraft des Mond's, die Wirkung seiner Farben,
Er weiss, was am Gebirg' ein früher Nebel will;
Er zählt im Märzen schon der fernen Ernte Garben,
Und hält, wenn Alles mäht, bei nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm für tausend Bücher.

28. Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leier,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedchen singt;
Natur und Liebe giesst in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt und nie die Müh' erzwingt.
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirtenliedern,
Sein Sinn zeigt seinen Stand, sein Lied malt seinen Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bei seinen Widdern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin;
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers und nicht gezählte Töne.

29. Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt;
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt;
Er ist ein Beispiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Arm der Blitz und Gott im Herzen war;
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt und zeigt sich in Geberden
Voll edler Ungeduld, noch löblicher zu werden.

30. Ein Andrer, dessen Haupt, mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frisst,
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europen's Hälfte trägt;
Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Wälschlands Paradies nur nackte Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu' und Muth mit unzertrennten Kräften
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

31. Bald aber schliesst ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Moos benennt;

Er wirft den scharfen Blick in unterird'sche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold;
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefeldüfte,
In deren feuchtem Schooss gefang'ner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland und weiss an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug' mit Nutzen zu ergötzen.

32. Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhab'nern Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Land vereint.
Wahr ist's, dass Libyen uns noch mehr Neues giebet
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur, was nutzet, blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

33. Wann Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahr'nen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt;
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt Alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schliesst die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

34. Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und See'n
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Gesicht;
Die blaue Ferne schliesst ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah' Gebirg die sanft erhob'nen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

35. Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt;
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestieg'ne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

36. Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen;
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluss dringt durch der Felsen Ritzen
Und schiesst mit jäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile;
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wand'rer sieht erstaunt im Himmel Ströme fliessen,
Die aus den Wolken flieh'n und sich in Wolken giessen.

37. Doch wer mit einem Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Den grossen Bau der Welt aufmerksam durchgereist,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn steh'n und forschen heisst.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt:
Durchsucht das holde Reich der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit bunten Perlen tränkt:
Ihr werdet Alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

38. Wann Phoebus helles Licht durch flücht'ge Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt;
Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambradämpfen,
Die Floren's bunt Geschlecht gelinden Westen zollt;
Der Blumen scheckigt Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge scheint, gefirnisst von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

39. Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiss, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! dass Kraft sich Zier vermähle:
In einem schönen Leib wohnt eine schön're Seele.

40. Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt:
Die holde Blume zeigt die zwei vergold'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebild'ter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Widerschein;

Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schliesst ein gestreifter Stern in weisse Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blüh'n auch auf zertret'ner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

41. Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Leim mit funkelndem Krystall;
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die düst're Luft und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, wälsche Zwerge;
Europen's Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

42. Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entspriesst ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras und senget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt voll flüssiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluten wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen:
Sein Wesen selbst ist Feu'r und seine Wellen Flammen.

43. Dort aber, wo im Schaum der strudelreichen Wellen
Ein schneller Avanson gestürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit unterird'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiss das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges hohler Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schliesst zwar dies kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ätzend Nass zermalmt das Marmorpflaster,
Dringt durch der Klippen Fug' und eilt, gebraucht zu sein.
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

44. Aus Furkens kaltem Haupt, wo sich in beide Seen
Europen's Wasserschatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weisse Flut mit königlichem Erzt;
Der Strom fliesst schwer von Gold und wirft gedieg'ne Körner
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt;
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füssen:
O Beispiel für die Welt, er sieht's und lässt ihn fliessen.

45. Verblend'te Sterbliche! die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wollust stets an eitlen Hamen hält;

Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh' vergällt;
Die ihr das stille Glück des Mittelstand's verschmähet
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch;
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nur Thorheit flehet:
O glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich;
Seht ein verachtet Volk bei Müh' und Armuth lachen:
Die mässige Natur allein kann glücklich machen.

46. Elende! rühmet nur den Rauch von grossen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend geh'n;
Die Pracht, die euch umringt, schliesst euch in gold'ne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reisst die Ehrsucht ihre Knechte
Nach dem verschloss'nen Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh' der lang' erseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

47. Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürgerblut;
Verleumdung, Hass und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwoll'ne Neid nagt an des Nachbarn Gut;
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosenbett ein naher Donner blitzt;
Der Geiz bebrütet Gold, zu sein' und And'rer Plage,
Das Niemand weniger, als wer es hat, besitzt;
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

48. Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefasst;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuss verhasst.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu' mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet wie ihr lebet.

49. O selig, wer, wie ihr, mit selbst gezog'nen Stieren
Den angestorb'nen Grund von eig'nen Aeckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süsser Milch vergnügt;
Der sich, bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasserfällen,
In unbesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt;

Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zeiten weckt;
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern:
Gewiss, der Himmel kann sein Glücke nicht vergrössern.

XXVII. Johann Christoph Gottsched.

Johann Christoph Gottsched, geboren 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg, bezog schon 1714 die Universität Königsberg, ward 1723 Magister, entfloh vor den königlichen Werbern nach Leipzig, erwarb hier als Professor der Philosophie und Dichtkunst (1730) beispiellosen Einfluss und galt bis gegen Mitte des Jahrhunderts als untrügliches Orakel in Sachen des Geschmackes. Trotz seinem Verdienst, die Dichtkunst von Rohheit und Schwulst gesäubert zu haben, trifft ihn der gerechte Vorwurf der Eitelkeit und Pedanterie. Er schrieb seine „kritische Dichtkunst“ (erste Ausgabe 1730) und die „Mustertragödie“: der sterbende Cato (erste Ausgabe 1732) und liess 1737 auf dem Theater der Caroline Neuber den Hanswurst feierlich verbrennen, musste aber, nachdem der Streit mit Bodmer und Breitinger in Zürich ihn lächerlich gemacht, nicht allein auf der Bühne die Verhöhnung seines Cato und das Wiederaufleben des Hanswurstes, sondern nah und fern den Abfall der Seinen und den Ruhm des von ihm verurtheilten Klopstock erleben. Er starb 1766. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben: Uebersetzung von Leibnitzen's Theodicee, Hannover 1744; Reineke der Fuchs, übers., Leipzig 1752; Nöthiger Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst, Leipzig 1757. — Sein Wirken unterstützte seine geistvolle Gattin Luise Adelgunde Victorie geb. Culmus.

1. Aus der kritischen Dichtkunst, zweite Auflage 1737.

(II., 9; Von dem Heldengedichte.)

§. 17. Ich übergehe hier auch mit Fleiss den Milton und Chapelain, davon jener in England sein verlorenes Paradies, dieser in Frankreich sein Mädchen von Orleans in einem Heldengedichte beschrieben. Ohne Zweifel hat dieser letztere die Regeln der Epopöe besser als jener beobachtet; gleichwol aber ist er wegen der schlechten Verse, so er gemacht, von ganz Frankreich, den Perrault ausgenommen, mit seiner so vieljährigen Arbeit nur ausgelacht worden. Man hat, wie bekannt, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum expectata puella
Post tot in lucem tempora prodit anus.

Man kann bei uns Deutschen von dem habsburgischen Ottobert und von Postel's Wittekind eben das sagen. Diese Fabeln an sich oder die Gedichte selbst sind besser gerathen, als ihre rauhe und garstige Verse: daher sich Wenige überwinden können, solche verdriessliche Werke zu lesen. Siehe davon die kritischen Beiträge der deutschen Gesellschaft nach. Milton hat hingegen in England durch den Beifall einiger Kritikverständigen, als Roscommon's, Addison's und Steele's, die Hochachtung seiner ganzen Nation erlanget, und ist noch

neulich in's Französische übersetzt herausgekommen. Wir haben ihn längst in unserer Sprache und zwar in eben solchen fünffüssigen ungereimten Versen übersetzt gehabt, obwohl sich die Edition schon was rar gemacht hat. Noch neulich hat uns Herr Professor Bodmer eine neue deutsche Uebersetzung in ungebundener Rede davon geliefert, die von grosser Stärke ist und ihrem Grundtexte eine völlige Genüge thut. Siehe auch hiervon den Auszug im I. B. der kritischen Beiträge nach. Wir haben auch sonst von allen alten Gedichten bis Tasso, Ariost und Marin Uebersetzungen, die aber nach Beschaffenheit der Zeiten besser oder schlechter gerathen sind.

2. Ebendaher; vierte Auflage 1751.
(I, 4; Von dem Heldengedichte.)

§. 19. Ich muss noch von einigen anderen epischen Gedichten Nachricht geben, die in einige Betrachtung gekommen sind. Trissino hat vor'm Tasso noch das von den Gothen befreite Italien in reimlosen Versen besungen. Weil er aber den damals herrschenden Geschmack der Ritterbücher verlassen, um dem Homer und Virgil zu folgen, so hat er nicht viel Beifall gefunden. Ich besitze die Auflage seiner Werke, die 1729 in Folio zu Verona herausgekommen. Ariost schickte sich in seinem rasenden Roland besser in seine Landsleute und machte ein wirkliches Ritterbuch voller Hexenmärchen in Versen; daher fand er auch einen erstaunenden Beifall. Wir haben ihn fast vor hundert Jahren auch in Deutschland zu lesen bekommen. Marino folgte ihm theils in seinem Adonis, theils in seinem Kindermorde, den uns Brockes mit recht marinischem Geiste übersetzet hat. Allein zu geschweigen, dass dies tyrannische Blutbad nicht verdiente, zum Stoffe einer Epopöe erwählet zu werden, so hat er auch eine sehr schwülstige und verderbte Schreibart darinnen gebrauchet, die selbst unter den neueren Wälschen zum Spotte gediehen, wenn sie von dem Gusto Marinesco reden. Durch diese Muster wurde der brittische Milton verführet, der zu Cromwells Zeiten das verlorne Paradies besang, als er schon blind geworden war. Hierin ist nun der Teufel sein Held, der den unschuldig erschaffenen Menschen, aller dagegen gemachten Anstalten ungeachtet, verführet und seinem Schöpfer entreisst. Die ganze Erfindung ist also höchst fehlerhaft, zu geschweigen, dass es entsetzlich ist, den Sieg einer boshaften Creatur über ihren Schöpfer zu besingen. Dabei macht er nun die abscheulichsten Beschreibungen von Sünde, Teufel, Tod und Hölle; darin er gewiss den Marino wie an garstigen Bildern, also auch in Widersprüchen noch übertrifft, und brauchet durchgehends eine Schreibart, die den wildesten Witz und die unordentlichste Einbildungskraft verräth. Alles dieses machte nun, dass England sein Werk nichts achtete, bis der Lord Roscommon und Addison aus blossem Ehrgeize, in ihrer Nation auch ein episches Gedicht zu haben, ihn ihren Landsleuten anzupreisen anfingen und es so weit brachten, dass man ihn zu lesen und nach und nach gewohnt zu werden anfing, ja endlich so verblendet war, dass man auch Schönheiten darin zu sehn glaubte. Schon im vor. Jahrh. hat uns von Bergen eine Uebersetzung davon in eben solchen fünffüssigen holperichten und ungereimten Iamben geliefert, als das Original hat, daraus man sich die ganze Art und Unart der Urschrift vorstellen kann. Vor einiger Zeit haben wir eine zürcherische Dolmetschung in ungebundener Rede davon bekommen, die sehr rauh und wilde klingt und doch das Original nicht

überall ausdrücket. Im Französischen hat man gleichfalls schon vor zwanzig und mehr Jahren dergleichen gehabt, und vor einiger Zeit hat die Frau du Bocage einen kurzen weit erträglicheren Auszug in Versen davon an's Licht gestellet. Siehe den I. Band der kritischen Beiträge, und im I. Band der Belustigungen des Verst. und W. das 1 St. des deutschen Dichterkrieges.

§. 20. In Deutschland hatte uns von Hohberg schon im vorigen Jahrhunderte den habsburgischen Ottobert und die geraubte Proserpina geliefert, die aber schlecht gerathen waren. Postel unternahm hernach den sächsischen Wittekind in einer Epopöe zu besingen, starb aber darüber, und Herr Hofrath Weichmann gab uns die erste Hälfte davon in der besten Absicht von der Welt heraus. Endlich ist mitten in diesem Jahrhunderte die Zeit erschienen, dass wir auch auf einmal eine ganze Menge von Heldengedichten, wo man sie anders also nennen darf, bekommen haben. Denn nicht zu gedenken, dass der sel. Prof. Schlegel zu Soroe in Dänemark auf Herzog Heinrich den Löwen eins angefangen hatte, davon er mir schon vormals etliche Bücher zu lesen gegeben: so haben wir von dem Freih. v. Schönaich nur itzo eine vollständige und überaus wohlgerathene Epopöe bekommen, womit er den grossen deutschen Helden Hermann besungen hat. Ich darf mich hier nicht weitläufiger davon erklären, da ich es bereits in der Vorrede dazu gethan habe. Die andern, so wir bisher stückweise zu sehen bekommen haben, sind theils mit Chapelain's Pucelle, theils mit dem Milton in eine Classe zu setzen. Das erste versteht sich von König's August im Lager, davon zu allem Glücke nicht mehr als ein Gesang fertig geworden, weil die entsetzlichen Verse kein Mensch lesen mochte. Und doch hatte der Dichter das Glück jenes Choerilus, dass er sehr königlich dafür belohnet wurde. Das zweite ist der sogenannte Messias, davon wir erst den vierten Theil haben, und von dem man schwerlich das Ende erleben wird. Es hat viel Künste gekostet, den ersten Büchern desselben einigen Abgang zu verschaffen, aber es scheint, dass das Alles nicht zureichend sein wird, ein Gedicht zu erhalten, das ausser den heiligen Wahrheiten, die es doch mit so vielen Fabeln verstellet, wenig Schätzbares hat, wodurch es sich den Beifall der Kenner erwerben könnte. Von diesen nämlich hat es noch keinen gewonnen, und selbst des erkauften Lobredners Beifall noch nicht bekommen. Den Noah und Jacob mag ich nicht einmal erwähnen, weil beide schon in der Erfindung selbst zu unrichtig sind, als dass sie Heldengedichte heissen könnten.

Viertes Buch.

Neuere Zeit.

XXVIII. Friedrich Gottlieb Klopstock.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geboren 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, auf dem Lande erzogen, besuchte seit 1739 die Landesschule Pforta und begann 1745 das theologische Studium zu Jena, um es 1746 in Leipzig fortzusetzen. Aeltere Lieblingsstoffe — Heinrich I. — gab er auf, um nach Milton's Vorbilde (Paradise lost) ein religiöses Epos zu dichten — seine Abiturientenrede in Pforta —; er wählte die Form des Hexameters. Die drei ersten Gesänge seines „Messias“ wurden 1748 in den „Bremer Beiträgen“, der poetischen Zeitschrift des ihm befreundeten Leipziger Dichterkreises (Cramer, Gärtner, Schmidt, Rabener, Schlegel u. A.) veröffentlicht und erregten Bewunderung. Nach Abschluss seiner Studien zuerst Hauslehrer in Langensalza — Sophie Schmidt (Fanny) — folgte er 1750 der Einladung Bodmer's nach Zürich und 1751 dem Rufe des Ministers Bernstorff nach Kopenhagen, um den Messias zu vollenden. Die ersten fünf Gesänge erschienen 1751, die ersten zehn 1755. Nach kurzer Ehe mit Meta Moller (Cidli) aus Hamburg, 1754—1758, lebte er wechselnd in Braunschweig, Quedlinburg u. a. O., 1763—1771 wieder in Kopenhagen, dann bis zu seinem Tode, 14. März 1803, in Hamburg (1776 bei Markgraf Karl Friedrich in Karlsruhe). — Klopstock's Messias, 1773 vollständig erschienen, eröffnete, obgleich kein in sich gerundetes Werk, nach Inhalt und Form eine neue Epoche der deutschen Dichtung; in ähnlichem Sinne wirkten bedeutend seine Oden in antiken und antikisirenden Versmaassen; minder seine geistlichen Lieder, Schauspiele, Bardiete und prosaischen Schriften. Wie der Werth der deutschen Dichtung — „die Erhebung der Sprache, ihr gewählterer Schall, bewegterer edlerer Gang, Darstellung, die innerste Kraft der Dichtung, und sie, die Religion — haben mein Mal errichtet“ — (Ode „An Freund und Feind“), so steigerte sich durch ihn auch das Selbstgefühl des deutschen Volkes. — Erste vollständige Ausgabe seiner Werke Leipzig 1844—1845, 10 Bände.

1. Oden.

Der Zürichersee (1750).

— ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ⏓
— ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ⏓
— ◡ — ◡ ◡ — ⏓
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ ⏓

Schön ist Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den grossen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,
Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süsse Freude, wie du, gleicht dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.
Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuss
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.
Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.
„Haller's Doris", die sang, selber des Liedes werth,
Hirzel's Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden, wie Hagedorn.
Jetzo nahm uns die Au' in die beschattenden
Kühlen Arme des Wald's, welcher die Insel krönt
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maasses auf uns herab.
Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoss!
Süss ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeist'rung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen giesst.
Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!
Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bess're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros' umkränzt.
Wenn er dringt bis in's Herz und zu Entschliessungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.
Reizvoll klinget des Ruhm's lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit

Ist ein grosser Gedanke,
Ist des Schweisses der Edlen werth!
 Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her;
 Dann ihr sanfteres Herz bilden, und Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch giessen in's sanfte Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweisses der Edlen werth!
 Aber süsser ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freund's wissen ein Freund zu sein,
So das Leben geniessen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!
 Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Wald's, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:
 Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterland's Schooss einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand.
 O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Der Rheinwein. (1753).

⏓ — ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
⏓ — ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
⏓ — ⏑ + ⏓ — ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst Niemand, lad' in die Kühlung ein,
Wir drei sind unser werth und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,
 Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heissen Berge Füsse
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.
 Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, dass man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Cato's
Ernstere Tugend von dir entglühe.
 Der Schule Lehrer kennet des Thier's um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiss

So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärk're,
Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.
Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, dass du des Deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer.
Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Dass selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt und nur gleitend fortschifft.
Freund, lass die Hall' uns schliessen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen
Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.
Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,
Lass mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn' ihn: So starb er mir!
Das sprach er noch! nun kam das letzte,
Letzte Verstummen! nun lag er todt da!
Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste;
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich!
Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dir's zu heiss wird, dass du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der grossen Fluth fleusst,
So red'! in Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel
Das würdigen; zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle laufen!
Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur;
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten!
Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf und trink'.
Wir reden viel noch, eh' des Aufgang's
Kühlungen wehen, von grossen Männern.

Der Eislauf (1764).

◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ —
◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ —
— ◡ —, — ◡ ◡ —, — ◡ —
— ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder grosser Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuss Flügel erfand!

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Ross muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Reih'n selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch den schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horn's,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiss und flüchtiger tanzt,
Lass der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Wie schweigt um uns das weisse Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurn's Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuss reizen sie mehr!

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn!
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.

Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.
Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht über's Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.
Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!
Zurück! lass nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.
Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach, dorthin;
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Die frühen Gräber (1764).

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ —, — ◡ —, — ◡ — ◡ —
— ◡ ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.
Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.
Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie glücklich war ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Winterfreuden (1797).

Also muss ich auf immer, Krystall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuss schwingen die Flügel des Stahl's?
Wasserkothurn, du warest der Heilenden einer; ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sonnen gesehn!
Manche Rose hat mich erquickt; sie verwelkten! und du liegst,
Auch des Schimmers beraubt, liegest verrostet nun da!
Welche Tage gabest du mir! wie begannen sie, wenn sich
In der Frühe Glanz färbte noch bleibender Reif!

Welche Nächte, wenn nun der Mond mit der Heitre des Himmels
Um der Schönheit Preis siegend stritt und besiegt.
Dann war leichter der Schwung, und die Stellung unkünstlicher, froher
Dann der Rufenden Laut, blinkete heller der Wein;
Und wie war der Schlaf der endlich Ermüdeten eisern,
Wie unerwecklich! Wer schlief jemals am Baume, wie wir?
Aber es kam mit gebotnem Gepolter der Knecht; und wir sahen
Wieder den farbigen Reif, wieder den Schimmer der Nacht.
Der du so oft mit der labenden Glut der gefühlten Gesundheit
Mich durchströmetest, Quell längeres Lebens mir warst,
Wenn ich vorüberglitt an hellbeblüteten Ulmen:
(Schnee war die Blume;) der Bahn warnende Stimme vernahm
Mit nachhorchendem Ohr; auch wohl hinschwebt' an der Ostsee,
Zwischen der Sonne, die sank, und dem Monde, der stieg;
Oder wenn, den die Flocken zu tausenden in sich verhüllten
Und den schwindelte, Sturm auf das Gestade mich warf,
Ach, einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen! führtest
Mich auf jüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.
Bleich stand da der Gefährt'; mein Schutzgeist gab mir Entschluss ein;
Jener bebte nicht mehr, und die Errettung gelang.
Als sie noch schwankend schien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!
Dank dir noch einmal, Beindorf, dass du mich rettetest! Dir kam
Lang schon die letzte; mir macht sie die Erde noch schön.

2. Aus dem Messias.

Erster Gesang.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.
Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen;
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen
Und die furchtbare Bahn mit verzieh'nem Straucheln durchlaufen.
Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,

Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde; so höret
Meinen Gesang, und ihr vor allen, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich, und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.
Nah' an der heiligen Stadt, die sich jetzt durch Blindheit entweihte
Und die Krone der hohen Erwählung unwissend hinwegwarf,
Sonst die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der heiligen Väter
Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts, vergossen von Mördern:
Hier war's, wo der Messias von einem Volke sich losriss,
Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem schauenden Auge der Gottheit.
Jesus verbarg sich diesen Entweihten. Zwar lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr lautes Hosanna;
Aber umsonst. Sie kannten ihn nicht, den König sie nannten,
Und den Gesegneten Gottes zu sehn, war ihr Auge zu dunkel.
Gott kam selbst von dem Himmel herab. Die gewaltige Stimme:
Sieh', ich hab' ihn verklärt, und will ihn von neuem verklären!
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit.
Aber sie waren, Gott zu verstehn, zu niedrige Sünder.
Unterdess nahte sich Jesus dem Vater, der wegen des Volkes,
Dem die Stimme geschah, mit Zorn zu dem Himmel hinaufstieg.
Denn noch einmal wollte der Sohn des Bundes Entschliessung,
Seine Menschen zu retten, dem Vater feierlich kund thun.
Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes,
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht in Gebete zu bleiben,
Und der Mittler erhub sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer.
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz
Und der Seraph, der Jesus zum Dienst auf der Erde gesandt war,
Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
Zwoer umdufteter Cedern und dachte dem Heile der Menschen
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm im Stillen vorbeiging.
Gabriel wusste, dass nun die Zeit der Erlösung herankam.
Diese Betrachtung entzückt' ihn, er sprach mit leiserer Stimme:
Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier in Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?

Siehe, schon streckt der Sprössling der Ceder den grünenden Arm aus
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach, wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wie viel erträgst du
Hier auf der Erd' aus inniger Liebe zu Adams Geschlechte!
Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Bergs am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr, des Fluches Stimme, die Stimme,
Angekündet in Sturm und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämm'rung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Gränzlos; dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage, zu grösseren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die Tage der Zukunft.
Durch mein göttliches Schau'n bezeichnet und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unsrer göttlichen Liebe
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter.
Edens selige Kinder, ach, unsere Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub und entstellt von der Sünde!
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von Neuem uns schaffen!
Also beschlossen wir unser Geheimniss, das Blut der Versöhnung,
Und die Schöpfung der Menschen verneut zu dem ewigen Bilde!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weisst du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluss nach meiner Ernied'rung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing umgewendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süssen, wallenden Freuden,
Dass ich so lange schon Mensch bin, dass schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln und nun bald alle Geschlechte der Menschen

Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach, bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn.
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, in Todesschweisse.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf und führet mich jauchzend,
Vater, zurück in Triumph zu deinem erhabenen Throne!
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich Ewiger leiden!
Weiter sagt' er und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.
Jesus sprach's und erhub sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruh' und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben.

Zweiter Gesang.

Unten am Throne sass einsiedlerisch finster und traurig
Seraph Abdiel Abbadona. Er dachte die Zukunft
Und den Vergang voll Seelenangst. Vor seinem Gesichte,
Das in traurendes Dunkel, in schreckliches, Schwermuth hüllte,
Sah er Qualen gehäuft auf Qualen zur Ewigkeit eingehn.
Jetzo erblikt' er die vorige Zeit; da war er voll Unschuld,
Jenes erhabneren Abdiels Freund, so den Tag der Empörung
Eine strahlende That vor Gottes Auge vollführte.
Denn er verliess die Empörer allein und unüberwindlich;

Kam zu Gott. Mit ihm, dem edelmüthigen Seraph,
War schon Abbadona dem Blick der Feinde Jehovah's
Fast entgangen: doch Satans beflammter rollender Wagen,
Der, zu Triumphen zurück sie zu führen, schnell um sie herkam,
Und der Drommetenden Kriegszuruf, der sie ungestüm einlud,
Und die Heerschaar, jeder von seiner Götterschaft taumelnd,
Uebermannten sein Herz und rissen ihn hin zu der Rückkehr.
Hier noch wollt' ihn sein Freund mit Blicken drohender Liebe
Fortzueilen bewegen; allein, von künftiger Gottheit
Trunken, erkannt' Abbadona die vormals mächtigen Blicke
Seines Freundes nicht mehr. Er kam in dem Taumel zu Satan.
Jammernd denkt er und in sich verhüllt an diese Geschichte
Seiner heiligen Jugend und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück. Der Ewige schuf sie auf einmal.
Damals besprachen sie sich mit angeschaff'ner Entzückung
Unter einander: Ach, Seraph, was sind wir? Woher, mein Geliebter?
Sahst du zuerst mich? Wie lange bist du? Ach sind wir auch wirklich?
Komm, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkst du?
Und da kam aus strahlender Ferne die Herrlichkeit Gottes
Segnend einher. Sie sahen um sich unzählbare Schaaren
Neuer Unsterblicher wandeln, und wallendes Silbergewölk hob
Sie zu dem Ewigen auf. Sie sahn ihn und nannten ihn Schöpfer!
Diese Gedanken marterten Abbadona. Sein Auge
Floss von der jammernden Thräne. So floss von Bethlehems Bergen
Rinnendes Blut, da die Säuglinge starben. Er hatte mit Schauer
Satan gehört, doch duldet' er's nicht und erhub sich zu reden.
Dreimal seufzet' er, eh' er sprach: wie in blutigen Schlachten
Brüder, die sich erwürgten, und, da sie starben, sich kannten,
Neben einander aus röchelnder Brust ohnmächtig seufzen.
Drauf begann er und sprach: Ob mir gleich diese Versammlung
Ewig entgegen wird sein; ich will's nicht achten und reden!
Reden will ich, damit des Ewigen schweres Gericht nicht
Ueber mich auch komme, wie, Satan, es über dich kam.
Ja, ich hasse dich, Satan! dich hass' ich, du schrecklicher! Mich, mich!
Diesen unsterblichen Geist, den du dem Schöpfer entrissest,
Fordr' er, dein Richter, ewig von dir! Unendliches Wehe
Schrei' in der Abgrundskluft, in der Nacht, der Unsterblichen Heerschaar,
Satan, und laut mit dem Donnersturme, sie alle, die, Satan,
Du verführet hast! laut mit des Todes Meere sie alle
Ueber dich! Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!
Gottesleugner, kein Theil an deiner finstern Entschliessung,
Gott den Messias zu tödten. Ha, wider wen, du Empörer,
Hast du geredet? Ist's wider den nicht, der, du bekennst es
Selber, wie sehr du dein Schrecken auch übertünchest, dir furchtbar,
Mächtiger ist, als du? O sendet den sterblichen Menschen
Gott Befreiung vom Elend und Tode; du hältst ihr nicht Obstand!

Und du willst des Messias Leib, den willst du erwürgen?
Kennst du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen Donner
Nicht genug an dieser erhobnen Stirne gebrandmalt?
Oder kann Gott sich nicht vor uns Ohnmächtigen schützen?
Wir, die zum Tode die Menschen verführeten: wehe mir, wehe,
Ich thats auch! wir wollen uns wider ihren Erlöser
Wüthend erheben? den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
Ja den Pfad zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Oder doch zu der Lindrung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, so vielen vordem vollkommenen Geistern, verwüsten?
Satan! so wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du diese Wohnung der Nacht und der dunklen Verdammniss
Königlich nennst, so wahr kehrst du mit Schande belastet
Statt des Triumphs zurück von Gott und seinem Messias!
Grimmiger hört' und geduldlos und droh'nd den Furchtbaren Satan;
Wollte jetzt von den Höhen des Throns der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd in Zorne dahin, er stampft' und erbebte.
Dreimal bebt' er vor Wuth, sah dreimal Abbadona
Ungestüm an und schwieg. Vor Grimm ward dunkel sein Auge,
Ihn zu verachten ohnmächtig. Mit muthigem Ernste, nicht zornig,
Blieb Abbadona vor ihm und mit trauerndem Angesicht stehen.

Zehnter Gesang.

Aber er wandte vom Grabe sein menschenliebendes Auge
Gegen das todte Meer, wo Adramelech und Satan
Lagen. So wie sich der Blick des sterbenden Gottversöhners
Wandte, so ward von fliegendem, erderschütterndem Schrecken
Bis in die nächtliche Tiefe des todten Meer's er begleitet!
Und da sanken die beiden Verworfnen zur niedrigsten Stufe
Ihres Elends hinab. Der Rathschluss Gottes in Eden:
Jesus soll der Schlange den Kopf zertreten! er wurde
Nun vollendet. Seitdem der Gottversöhner am Kreuze
Blutete, fühlte die Hölle des Ueberwinders Gerichte!
Aber vor Allem empfanden sie Adramelech und Satan!
Satan, indem er vor Qual der unterirdischen Felsen
Einen zermalmt' und kaum mit schwerem dumpfen Gebrülle
Stammeln konnte, begann: Fühlst du sie, wie ich, die entflammte
Unversöhnliche Qual, die in jeden Abgrund des Herzens
Tod auf Tod mir, ewigen Tod, stets heisser hinabstürzt?
Sieh, ich will, du verruchter, gerichteter, ewiger Sünder, —
Ich, wie du, ein verruchter, gerichteter, ewiger Sünder! —
Ihre schwarze Gestalt, so viel ich vermag, dir beschreiben.
Zwar sie hat nicht Bilder genug, die unterste Hölle,
Meine Qualen dir ganz, so ganz, wie ich's dürfte, zu zeigen;

Dennoch höre, Verruchter, mich! Wenn du etwa nicht alles,
Was ich empfind', empfindest, so soll das, was ich dir sage,
Elend genug dich machen! mit mir sollst du es empfinden,
Oder es doch, als künftig, mit starrenden Ahndungen fürchten!
Höre: So sehr hat mich mein Jammer niedergeworfen,
Dass mich so gar nicht deiner Qual Anschau'n mehr froh macht!
Wie ich erniedriget bin, so ward ich niemals erniedrigt!
Siehe, so tief, dass ich's mit grimmigem Zagen bekenne:
Ja, Er ist allmächtig! allmächtig ist Er! allein ich,
Was bin ich? Das schwärzste der Ungeheuer des Abgrunds!
Ganz, ganz unten lieg' ich, auf mir die Hölle! von jeder
Seiner Qualen beladen! von allen seinen Gerichten
Ueberlastet! Und hat Er etwa den Ewigtodten
In dies tiefste der Gräber mit seinem Donner zu werfen
Würdig geachtet? Ein Engel gebot uns zu fliehn! und wir flohen!
Und in wessen Namen gebot's der Gesendete Gottes?
O was ist es in mir? was für ein neues Gericht ist's,
Das mir drohet? Ich darf den erhabnen Namen nicht nennen!
Und er stirbt itzt vielleicht, in dessen Namen wir flehen!
Den wir verfolgten! Ein neuer, ein flammender Pfeil des Verderbens
Fliegt mit diesem Gedanken mir durch das unsterbliche Leben!
Nacht umringt mich an Nacht! Ich sehe von dem Geheimniss
Nicht den flüchtigsten Schimmer! Auch dies ist Elend! da Alles,
Alles um mich ist Elend: und ich sein ewiges Opfer!
Selbst die Hoffnung, vernichtet zu werden, die grimmige, schwache,
Quälende Hoffnung, auch sie ist ganz dem Verworfnen verschwunden!
Werdet zu Chaos, zu Nacht, zu der Höll', ihr Welten, und Himmel,
Du! fallt über mich her! deckt mich vor dem Zorne der Allmacht!
 Adramelech, der niedergeschmetterte Stolze, vermochte
Kaum mit röchelnder Angst, mit verzweifelndem Blicke zu sagen:
Hilf mir, ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer, dich an! (Er fasst', indem er es brüllte,
Satan mit eisernem Arm!) Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!
Vormals konnt' ich mit heissem, mit grimmigem Hasse dich hassen,
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch das ist herrschender Jammer.
O wie bin ich zermalmt! Ich will dir fluchen und kann nicht!
Fluchen, dass ich um Hülfe dir flehte! Vielleicht war ein Tropfen
Lindrung darin, wenn ich mit flammender Rache dir fluchte!
Aber ich will es, ich will's! Ruft's, stürzte zurück, lag stumm da.
 Also empfanden die beiden des Ueberwindenden Allmacht!
Weit war ausgestreckt ihr zerschmetternder Arm. Die andern
Stolzen Empörer empfanden sie auch. Die unterste Hölle
Hallte vom dumpfen Geheul gestürzter Verzweiflungen wieder!

XXIX. Gotthold Ephraim Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing, geboren 22. Januar 1729 zu Camenz in Sachsen, Predigersohn, bezog 1741 die Fürstenschule zu Meissen, 1746 die Universität zu Leipzig, trieb statt der Theologie freie Studien, besonders die sogenannten schönen Wissenschaften; äussere Gewandtheit erwarben ihm seine Leibesübungen und zwangloser Verkehr. Zu Wittenberg, wo er nach kurzem Aufenthalt in Berlin 1750 seine Studien fortsetzte, wurde er in demselben Jahre Magister, lebte seit 1753 wieder in regster literarischer Thätigkeit in Berlin, im Verkehr mit Moses Mendelssohn, Nicolai, Ramler und Kleist, und wurde 1760 Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften. Von da bis 1765 Secretär des Generals Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien, in Breslau, nahm er neben ernsten Studien an dem bewegten gesellschaftlichen Treiben lebhaften Antheil, dann wieder nach zweijährigem Aufenthalt zu Berlin übernahm er in Hamburg die dramaturgische Leitung der neu errichteten Nationalbühne, 1767—1769, ward 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel, war 1776 und 1777 vermählt mit Eva König und starb 15. Februar 1781. Eine nie übertroffene Vereinigung von Gelehrsamkeit und Scharfsinn bekunden seine philologisch-antiquarischen Schriften, besonders Laokoon 1766 und die Streitschriften gegen Professor Klotz in Halle (darunter: „Wie die Alten den Tod gebildet" 1769), so dass der erstere dauernde Grundlage geworden ist für die Erkenntniss des Verhältnisses zwischen redenden und bildenden Künsten; massgebendes Urtheil über die Bedürfnisse der Bühne und die Bedingungen der dramatischen Kunst die Hamburgische Dramaturgie 1767 und 1768; seltene Verbindung von kritischer Besonnenheit und schöpferischer Kraft seine drei bedeutendsten Dramen: Minna v. Barnhelm 1763 (1767), als Lustspiel, Emilie Galotti 1772, als Trauerspiel, Nathan der Weise 1779, als Schauspiel (im Shakespear'schen Blancverse) mustergültig. Hervorgerufen ward das letzte durch theologische Fehden besonders mit Joh. Melch. Götze im Hamburg, welche seine letzten Lebensjahre verbitterten. Ausser diesen Schriften ist zu merken: Vademecum für Herrn Sam. Gotth. Lange, 1754; Pope ein Metaphysiker, 1755; zahlreiche Abhandlungen in den bei Nicolai zu Berlin erschienenen Literaturbriefen 1759—1765; drei Bücher Fabeln, Logau's Sinngedichte, 1759; Fragmente etc., Duplik, Antigötze, 1778.— Sämmtliche Werke von Lachmann, Berlin 1840, in 12 Bänden.

1. Fabeln.

I. 6. Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — Muss ich mich noch deutlicher erklären?

I. 12. Der kriegerische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach

triumphirt und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, dass er endlich doch einem unterliegen musste!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Esel, und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

I. 13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus. Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

I. 16. Die Wespen.

Fäulniss und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des Einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des Andern. Und so flog auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeissten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprunges sind wir! Das prächtige Ross, der Liebling Neptun's, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter und dachte an die heutigen Italiäner, die sich nichts Geringeres als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu sein einbildeten, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

I. 17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das grosse Gebäude? Kommt, verlasst den unbrauchbaren Steinhaufen!

I. 18. Der Strauss.

Jetzt will ich fliegen, rief der gigantische Strauss, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals, breitete die gewaltigen Fittige weit aus und schoss, gleich einem Schiffe mit ausgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen und dem Staube doch immer getreu bleiben!

I. 21. Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weit gereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?

I. 22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses und ward da gewahr, dass die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minerven's?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich desswegen von der Luft leben? Ich weiss zwar wohl, dass ihr Menschen es von euren Gelehrten verlangt — —

I. 26. Der Löwe und der Tiger.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tiger vorbei und lachte des leichten Schlummers. „Der nichts fürchtende Löwe!“ rief er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!“

Wie der Hase? brüllte des aufspringende Löwe und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

I. 29. Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei und sprachen: Schweigt! thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

II. 30. Minerva.

Lass sie doch, Freund, lass sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmten Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch, und was so oft grosser Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

III. 25. Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erziehst du deine Jungen so hoch in der Luft? Der Adler antwortete: Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

2. Aus Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.

Vorrede.

Der erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in dass Innere dieses Gefallens einzudringen und entdeckte, dass es bei beiden aus einerlei Quelle fliesse. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen: auf Handlungen, auf Gedanken sowohl, als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, dass einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; dass also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber, das zweite der Philosoph, das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruht das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter fünfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muss.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlorenen Schriften von der Malerei, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, dass es mit der Mässigung und Genauigkeit wird geschehen sein, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian in ihren Werken die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, noch zu wenig thun.

Aber wir Neueren haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie weg zu setzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstrassen verwandelten; sollten auch die kürzeren und sichereren Landstrassen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, dass die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, dass man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergassen sie nicht einzuschärfen, dass, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch sowohl in den Gegenständen, als in der Art ihrer Nachahmung (Ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engeren Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles was der einen recht ist, soll auch der andern vergönnt sein; alles, was in der einen gefällt oder missfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder missfallen; und voll von dieser Idee sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja, diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maasse sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, dass sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen grossen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Gessner's Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist, als das Baumgartensche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte und mehrmals auf ihn zurückomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte tragen weniger zu meiner Absicht bei, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, dass ich unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife; so wie ich nicht dafür stehe, dass ich nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

Uebersicht des Inhaltes der 29 Capitel.

1. Winkelmann's Ansicht, dass Seelengrösse dem Laokoon das Schreien verbieten müsse, wird aus Sophokles Dramen widerlegt.
2. Es sind Gründe der Schönheit, die den Künstler hindern, den Laokoon schreiend darzustellen.

3. Der Künstler darf den höchsten Moment der Handlung, und überhaupt Transitorisches für seine Darstellung nicht wählen.
4. Bei den Dichtern lässt der widrige Eindruck des Schreiens sich mildern und zugleich durch Nebenumstände rechtfertigen.
5. Auch die übrigen Abweichungen des Künstlers von der Schilderung Virgil's sind durch Rücksichten der Kunst geboten.
6. Dass schon Virgil die Laokoongruppe gekannt habe, ist wegen seiner abweichenden Schilderung unwahrscheinlich.
7. Aus Uebereinstimmungen zwischen Dichter und Künstler darf auf Abhängigkeit des Einen vom Andern nicht geschlossen werden.
8. Die Mittel des Dichters sind reicher als die des Künstlers; er kann auch mit negativen Zügen schildern.
9. Den bildenden Künstler leiten oft Nebenrücksichten, insbesondere religiösen Charakters.
10. Er muss der Deutlichkeit halber auch allegorische und poetische Attribute geben, deren der Dichter nicht bedarf.
11. Den Künstler darf die Darstellung des Dichters nicht binden; die Stoffe darf er von ihm oder aus sonst Bekanntem entlehnen.
12. Uebermenschliche Grösse und Macht, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit kann er nicht darstellen.
13. Manche Stoffe sind für den Dichter, andre für den Maler ergiebiger; der Letztere kann den Ersteren nicht erschöpfen.
14. „Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist."
15. Jenes stellt sichtbare fortschreitende Handlung dar, dieses sichtbare stehende Handlung.
16. Coexistirende Composition der Malerei, fortschreitende Nachahmung der Poesie wird theoretisch begründet und letztere an Schilderungen in Homer nachgewiesen.
17. Wo die Poesie schildert, kommt das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede in Collision.
18. Doch kann der Dichter, wie Homer beim Achillesschilde, das Coexistirende in Consecutives verwandeln.
19. Nachweis dafür aus einzelnen Scenen des Achillesschildes.
20. Das Unvermögen des Dichters, die körperliche Schönheit selbst zu schildern, wird an Ariost nachgewiesen.
21. Wohl vermag er die Schönheit durch ihre Wirkungen und durch den Reiz der Bewegung darzustellen.
22. Richtige und verfehlte Darstellung der Helena durch die bildende Kunst; der Zeus des Phidias.
23. Das Hässliche in den Schilderungen des Dichters dient zur Erregung gemischter Empfindungen, wie des Lächerlichen, des Schrecklichen.
24. Für den bildenden Künstler dagegen ist der Gebrauch hässlicher Formen mindestens sehr bedenklich.
25. Sogar den Ekel kann der Dichter zur Erregung gemischter Empfindungen anwenden; bei dem Künstler wirkt derselbe nur widerlich.
26. Die Gruppe des Laokoon ist nicht in die Zeit Alexanders, sondern in die der ersten Kaiser zu setzen.
27. Weiterer Beleg für diese Annahme.

28. Behauptung, dass die Statue des sog. Borghesischen Fechters den Chabrias darstelle.
29. Fernere Bemerkungen zu Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums.

III.

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neueren Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höheren Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, dass durch Wahrheit und Ausdruck das Hässlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe vors erste unbestritten in ihrem Werthe oder Unwerthe lassen; sollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen sein, warum dessen ungeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maass halten und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse?

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloss erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermassen betrachtet zu werden: so ist es gewiss, dass jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblicks nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel lässt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeusserste zeigen, heisst der Phantasie die Flügel binden und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächeren Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheut. Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlicheren, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muss er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lässt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unseren Begriffen rechnen, dass sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, dass sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehn, dass mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder graut. La Mettrie, der sich als einen zweiten

Demokrit malen und stechen lassen, lacht nur die ersten Male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspresst, lässt entweder bald nach oder zerstört das leidende Subject. Wenn also auch der geduldigste, standhafteste Mann schreit, so schreit er doch nicht unablässlich. Und nur dieses scheinbar Unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens musste der Künstler des Laokoon vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheint Timomachus Vorwürfe des äussersten Affects am liebsten gewählt zu haben. Sein rasender Aiax, seine Kindermörderin Medea waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellt, dass er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeusserste nicht sowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, dass uns die Verlängerung derselben in der Kunst missfallen sollte, vortrefflich verstanden und mit einander zu verbinden gewusst hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblick genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpft. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloss die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft geht weit über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, dass wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit grosse und häufige Lobsprüche zugezogen und ihn weit über einen anderen unbekannten Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen und so diesem flüchtig überhingehenden Grade der äussersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur empört. Der Dichter, der ihn desfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Dürstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer Iason, immer eine neue Kreusa da, die dich unaufhörlich erbittern?" „Zum Henker mit dir auch im Gemälde!" setzt er voller Verdruss hinzu.

Von dem rasenden Aiax des Timomachus lässt sich aus der Nachricht des Philostrat urtheilen. Aiax erschien nicht, wie er unter den Heerden wüthet und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da sitzt und den Anschlag fasst, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Aiax; nicht weil er eben jetzt raset, sondern weil man sieht, dass er geraset hat; weil man die Grösse seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man sieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maass halten müssen, und finde, dass sie allesammt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern: so ist soviel unstreitig, dass, da das ganze unermessliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen steht, die sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eins von den geringsten Mitteln sein kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weiss. Oft vernachlässigt er dieses Mittel gänzlich; versichert, dass, wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, dass wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, dass wir ihm von selbst, wo nicht eine schöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigsten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmt ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgil's Laokoon schreit, wem fällt es dabei ein, dass ein grosses Maul zum Schreien nöthig ist und dass dieses grosse Maul hässlich lässt? Genug, dass *clamores horrendos ad sidera tollit* ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht sein, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthigt hiernächst den Dichter, sein Gemälde in einem einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf und führt sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, dass er seinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreien; was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bei uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgil's Laokoon schreit, aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien; und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muss nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler also wohl that, dass er den Laokoon nicht schreien liess, so that der Dichter eben so wohl, dass er ihn schreien liess?

Aber Virgil ist hier bloss ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen sein? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von Jemandes Geschrei, einen andern dieses Geschrei selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen

Malerei strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloss einen schreienden Philoktet zu sehen und zu hören, wir hören und sehen wirklich schreien. Je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt werden; denn es ist unwidersprechlich, dass sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Aeusserungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als dass die blosse Erblickung desselben etwas von einem gleichmässigen Gefühl in uns hervorzubringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloss willkührlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreien und brüllen lässt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemässigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders, als wie das Maass des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, dass der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann; und wer weiss, ob die neueren dramatischen Dichter nicht eher zu loben als zu tadeln sind, dass sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibt Philoktet eins von den Meisterstücken der Bühne. Denn ein Theil derselben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er sich über den andern Theil hinwegsetzt, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter ohne dieses Beispiel nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewusst! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umstände der Geschichte kann man betrachten, als ob sie von seiner Wahl abgehangen hätten, in sofern er nämlich die ganze Geschichte eben dieser ihm vortheilhaften Umstände wegen wählte) — er wählte, sage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen lässt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. Die innere sympathetische Glut, welche den Meleager verzehrte, als ihn seine Mutter in dem fatalen Brande ihrer schwesterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatralisch sein, als eine Wunde. Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welcher jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erholen musste, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chateaubrun lässt ihn bloss von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet sein. Was kann man sich von einem so gewöhnlichen Zufalle ausserordentliches versprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgesetzt; wie kam es, dass er nur bei dem Philoktet so schreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt,

ohne zu tödten, ist noch dazu weit unwahrscheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüstet hat.

2. So gross und schrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen seines Helden machte, so fühlte er es doch sehr wohl, dass sie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband sie daher mit anderen Uebeln, die gleichfalls, für sich betrachtet, nicht besonders rühren konnten, die aber durch diese Verbindung einen eben so melancholischen Anstrich erhielten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Diese Uebel waren völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist. Man denke sich einen Menschen in diesen Umständen, man gebe ihm aber Gesundheit und Kräfte und Industrie, und es ist ein Robinson Crusoe, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht gleichgültig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, dass uns die Ruhe, die wir ausser derselben geniessen, nicht sehr reizend dünken sollte, besonders unter der Vorstellung, welche jedem Individuum schmeichelt, dass es fremden Beistandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste, unheilbarste Krankheit; aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften steht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge; endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Fälle zusammen kommen, wenn der Einsame auch seines Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken ebensowenig jemand anders hilft, als er sich selbst helfen kann, und seine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammen schlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keins zerschmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischt. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubt sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten musste. — O, des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder, wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern! Chateaubrun giebt dem Philoktet Gesellschaft. Er lässt eine Prinzessin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bei sich; ein Ding, von dem ich nicht weiss, ob es die Prinzessin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür lässt er schöne Augen spielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen sein. Nichts hingegen ist ernsthafter, als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weiss einen gewisseren Weg zu unserm Herzen: er lässt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde

ohne seine Prinzessin abziehen müssen. Dieses hiessen dann auch die Pariser Kunstrichter, über die Alten triumphiren, und einer schlug vor, das Chateaubrun'sche Stück *la Difficulté vaincue* zu benennen.

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzelnen Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist, wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einöde zu verlassen und wieder in sein Reich zu gelangen; wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreit, er bekommt die grässlichsten Zuckungen. Hierwider geht eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes. Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht; ein Mann also, bei welchem man nicht leicht eine falsche Delicatesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so giebt er ihm auch einen sehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenschaften, sagt er, mit welchen andere nur sehr wenig sympathisiren können, werden anstössig, wenn man sie zu heftig ausdrückt. „Aus diesem Grunde ist nichts unanständiger und einem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerheftigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern weint und schreit. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, dass jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, so fahren wir natürlicher Weise zusammen und ziehen unsern eigenen Arm oder Schienbein zurück; und wenn der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn fast eben so lebhaft, als der, den er getroffen. Gleichwohl aber ist es gewiss, dass das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene daher ein heftiges Geschrei erregt, so ermangeln wir nicht, ihn zu verachten, weil wir in der Verfassung nicht sind, eben so heftig schreien zu können, als er.“ — Nichts ist betrüglicher, als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, dass es auch der behutsamsten Speculation kaum möglich ist, einen einzelnen Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so dass Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine blosse Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreien hören. Aber nicht immer: nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, dass der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeissen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn selbst unter den Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, dass ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, dass er sich lieber der längeren Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bei dem Philoktet. Die moralische Grösse bestand bei den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Grösse behält Philoktet bei allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, dass sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, dass er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben und sich

gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, dass ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramt. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äusserlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheint er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, dass er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen.“ Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm musste kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten: so musste die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeusserung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äussern und die blosse Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Senecaschen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, dass die Gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmässigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischeste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, musste auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflössen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, dass Sophokles seinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebaut, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen schreit, so ist doch dieses unwidersprechlich, dass wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrei zu erfordern scheint. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreienden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich

so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu sein pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebaut. Dadurch nämlich, dass die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; dass der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftigt, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrei, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sei so schwach oder so stark es will, entsteht, oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekommt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben und es durch Verrätherei nicht häufen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheint, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich und um so viel rührender, da sie von der blossen Menschlichkeit bewirkt wird. Bei dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran. Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nämlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrei über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinierinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserei, in der er nach nichts als nach Rache schnaubt. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muss sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluss tritt an die Stelle aller anderen Empfindungen. Ueberhaupt aber muss man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, dass jener ein Halbgott und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, dass sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe, dass er wie ein Mädchen weinen und winseln müssen. Wir Neueren glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejahen wagen. Wenn ich fände, dass es unsere Schauspieler nicht könnten, so müsste ich erst wissen, ob es auch ein Garrick nicht vermögend wäre: und wenn es auch diesem nicht gelänge, so würde ich mir noch immer die Skävopoeie und

Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

XVI.

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schliesse so. Wenn es wahr ist, dass die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniss zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Theile aufeinander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heissen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, heissen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muss daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muss daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fliesst die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlusskette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen lässt sich die grosse Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neueren Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malt er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, dass der Maler da, wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu thun sieht, und dass seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper in schönen Stellungen in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probirsteine des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter lässt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müsste, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dessenungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiss durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muss, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muss ihn Hebe vor unseren Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl, wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkommt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so musste in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Hebe fügt' um den Wagen ihr schnell die geründeten Räder,
Mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Achse.
Gold ist ihnen der Kranz, unaltendes; oben darauf sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel,
Ausgespannt und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön, umschlang. — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muss sich der König vor unseren Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den grossen Mantel, die schönen Halbstiefel, den

Degen; und so ist er fertig und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt: ein Anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

— — — — Und zog das weiche Gewand an,
Sauber und neu gewirkt, und warf den Mantel darüber.
Unter die glänzenden Füss' auch band er sich stattliche Sohlen,
Hängte sodann um die Schultern das Schwert voll silberner Buckeln,
Nahm auch den Königsstab, den ererbeten, ewiger Dauer.

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier bloss das väterliche, unvergängliche Scepter heisst, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloss χρυσειοις ηλοισι πεπαρμενον, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Malt er uns ausser den goldenen Nägeln nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiss, dass mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigs-Beschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, dass er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Maler hinter sich lässt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulcans: nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Mercurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus u. s. w.

Haltend den Königsstab, den mit Kunst Hephästos gebildet,
Diesen gab Hephästos dem waltenden Zeus Kronion;
Hierauf gab ihn Zeus dem bestellenden Argoswürger:
Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Rossebändiger Pelops.
Wieder gab ihn Pelops dem völkerweidenden Atreus;
Dann liess Atreus ihn sterbend dem lämmerreichen Thyestes;
Aber ihn liess Thyestes dem Held Agamemnon zum Erbtheil,
Viel Eilande damit und Argos Reich zu beherrschen.

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen oder ein zweiter Vulcan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, dass einer von den alten Auslegern des Homer diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, dass Vulcan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das Unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; dass der erste König ein Sohn der Zeit (Ζευς Κρονιων), ein ehrwürdiger Alter gewesen sei, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Mercur (διακτορῳ Αργειφοντῃ) theilen oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; dass der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (Πελοπι πληξιππῳ) überlassen habe; dass der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich gesichert, es seinem

Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker (ποιμην λαων) sie mit Wohlleben und Ueberfluss bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (πολυαρνι Θυεστῃ) der Weg gebahnt worden, das, was bisher das Vertrauen ertheilt, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dessenungeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärkt werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt ausser meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geschichte des Scepters bloss als einen Kunstgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Scepter schwört, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennt ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.

> Wahrlich bei diesem Scepter, das niemals Blätter und Zweige
> Wieder zeugt, nachdem es den Stumpf im Gebirge verlassen;
> Nie mehr sprosst es empor, denn ringsum schälte das Erz ihm
> Laub und Rinde hinweg; und edele Söhne Achaias
> Tragen es jetzt in der Hand, die richtenden, welchen Kronion
> Seine Gesetze vertraut — — —.

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener ein Werk des Vulcan; dieser von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen: jener von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebst Anderen die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst bei allem seinem blinden Zorne einzugestehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloss da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das blosse Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur nebeneinander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn von der und der Länge, wohl polirt und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der anderen vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heissen. Er fängt mit der Jagd des Steinbocks an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepasst und ihn erlegt; die Hörner waren von ausserordentlicher Grösse, desswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie

beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können.

— — — Den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
Schönem Gehörn, dem er selber die Brust von unten getroffen,
Als er dem Felsen entsprang; am gewähleten Ort ihn erwartend,
Zielt' und durchschoss er die Brust, dass rücklings am Fels er hinabsank.
Sechszehn Handbreit ragten empor am Haupte die Hörner.
Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
Glättete alles genau und beschlug's mit goldener Krümmung.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

3. Aus der Hamburgischen Dramaturgie.

Den sechsten Abend (Mittwochs, den 29sten April 1767) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Dieses Trauerspiel ward im Jahre 1748 auf die französische Bühne gebracht, erhielt grossen Beifall und macht in der Geschichte dieser Bühne gewissermassen Epoche. — Nachdem der Herr von Voltaire seine Zayre und Alzire, seinen Brutus und Cäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bestärkt, dass die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzosen, sagt er, hätten die Griechen eine geschicktere Exposition und die grosse Kunst, die Auftritte unter einander so zu verbinden, dass die Scene niemals leer bleibt und keine Person weder ohne Ursache kommt noch abgeht, lernen können. Von uns, sagt er, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen mit einander sprechen; wie der Dichter mit einer Menge erhabener, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können — O freilich; was ist von den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniss bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, dass alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen grossen Einfluss hätten; dass es Schönheiten wären, welche die einfältige Grösse der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt. Ein einziges vermisste er bei seiner Bühne: dass die grossen Meisterstücke derselben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Versuche einer erst sich bildenden Kunst gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem schlechtesten Geschmacke, wo sich in einem schmutzigen Parterre das stehende Volk drängt und stösst, beleidigte ihn mit Recht; und besonders beleidigte ihn die barbarische Gewohnheit, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, wo sie den Acteurs kaum so viel Platz lassen, als zu ihren nothwendigsten Bewegungen erforderlich ist. Er war überzeugt, dass bloss dieser Uebelstand Frankreich um vieles gebracht habe, was man bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er seine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst,

das aus seiner Gruft steigt, um Blutschande zu verhindern und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hinein geht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. Der Dichter glaubte das Muster zu einer ganz besonderen Gattung gegeben zu haben; und ob er es schon nicht für die französische Bühne, so wie sie war, sondern so wie er sie wünschte, gemacht hatte: so ward es dennoch auf derselben, vor der Hand, so gut gespielt, als es sich ungefähr spielen liess. Bei der ersten Vorstellung sassen die Zuschauer noch mit auf dem Théater; und ich hätte wohl ein altvätrisches Gespenst in einem so galanten Zirkel mögen erscheinen sehen. Erst bei den folgenden Vorstellungen ward dieser Unschicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten sich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme zum Besten eines so ausserordentlichen Stückes war, ist nach der Zeit die beständige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris, für die, wie gesagt, Semiramis in diesem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode und will lieber aller Illusion, als dem Vorrechte entsagen, den Zayren und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Die Erscheinung eines Geistes war in einem französischen Trauerspiele eine so kühne Neuheit, und der Dichter, der sie wagte, rechtfertigt sie mit so eigenen Gründen, dass es sich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man schrie und schrieb von allen Seiten," sagte der Herr von Voltaire, „dass man an Gespenster nicht mehr glaube und dass die Erscheinung der Todten in den Augen einer erleuchteten Nation nicht anders, als kindisch sein könne. Wie?" versetzte er dagegen; „das ganze Alterthum hätte diese Wunder geglaubt, und es sollte nicht vergönnt sein, sich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unsere Religion hätte dergleichen ausserordentliche Fügungen der Vorsicht geheiligt, und es sollte lächerlich sein, sie zu erneuern?"

Diese Ausrufungen, dünkt mich, sind rhetorischer, als gründlich. Vor allen Dingen wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion als Religion muss hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniss nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten. Und sonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Gespenster geglaubt. Die dramatischen Dichter des Alterthums hatten also Recht, diesen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, so wäre es unbillig, ihm nach unseren besseren Einsichten den Prozess zu machen. Aber hat darum der neue, diese unsere besseren Einsichten theilende dramatische Dichter die nämliche Befugniss? Gewiss nicht. — Aber wenn er seine Geschichte in jene leichtgläubigeren Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, dass es geschehen, sondern er lässt es vor unseren Augen nochmals geschehen; und lässt es nochmals geschehen nicht der blossen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz andern und höhern Absicht;

die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zwecke; er will uns täuschen und durch die Täuschung rühren. Wenn es also wahr ist, dass wir jetzt keine Gespenster mehr glauben; wenn dieses Nichtglauben die Täuschung nothwendig verhindern müsste; wenn ohne Täuschung wir unmöglich sympathisiren können: so handelt jetzt der dramatische Dichter wider sich selbst, wenn er uns dessen ungeachtet solche unglaubliche Märchen ausstaffirt; alle Kunst, die er dabei anwendet, ist verloren.

Folglich? Folglich ist es durchaus nicht erlaubt, Gespenster und Erscheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich ist diese Quelle des Schrecklichen und Pathetischen für uns vertrocknet? Nein; dieser Verlust wäre für die Poesie zu gross; und hat sie nicht Beispiele für sich, wo das Genie aller unserer Philosophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft sehr spöttisch vorkommen, unserer Einbildung sehr fürchterlich zu machen weiss? Die Folge muss daher anders fallen, und die Voraussetzung wird nur falsch sein. Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heisst das? Heisst es so viel: wir sind endlich in unseren Einsichten so weit gekommen, dass wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstössliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruch stehen, sind so allgemein bekannt geworden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, dass ihm alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muss? Das kann es nicht heissen. Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heissen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen lässt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton: der grösste Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im Geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns Allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen: im Theater müssen wir glauben, was er will.

So ein Dichter ist Shakspeare, und Shakspeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Ninus — lächerlich.

Shakspeare's Gespenst kommt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düsteren, geheimnissvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaire's Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der blosse verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er

wäre das, wofür er sich ausgiebt. Alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint, stören den Betrug und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne dass er weiss, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltairesche Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, dass Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, dass die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und grosse Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wusste zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen: er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein: und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitte unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein; und alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer grossen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen äussern, alle müssen es auf verschiedene Art äussern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Heerde dummer Statisten dazu ab; und wenn man sie auf das Glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerksamkeit theilen und von den Hauptpersonen abziehen muss. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakspeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einlässt; in der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als dass wir an der ausserordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel, ich sterbe! und die Andern machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal in's Zimmer tritt.

XXX. Christoph Martin Wieland.

Christoph Martin Wieland, geb. den 5. Sept. 1733 in Oberholzheim bei Biberach (Würtemberg), früh entwickelt, machte 12jährig lateinische und deutsche Verse, besuchte 1747—1749 das Gymnasium im Kloster Bergen bei Magdeburg, wo bereits sein doppelter Hang zu religiöser Schwärmerei und encyclopädistischer Freigeisterei hervortrat. In Tübingen trieb er seit 1750 statt des ursprünglich

erwählten Studiums der Theologie das der Rechte, mehr aber die Poesie, lernte Bodmer und Klopstock kennen, dichtete bei jenem in Zürich 1752 den „geprüften Abraham“, blieb bis 1760 als Erzieher in Zürich, ging nach Biberach zurück und wandte sich seit seinem näheren Verkehr mit dem Churmainzischen Minister Grafen Stadion auf Werthhausen bei Biberach gänzlich von der schwärmerischen Richtung ab. Unter den zahlreichen erzählenden Dichtungen, welche er hier und von 1769 an als Professor zu Erfurt, sowie seit seiner Berufung zum Prinzenerzieher 1772 in Weimar herausgab, und die zu ihrer Zeit der deutschen Litteratur einen weiten und vornehmen Leserkreis erwarben, hat nur das romantische Epos „Oberon“ 1780 dauernden Werth. Romane, bes. „Agathon“ 1766, die „Abderiten“ 1774; Uebersetzung des Shakspeare 1762—1766; der Episteln und Satiren des Horaz 1782 und 1786; Singspiel „Alceste“ 1772, Monatsschrift „der deutsche Merkur“ 1773—1789. Er starb zu Weimar den 20. Jan. 1813.

Oberon.

Der Held des Epos, Hüon von Guienne, wird von Kaiser Karl zur Busse für einen unglücklichen Zweikampf nach Bagdad geschickt, um dort drei kecke Wagnisse auszuführen. Im Libanon trifft er den treuen Scherasmin, vor Zeiten seines Vaters Knappen, der ihn auf der Fahrt begleitet (Ges. 1); in einem Zauberwalde erscheint ihm der Elfenkönig Oberon, Beistand in Gefahren verheissend, und schenkt dem Knappen einen Becher, dem Ritter ein Horn von wunderbaren Eigenschaften (Ges. 2); im Kampfe mit dem Riesen Angulaffer gewinnt Hüon auch dessen Zauberring; er erschlägt den Riesen und befreit eine Prinzessin (Ges. 3). Ein Traum zeigt ihm die schöne Rezia; Bagdad schon nahe, errettet er, ohne ihn zu kennen, deren verhassten Verlobten Babekan von einem grimmigen Löwen und zieht dann in Bagdad ein. Inzwischen hat auch Rezia ihn im Traum gesehen (Ges. 4) und erscheint bei ihrem Hochzeitsfeste als gezwungene Braut. Hüon tritt in den Saal, löst kühn die Aufgaben und wird vor des Sultans Rache durch den Zauber seines Horns und die Erscheinung Oberons beschützt und durch diesen mit Rezia durch die Luft entführt (Ges. 5). In Askalon besteigen sie ein Schiff, um zur Heimath zu fahren; Rezia wird durch Hüon als Amanda getauft, beide von Scherasmin durch ein Märchen unterhalten (Ges. 6). Der Knappe wird nach Paris vorausgesandt. Die Prüfung des Paares beginnt, in einem Seesturm werden sie ins Meer gestürzt und gelangen, durch den Ring gerettet, auf eine wüste Insel (Ges. 7), auf welcher sie nach langen Entbehrungen in einem paradiesischen Thale den Einsiedler Alfonso finden, der sie pflegt und unterweist; auch Titania leistet in Nöthen ihren Beistand (Ges. 8). Einige Jahre später stirbt Alfonso und das Paradies verschwindet; Titania raubt ihnen ihr Kind, Seeräuber entführen Amanda nach Tunis (Ges. 9). Hüon, durch Zauber gleichfalls dahingebracht, findet Scherasmin, der ihn überall gesucht, und Amanda's Amme Fatme schon zur Stelle und wird Gärtner des Sultans (Ges. 10). Als solcher von der Sultanin Almansaris erblickt, widersteht er deren Lockungen und reizt ihre Rache (Ges. 11), wird von ihr fälschlich angeklagt und soll den Feuertod sterben. Amanda fleht für ihn beim Sultan und stösst dessen Werbung zurück. Als Hüons Weib steht sie schon mit diesem auf dem Holzstosse; da erscheinen Oberon und Titania als Retter, geben den Eltern ihr Kind wieder und führen sie glücklich zur Heimath; Kaiser Karl wird versöhnt (Ges. 12).

Aus dem vierten Gesange (Str. 23—65.)

In solcher Träumerei schwind't unvermerkt der Raum,
Der sie von Bagdad trennt, bis jetzt die Mittagshitze
In einen Wald sie treibt, der vor der Gluth sie schütze.
Noch ruhten sie um einen alten Baum,
Wo dichtes Moos sich schwellt zum weichen Sitze,
Und Oberon's Pokal erfrischt den trocknen Gaum;
Als, eben da er sich zum dritten Male füllet,
Ein grässliches Geschrei in ihre Ohren brüllet.
Sie springen auf. Der Ritter fasst sein Schwert
Und fliegt dahin, woher die Zetertöne schallen.
Und sieh! ein Sarazen zu Pferd,
Von einem Löwen angefallen,
Kämpft aus Verzweiflung noch, erschöpft an Kraft und Muth,
Mit matter Faust. — Schon taumelt, halb zerrissen,
Sein Ross und wälzt mit ihm in einem Strom von Blut
Sich um und hat vor Angst die Stange durchgebissen.
Grimmschnaubend stürzt der Löw' auf seinen Gegner los,
Aus jedem Blick schiesst eine Feuerflamme.
Indem fährt Hüon's Stahl ihm seitwärts in die Wamme.
Der Thiere Fürst, den solch ein Gruss verdross,
Erwidert ihn mit einer langen Schramme,
Nach der des Ritters Blut aus tausend Quellchen floss;
Hätt' Angulaffer's Ring nicht über ihm gewaltet,
Ihn hätt' auf einen Zug der Löw' entzwei gespaltet.
Herr Hüon rafft, was er an Kraft vermag,
Zusammen (denn sein Tod blitzt aus des Löwen Blicke)
Und stösst sein kurzes Schwert mit Macht ihm ins Genicke.
Vergebens schwingt sich noch der Schweif zu einem Schlag,
Von dem, wofern der Ritter nicht zurücke
Gesprungen wär', er halb zerschmettert lag;
Vergebens dräuet noch die fürchterliche Tatze;
Ein Streich von Scherasmin erlegt ihn auf dem Platze.
Der Sarazen (den reichen Steinen nach,
Die hoch auf seinem Turban blitzen,
Ein Mann von Wichtigkeit) schien noch vor Angst zu schwitzen.
Die Ritter führen ihn am Arme ganz gemach
Den Bäumen zu, in deren Schirm sie lagen;
Man reicht zur Stärkung ihm den goldnen Becher dar,
Und auf Arabisch spricht der Alte: „Herr, fürwahr,
Ihr habt dem Gott der Christen Dank zu sagen!"
Mit schelem Auge nimmt der Heid' aus Hüon's Hand
Den Becher voll, und wie er an der Lippen Rand
Ihn bringt, versiegt der Wein, und glühend wird der Becher
In seiner Faust, der innern Schalkheit Rächer!
Er schleudert ihn laut brüllend weit von sich
Und stampft und tobt und lästert fürchterlich.

Herr Hüon, dem es graut, ihm länger zuzuhören,
Zieht sein geweihtes Schwert, den Heiden zu — bekehren.
 Allein der Schalk, der übermannt sich hält,
Hat keine Lust, zur Gegenwehr zu stehen;
Wie ein gejagter Strauss läuft er ins nahe Feld,
Wo beide Pferd' im Grase weiden gehen.
Rasch schwingt er sich auf Hüons Klepper, fasst
Ihn bei der Mähn', und mit verhängten Zügeln
Rennt er davon, in solcher Angst und Hast,
Als säss' er zwischen Sturmwindsflügeln.
 Das Abenteu'r war freilich ärgerlich;
Allein was half's, dem Lecker nachzulaufen?
Zum Glücke war ein Ding, das einem Maulthier glich,
Im nächsten Dorf um wenig Geld zu kaufen.
Das arme Thier, durchsichtiger als Glas,
Schien kaum belebt genug, bis Bagdad auszureichen;
Doch däucht's dem Alten noch auf dessen Rückgrat bass,
Als seinem Herrn zu Fusse nachzukeuchen.
 So setzten beide nun nach dem gewünschten Port
Den ritterlichen Zug, so gut sie konnten, fort.
Der Sonnenwagen schwebt schon an des Himmels Grenzen;
Auf einmal sehen sie von fern im weiten Thal,
Gekrönt mit Thürmen ohne Zahl,
Der Städte Königin im Abendschimmer glänzen,
Und durch ein Paradies von ewig frischem Grün
Den breiten Strom des schnellen Tigers fliehn.
 Ein wundersam Gemisch von Schrecken und Entzücken,
Geheime Ahnungen und fremde Schauer drücken
Des Ritters Herz, da ihm der Schauplatz auf sich thut,
Wo mehr sein Wort und angestammter Muth
Als Karl's Gebot ihn treibt, ein Wagstück zu bestehen,
Wovon kaum möglich ist, ein besser Ziel zu sehen
Als jähen Tod. Gewiss war immer die Gefahr;
Doch schien sie nie so gross, als da sie nahe war.
 Er sieht mit ihren goldnen Zinnen,
Gleich einer Götterburg, in furchtbar stolzer Pracht
Der Emirn Burg, den Thron, der Asien zittern macht,
Und spricht zu sich: „Und Du, was gehst Du zu beginnen?"
Er stutzt. Doch bald stärkt wieder seine Sinnen
Des Glaubens Muth, der ihn so weit gebracht,
Und eine Stimme scheint ihm leise zuzuwehen,
Er werde, die er liebt, in jenen Mauern sehen.
 „Auf," ruft er, „Scherasmin, spann alle Segel auf!
Du siehst das Ziel von meinem langen Lauf;
Wir müssen Bagdad noch vor dunkler Nacht erreichen."
Nun geht's im schärfsten Trott, dass Ross und Reiter keuchen.

Der Knapp' giesst seinem Thier mitleidig etwas Wein
Aus Oberon's Becher auf die Zunge;
„Da," spricht er, „trink, Du guter, treuer Junge,
Der Becher trocknet nicht für Deinesgleichen ein."
Er hatte Recht. Kaum saugt des Maulthiers Zunge,
So lechzend als ein ausgebrannter Stein,
Den süssen Thau des Zaubergoldes ein,
So schiesst mit allbelebendem Schwunge
Ein Feuerstrom durch Adern und Gebein;
Von neuer Kraft gespannt, erfrischt an Herz und Lunge,
Läuft's, einem Windspiel gleich, mit ihm davon,
Und eh' der Tag erlischt, sind sie in Babylon.
Noch irrten sie in seinen ersten Gassen
Unkundig in der Dämm'rung hin und her,
Als Fremde, die sich blos vom Zufall leiten lassen;
Da kam des Wegs von ungefähr
An ihrem Stab ein Mütterchen gegangen,
Mit grauem Haar und längst verwelkten Wangen.
„He Mutter, seid so gut," schreit Scherasmin sie an,
„Und weiset uns den Weg zu einem Han."
Die Alte bleibt, gestützt auf ihre Krücke, stehen
Und hebt ihr wankend Haupt, die Fremden anzusehen.
„Herr Fremdling," spricht sie drauf, „von hier ist's ziemlich weit
Zum nächsten Han; doch, wenn Ihr müde seid
Und wenig Euch genügt, so kommt in meine Hütte;
Da steht Euch Milch und Brod und eine gute Schütte
Von frischem Stroh zu Dienst und Gras für Euer Vieh;
Ihr ruhet aus und zieht dann weiter morgen früh."
Mit grossem Dank für ihr gastfreundliches Erbieten
Folgt Hüon nach. Ihm däucht kein Lager schlecht,
Wo Freundlichkeit und Treu der offnen Thüre hüten.
Die neue Baucis macht in Eil' die Streu zurecht,
Wirft Quendel und Orangenblüthen
Aus ihrem Gärtchen drauf, trägt fette Milch voll Schaum
Und saft'ge Pfirschen auf und Feigen, frisch vom Baum,
Beklagend, dass ihr jüngst die Mandeln nicht geriethen.
Dem Fürsten dünkt, er hab' in seiner Lebenszeit
Nie so vergnüglich Mahl gehalten.
Was der Bewirthung fehlt, ersetzt der guten Alten
Vertrauliche Geschwätzigkeit.
„Die Herren," spricht sie, „kommen eben
Zu einem grossen Fest." — „Wie so?" — „Ihr wisst es nicht?
Es ist das Einz'ge doch, was man in Bagdad spricht;
Die Tochter unsers Herrn wird morgen ausgegeben."
„Des Sultans Tochter? Und an wen?" —
„Der Bräutigam ist einer von den Neffen

Des Sultans, Fürst der Drusen, reich und schön,
Und auf dem Schachbret soll ihn Keiner übertreffen;
Mit Einem Wort, ein Prinz, den alle Welt
Der schönen Rezia vollkommen würdig hält.
Und doch — gesagt im engesten Vertrauen —
Sie liesse lieber sich mit einem Lindwurm trauen.“
„Das nenn' ich wunderlich,“ versetzt der Paladin;
„Ihr werdet's uns so leicht nicht glauben machen.“ —
„Ich sag' es noch einmal, eh' die Prinzessin ihn
So nahe kommen lässt, umarmt sie einen Drachen,
Da bleibt's dabei! — Mir ist von langer Hand
Das Wie und Wann der Sache wohl bekannt.
Zwar hab' ich reinen Mund gar hoch versprechen müssen;
Doch, gebt mir Eure Hand, so sollt Ihr Alles wissen.“
„Es wundert Euch vielleicht, wie eine Frau wie ich
Zu solchen Dingen kommt, die selbst dem Fürstenstamme
Verborgen sind und sonsten männiglich?
So wisset denn, ich bin die Mutter von der Amme
Der schönen Rezia, bei der sie Alles gilt,
Wiewol schon sechzehn volle Jahre
Verflossen sind, seit Fatme sie gestillt;
Nun merkt Ihr wol, woher ich manchmal was erfahre.“
„Man weiss, dass schon seit Jahren der Khalif,
Auf seine Tochter stolz, nicht selten
An Festen, die er gab, sie mit zur Tafel rief,
Wo schöner Männer viel sich ihr vor Augen stellten.
Allein auch das weiss Stadt und Land,
Dass Keiner je vor ihr besonders Gnade fand;
Sie schien sie weniger mit mädchenhaftem Grauen
Als mit Verachtung anzuschauen.“
„Indessen ward geglaubt, sie könne Babekan
(So heisst der Prinz, den sich zum Tochtermann
Der Sultan auserwählt) vor allen andern leiden.
Nicht, dass beim Kommen oder Scheiden
Das Herz ihr höher schlug; ihn nicht mit Fleiss zu meiden,
War wol das Höchste, was er über sie gewann;
Allein sie war doch sonst für Niemand eingenommen;
Die Liebe, dachte man, wird nach der Hochzeit kommen.“
„Jedoch, seit einem Zwischenraum
Von wenig Wochen hat sich Alles umgekehret.
Seitdem kann Rezia den armen Prinzen kaum
Vor Augen sehn. Ihr ganzes Herz empöret
Sich, wenn sie nur von Hochzeit reden höret;
Und, was unglaublich ist, so hat ein blosser Traum
Die Schuld daran.“ — „Ein Traum?“ ruft Hüon ganz in Feuer,
„Ein Traum?“ ruft Scherasmin, „welch seltsam Abenteuer!“

„Ihr träumte,“ fährt die Alte fort,
„Sie werd' in Rehgestalt an einem wilden Ort
Von Babekan gejagt. Sie lief, von zwanzig Hunden
Verfolgt, in Todesangst herab von einem Berg;
Ihm zu entfliehen, war die Hoffnung schon verschwunden!
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Phaëthon, den junge Löwen zogen,
In vollem Sprung entgegen ihr geflogen.“
„Der Zwerg in seiner kleinen Hand
Hielt einen blüh'nden Lilienstengel,
Und ihm zur Seite sass ein fremder junger Fant
In Ritterschmuck, schön wie ein barer Engel;
Sein blaues Aug' und langes, gelbes Haar
Verrieth, dass Asien nicht sein Geburtsland war;
Doch, wo er immer hergekommen,
Genug, ihr Herzchen ward beim ersten Blick genommen.
„Der Wagen hielt. Der Zwerg mit seinem Lilienstab
Berührte sie: stracks fiel die Rehhaut ab;
Die schöne Rezia, auf ihres Retters Bitten,
Stieg in den Wagen ein, und setzt' erröthend mitten
Sich zwischen ihn und den, dem sich ihr Herz ergab,
Wiewol noch Lieb' und Scham in ihrem Busen stritten.
Der Wagen fuhr nun scharf den Berg hinan
Und stiess vor einen Stein, und sie erwachte dran.“
„Weg war ihr Traum, doch nicht aus ihrem Herzen
Der Jüngling mit dem langen, gelben Haar.
Stets schwebt sein Bild, die Quelle süsser Schmerzen,
Bei Tag und Nacht ihr vor, und seit der Stunde war
Der Drusenfürst ihr unerträglich.
Sie konnt' ihn ohne Zorn nicht hören und nicht sehn.
Man gab sich alle Müh, die Ursach' auszuspähn;
Umsonst, sie blieb geheim und stumm und unbeweglich.“
„Nur ihre Amm' allein, von der ich, wie gesagt,
Die Mutter bin, wusst' endlich Wege zu finden,
Das seltsame Geheimniss, das sie nagt,
Aus ihrer Brust herauszuwinden.
Allein Ihr wisst, ob mit vernünft'gen Gründen
Ein Schaden heilbar ist, der heimlich uns behagt?
Die arme Dame war sich selber gram und wollte,
Dass Fatme dennoch stets dem Uebel schmeicheln sollte.“
„Indessen kam der Tag, vor dem so sehr ihr graut,
Stets näher. Babekan, um bei der spröden Braut
In bess're Achtung sich zu schwingen,
Liess wenig unversucht; nur wollte nichts gelingen.
Sie war bekanntlich stets den Tapfern sehr geneigt;
Er hatte sich noch nie in diesem Licht gezeigt.

„Lass'," sprach er zu sich selbst, „uns eine That vollbringen,
Der Unempfindlichen Bewundrung abzuzwingen!"
„Nun setzte seit geraumer Zeit
Ein ungeheures Thier das ganze Land in Schrecken;
Es fiel bei hellem Tag in Dörfer und in Flecken
Und würgte Vieh und Menschen ungescheut.
Man sagt, es habe Drachenflügel
Und Klauen wie ein Greif und Stacheln wie ein Igel,
Sei grösser als ein Elephant,
Und wenn es schnaube, fahr' ein Sturm durchs ganze Land."
„Seit Menschengedenken war kein solches Thier erschienen.
Auch stand ein grosser Preis auf dessen Kopf gesetzt;
Allein weil Jedermann den seinen höher schätzt,
Hat Niemand Lust, das Schussgeld zu verdienen.
Nur Babekan hielt's des Versuches werth,
Durch eine kühne That der Schönen Stolz zu dämpfen.
Er geht im Pomp zum Sultan und begehrt
Vergünstigung, den Löwen zu bekämpfen."
„Und als ihm's der, wiewol nicht gern, gewährt,
Bestieg er heute früh vor Tag sein bestes Pferd
Und ritt hinaus. Was weiter vorgegangen,
Ist unbekannt. Genug, er kam, zum guten Glück,
Auf einem fremden Gaul, ganz leise, sonder Prangen
Und ohne eine Klau' vom Ungeheu'r zurück.
Man sagt, er habe stracks, sobald er heimgekommen,
Sich hingelegt und Bezoar genommen."
„Bei Allem dem sind nun mit unerhörter Pracht
Die Zubereitungen zum Hochzeitsfest gemacht;
Unfehlbar wird es morgen vor sich gehen,
Und Rezia sich in der nächsten Nacht
In Babekan's verhassten Armen sehen." —
„Eh' dies geschieht," fuhr Hüon rasch heraus,
„Eh' soll das grosse Rad der Schöpfung stille stehen!
Der Ritter und der Zwerg sind, glaubt mir, auch vom Schmaus."
Die Alte wundert sich des Wortes und betrachtet
Genauer, was sie erst nicht sonderlich geachtet,
Des Fremden blaues Aug' und langes gelbes Haar
Und seinen Ritterschmuck, und dass er nur gebrochen
Arabisch sprach, und dass er schöner war
Als je ein Mann, der in die Augen ihr gestochen.
Das rasche Wort, das er gesprochen,
Und diese Aehnlichkeit! es däucht ihr sonderbar.
Wo kam er her? warum? wer ist er? Zwanzig Fragen
Zu diesem Zweck, die schon auf ihrer Zunge lagen,
Erstickte Hüon's Ernst. Er that, als wäre Ruh
Ihm Noth, und legte sich auf seiner Streu zurechte.
Die Alte wünscht, dass ihm was Süsses träumen möchte,

Und trippelt weg und schliesst die Thüre nach sich zu.
Allein wurmstichig war die Thür und hatte Spalten,
Und Vorwitz juckt das Ohr der guten Alten.
Sie schleicht zurück und drückt, so fest sie kann,
Ihr lauschend Ohr an eine Ritze
Und horcht mit offnem Mund und hält den Athem an.
Die Fremden sprachen laut und, wie es schien, mit Hitze;
Sie hörte jedes Wort; nur, leider! war kein Sinn
Für eine alte Frau von Babylon darin;
Doch kann sie dann und wann, zum Trost in diesem Leiden,
Den Namen Rezia ganz deutlich unterscheiden.
„Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt!“
(Rief Hüon aus) „Wie wahr hat Oberon gesprochen!
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiss den Hals gebrochen;
Auf mein Verderben zielt mein Auftrag sichtlich ab,
Und blindlings that er bloss den Willen des Geschickes:
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.“
„Und dass,“ spricht Scherasmin, „die Jungfrau, die im Traum
Das Herz Euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu Eurer Braut ernannte;
Dass Alles so sich schickt, und dass auch sie im Traum,
Wie Ihr in sie, in Euch entbrannte,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!“ —
„Und doch,“ spricht Hüon, „hat's die Alte nicht erfunden;
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.“
„Nur wie er aufzulösen sei,
Da liegt die Schwierigkeit!“ — „Mich sollte das nicht plagen,“
Erwidert Scherasmin. „Herr, darf ich ungescheut
Euch meine schlechte Meinung sagen?
Ich macht' es kurz und schnitt' ihn frisch entzwei.
Dem Junker linker Hand liess ich den Luftpass frei
Und dem Khalifen seine Zähne
Und hielte mich an meine Dulcimene.“
„Bedenkt's nur selbst, in ihrer Gegenwart
Die Ceremonie mit Kopfab anzufangen,
Hernach vier Backenzähn' und eine Hand voll Bart
Dem alten Herren abverlangen,
Und vor der Nas' ihm gar sein einzig Kind umfangen,
Bei Gott, das hat doch wahrlich keine Art!
Das Schicksal kann unmöglich wollen,
Dass wir das Ziel uns selbst so grob verrücken sollen.“
„Zum Glück, dass Oberon das Beste schon versah.
Das Hauptwerk ist doch wohl, dem Hasen
Von Bräutigam das Fräulein wegzublasen;

Und dazu hilft die schöne Rezia
Gewiss uns selbst, sobald sie von der Alten
Berichtet ist, das gelbe Haar sei da.
Mir liegt indessen ob, zwei frische Klepper, nah
Beim Garten des Serails, zur Flucht bereit zu halten."
„Herr Scherasmin," versetzt der Ritter, „wie es scheint,
Entfiel Euch, dass ich Karln mein Ehrenwort gegeben,
Dem, was er mir gebot, buchstäblich nachzuleben.
Da geht kein Jot davon, mein Freund!
Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen!
Mir ziemt es nicht, so was vorauszusehen." —
„Im Fall der Noth," erwidert Scherasmin
„Muss doch zuletzt der Zwerg uns aus dem Wasser ziehn."
Allmälig schlummerte der Alte unter diesen
Gesprächen ein. Von Hüon's Augen bleibt
Der süsse Schlaf die Nacht hindurch verwiesen.
Gleich einem Kahn auf hohen Wogen, treibt
Sein ahnend Herz mit ungeduld'gem Schwanken
Auf ungestüm sich wälzenden Gedanken.
So nah dem Port, so nah und doch so weit!
Es ist ein Augenblick und däucht ihm Ewigkeit.

XXXI. Johann Gottfried Herder.

Johann Gottfried Herder, geboren den 28. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreussen, Sohn eines Schullehrers, schon als Knabe sinnig und lernbegierig, ging 1762 nach Königsberg (Schwarzerloh), um Chirurgie zu studiren, trat aber bald zur Theologie und Philosophie über (Kant). Durch Vermittelung Hamanns, des „Magus des Nordens", ward er 1765 Lehrer an der Domschule in Riga und Prediger daselbst, legte 1769 die Stelle nieder und reiste zur See nach Frankreich, erhielt zu Paris die Einladung, den Sohn des Fürstbischofs zu Eutin auf Reisen zu begleiten, ging über Hamburg (Lessing) nach Kiel und trat 1770 die Reise an. In Darmstadt verlobte er sich mit der trefflichen Caroline Flachsland, seiner späteren Gattin, trennte sich schon in Strassburg von seinem Prinzen, blieb eines Augenübels halber dort, das dreimal vergeblich operirt wurde, und lebte in innigem Verkehr mit Göthe, welcher durch ihn in den Geist der Volksdichtung eingeführt wurde. Als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg berufen (1771—1776), erwarb er sich hohen Ruhm als Theologe und Kanzelredner, verzichtete dann aber gern auf die Aussicht, eine Professur an der Universität Göttingen zu erlangen, als ihn der Herzog Carl August durch Göthe nach Weimar berief, 1776. Trotz übermässiger Amtsgeschäfte, die ihm als Hofprediger, Generalsuperintendenten und Oberconsistorialrath oblagen, pflegte er hier mit Liebe und gesteigertem Eifer sein Lieblingsstudium, das der geistigen Entwickelung der Menschheit galt. Wie schon bisher seine „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" (1767), seine „kritischen Wälder" (1769), seine Preisschrift „über den Ursprung der Sprache" (1772), so stand auch jedes seiner späteren Werke in mehr oder minder enger Beziehung zu dem Grundgedanken der „Humanität".

So insbesondere seine „Volkslieder“ (1778—1779) oder „Stimmen der Völker in Liedern“, die Abhandlung „vom Geist der hebräischen Poesie“ (1782), die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784—1791, 4 Theile: die Erde und der Mensch; Racen, Klimate und Völker; Völker der alten Geschichte; Mittelalter), die „Briefe zur Beförderung der Humanität“ (1793—1799), „Kalligone“ (1800) „Adrastea“ (1801—1803), „der Cid, nach spanischen Romanzen“, welcher eben so wie „Sophron“, eine Sammlung von Schulreden, erst nach Herder’s Tode erschien. Seine eigenen Gedichte sind ideenreich, aber mehr allegorisch-didaktisch, als poetisch, und verrathen vielfach eine immer zunehmende Trübung in der Stimmung Herder’s. Von den Besten geehrt, mit Würden überhäuft, auch vom Kurfürsten von Bayern geadelt, starb er den 18. Dezember 1803. — Ausgabe seiner Werke Stuttgart und Tübingen bei Cotta; 40 Bändchen: 1—12 Religion und Theologie, 13—25 Literatur und Kunst, 26—40 Philosophie und Geschichte.

1. Aus den Gedichten.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süsses Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, dass er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen,
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüte deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit:
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuss der Ewigkeit.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagereiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten!
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süssem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärk'rer Stimme,
Es dringet mir an's Herz
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen? —
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir in's Ohr;
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süssen Schmerz.“ —

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All,
In einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie geniessen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben;
Lasst uns Rosen auf ihn streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen steh'n auf jedem Zweige,
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunklen Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt süss;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

Germania.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah! Fühl' es, ermuntre dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blösst!
Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt,
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen und verstummt.
Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edlen, es half keiner der Namen ihr,

Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.
Und nun wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hiess,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.
Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.
Schau gen Westen; es droht, fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.
Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen! Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
Soll dein Name verwehn? Willst du zertheilet auch
Knien vor Femden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?
Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmuken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre dich!
Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth,
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward?
Ach, die Pfeile des Bündels,
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.
Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht:
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sei ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich seh' welch' einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preussen und Oesterreich.

Des Einsamen Klage.

Der Lenz verblüht! die Freude flieht!
Mein Leben hat die Nacht umhüllt,
Und meine Seel' ein Schmerz erfüllt,
Der ewig in mir glüht!

Ich irr' umher auf ödem Meer;
Kein Eiland winkt mir lächelnd zu:
„Komm, Pilger, komm, bei mir ist Ruh,
Du trägst am Leben schwer.“
Vom schönen Land bin ich verbannt;
In dunkler Ferne dämmert's kaum,
Es schwebt um mich im Morgentraum
Das Glück, das mir verschwand.
Verlass'ner ich! Schlägt nie für mich
Ein Herz, das meinen Gram versteht,
Durch's dunkle Leben mit mir geht?
O Herz, wo find' ich dich?
Der Liebe Licht, mir strahlt es nicht,
Es giebt kein Herz, das für mich schlägt:
Kein Busen, der für mich sich regt,
Kein Arm, der mich umflicht!
Ich steh' allein! mein dunkles Sein
Hell macht der Hoffnung Morgenroth;
Nur deine Fackel, holder Tod,
Mir strahlt mit mildem Schein.
Wo weilest du? bring mich zur Ruh'!
Komm, führ' mich in dein stilles Land,
Und schliesse mir mit sanfter Hand
Die trüben Augen zu!

(Aus „Stimmen der Völker in Liedern“).

Das Lied der Hoffnung.

(Italiänisch.)

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, labest ihn.
Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umsonst ist Glückes Schnauben,
Wenn uns Hoffnung gütlich thut.
Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, tröstest ihn.
Wenn die Meereswogen brüllen,
Singet der Sirenen Schaar,
Hoffnung kann die Fluthen stillen,
Führt den Schiffer durch Gefahr.
Hoffnung, Hoffnung u. s. w.
Du, o Hoffnung leitest ihn.
Dir, o süsse Hoffnung, säet
Froh der Landmann seine Saat:
Trauet dir und fröhlich mähet,
Was er dir vertrauet hat,
Hoffnung, Hoffnung u. s. w.
Jener, der das Reich verloren,
Dieser in den Fesseln hier,
Der, zum Sklaven nur geboren,
Alle, alle singen dir:
Hoffnung, Hoffnung u. s. w.
Ist des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüthe fliehn,
Trittst du, Trösterin, zum Kranken,
Zeigst ihm noch die Wurzel grün.
Hoffnung, Hoffnung u. s. w.
In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn schon alles weicht und fällt,
Stehst du an des Edlen Rechte,
Winkest ihm in andre Welt.
Hoffnung, Hoffnung u. s. w

Glück und Unglück.

(Spanisch.)

O wie traurig singt Alcino,
Amphion der Guadiana,
Singt das kurze Glück des Lebens,
Singt des Lebens langes Unglück.
Mächtig schläget er die Saiten
Der beseelten gold'nen Cither,
Dass die Berge mit ihm klagen
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und dauernd Unglück!“
„Glück ist,“ sang er, „jene Blume,
Die die Morgenröthe weckte;
Ach, sie sinkt im Strahl der Sonne
Und verwelkt am frühen Abend.“
Und die Berge klagen wieder,
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Ach, sie sinkt im Strahl der Sonne
Und verwelkt am frühen Abend.“
„Unglück ist die mächt'ge Eiche,
Die mit ihrem Berge währet,
Zeit auf Zeiten kämmt das Schicksal
Ihr die starren grünen Haare.“
Und die Berge klagen wieder,
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Zeit auf Zeiten kämmt das Schicksal
Ihr die starren grünen Haare.“
„Wie der Hirsch, den Pfeil im Herzen,
So entfliehet unser Leben;
Eine Schnecke kriecht die Hoffnung
Langsam hinter seinem Fluge.
Kurzes Leben! Lange Hoffnung!
Nichtig Glück und dauernd Unglück!“
Und die Berge klagen wieder,
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und dauernd Unglück!“

Elvershöh.

(Dänisch.)

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh,
Mein' Augen begannen zu sinken;
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n schön,
Die thäten mir lieblich winken.
Die eine, die strich mein weisses Kinn,
Die andre lispelt' in's Ohr mir:
Steh' auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Steh' auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfrau'n soll'n dir Lieder singen,
Die schönsten Lieder zu hören.
Die eine begann zu singen ein Lied,
Die Schönste aller Schönen;
Der brausende Strom, er floss nicht mehr,
Und horcht' den Zaubertönen.
Der brausende Strom, er floss nicht mehr,
Stand still und horchte fühlend,
Die Fischlein schwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden spielend;

Die Fischlein all' in heller Fluth,
Sie scherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Hain,
Sie hüpften und zirpten Lieder.
„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien schreiben.
Wir woll'n dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor dir flieh'n und weichen.“
Sie tanzten hin, sie tanzten her;
Zu buhlen ihr Herz begehrte.
Der muntre Jüngling, er sass da,
Gestützt auf seinem Schwerte.
„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willt du nicht mit uns sprechen,
So reissen wir dir, mit Messer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen.“
Und da, mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär' sonst blieben auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfrau'n schön.
Drum rath' ich jedem Jüngling an,
Der zieht nach Hofe fein,
Er setze sich nicht auf Elvershöh,
Allda zu schlummern ein.

Erlkönigs Tochter.

(Dänisch.)

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut';
Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir!“
Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag.
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei gold'ne Sporen schenk' ich dir,
Ein Hemd von Seide so weiss und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein.“
Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag.

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir.“
Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.
„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“
Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.
Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu dein'm Fräulein werth.“
Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.
„Hör' an, mein Sohn, sag an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blass und bleich,“
Und sollt' sie nicht sein blass und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich.
„Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?“
Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund.
Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschaar.
Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein:
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?“
„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund.“
Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

Röschen auf der Haide.

(Deutsch.)

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süssen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!
Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Dass du ewig denkst an mich,
Dass ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.
Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergass darnach
Beim Genuss das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Aennchen von Tharau.

(Deutsch.)

Aennchen von Tharau ist die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!
Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt, bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniss und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben schliess' ich um deines herum!
Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und gross
Nach manchen Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!
Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben schliess' ich um deines herum!

Ein Spruch.

(Deutsch).

Befiehl dich Gott,
Sei stark in Noth,
Bedenk den Tod,
Gieb Armen Brod,
Erduld' und leid',
Und keinen neid',
Fleuch Krieg und Streit,
Hab' Acht der Zeit.
Auf dich selbst schau',
Nicht allen trau',
Auf Gunst nicht bau',
Sei nicht genau.
Halt' deinen Bund,
Regier' den Mund,
Hüt' dich für Sünd'
Und bösem Fund.
Der Welt Geschmeiss
Dich stets entreiss';
Mit höchstem Fleiss
Den Herren preis'.
In Freud' und Scherz,
In Leid und Schmerz
Dein Sinn und Herz
Gedenk aufwärts.
Halt' dich fein rein,
Sei gern allein;
Lass andre sein,
Getreu es mein':
Wer solches liebt,
Daran sich übt,
Wird nicht betrübt,
Gott Freude giebt.

2. Aus den Schulreden.

Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie (1784).

Es wäre unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem besseren Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampfe ihres Fleisses und Ruhms zu zeigen, seine armselige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wär's, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unserer Versammlung halb oder ganz unverständlich wäre, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir nämlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasio den sonderbaren Ausspruch gehört habe: dass sie ein für die Jugend trockenes Studium sei, und in der ich bei manchen Examinibus, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nämlich diese Wissenschaft keine andere als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das grosse Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen sind, dass ich mich wundere, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muss, nämlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, H. V., dass ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, in dem ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äussersten Vergnügen gelernt und mit eben so vielem Vergnügen andern gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden.

Freilich, wenn man unter Geographie nichts anders versteht, als ein trockenes Namenverzeichniss von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockene, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte und missverstandene Wortkenntniss, als wenn man an der Historie nichts als ein Verzeichniss von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennt. Ein solches Studium ist nicht nur nicht bildend, sondern im hohen Grade abschreckend, saft- und kraftlos. Auch ein grosser Theil der politischen Geographie so wie die bloss politische Historie hat für die Jugend nicht Reize, ja, wenn man die Wahrheit sagen soll, nicht einmal Verständlichkeit genug, da von den meisten Kriegs- und Staatsactionen, die in der Welt gespielt worden, der Jüngling so wenig richtige Begriffe hat, dass diese meistens auch noch manchen Erwachsenen fehlen. Aber ist dies wahre Geographie? wahre Geschichte? Ist elende Nomenclatur eine Sprache? Ist ein Vocabelbuch auswendig gelernt, denn das, was ein guter Schriftsteller ist? und würde man nicht einen Menschen für sinnlos halten, der um Lateinisch und Griechisch zu lernen, nichts als das Lexikon studirte? Und gerade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloss als Namenverzeichniss von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Alles dies sind nothwendige Materialien, aber das Gebäude muss davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Kalk d. i. Schutt, an dem sich kein Mensch freuet, in dem keine lebendige Seele wohnt. Die Farben

sind dem Maler nothwendig, aber er braucht sie zum Gemälde; alsdann erst erfreuen sie das Auge und unterrichten die Seele. Lassen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sage.

Es heisst Erdbeschreibung. Sonach ist die Kenntniss der Erde, überhaupt die physische Geographie vor allem nothwendig: eine Kenntniss, die so wichtig als leicht und angenehm unterhaltend ist. Wer wird das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechselnden Schauplatz, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu setzen für gut gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimate und Regionen auf ihr werden, dies alles mit der Fasslichkeit und Würde vorgetragen, die der grosse Gegenstand fordert; wenn das nicht den Geist erhebt und erweckt, was sollte ihn erheben und erwecken? Es giebt einem edlen Jüngling einen Theil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir Scipio's Traum beim Cicero lesen oder eine erhabene Musik hören; denn diese Kenntnisse sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der grössten Einheit von Naturprinzipien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und geniessen und von denen doch jeder Verständige Aufschluss wünscht. So wie ich von einem Jüngling einen schlechten Begriff hätte, der z. B. Fontenellen's Gespräch von mehr als Einer Welt ohne Vergnügen läse, so müsste es eine menschenähnliche Bildsäule sein, die bei den grossen Gesetzen, die allgemein auf unserm Erdboden herrschen, und wodurch er das, was er ist, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntniss zuerst empfing und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward.

Der Planet, den wir bewohnen, theilt sich in Erde und Wasser; jene steht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten wie auf einem *plano inclinato* Ströme rinnen: dies ist das grosse Behältniss von Wasser, aus dessen Dünsten, durch die Luft geläutert und durch die Höhen der Berge angezogen, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von schönen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er sodann mit den Flüssen hinab in die Thäler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt und überall andere Geschöpfe an Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menschen gewahr wird; wenn er einsehen lernt, dass, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und Ordnung hat, wie hiernach und nach den Gesetzen des Klima Gestalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechseln und sich verändern, und ungeachtet aller Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch allenthalben ein Brudergeschlecht ist, von Einem Schöpfer erschaffen, von Einem Vater entsprossen, nach Einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strebend — o wie wird sich sein Blick erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Producte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die mancherlei Denkarten, Gebräuche, Lebensweisen seiner Mitbrüder, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht Einer Sonne geniessen und Einerlei Gesetzen des Schicksals gehor-

chen: wahrlich, so muss ihm die Geographie das reizendste Gemälde voll Kunst, Anlagen, Abwechselung, ja voll Lehren der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden. Er wird, ohne dass er sein Vaterland verlässt, ein Ulysses, der die Erde durchreiset, viele Völker, Länder und Sitten voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von diesem anschaulich gemacht wird, so müsste es eine stupide Missgeburt sein, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und grosse oder geläuterte Empfindung in's Herz erhielte. O hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, dass ausser ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und dass die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimate und Völker gemacht haben! — An meinem geringen Theil wenigstens muss ich bekennen, dass Geographie und Geschichte (beide im wahren und würdigen Umfange ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe träger Vorurtheile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von aussen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie auf der Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künste; sie schärfen den *sensum humanitatis* in allen Gestalten und Formen; sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vortheile sehen und schätzen, ohne dass wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. „In ihm leben, weben und sind wir," sagt Paulus vor'm Altar des unbekannten Gottes der Athenienser: „Gott hat gemacht, dass von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder seines Geschlechts."

Es ergiebt sich aus dem, was ich gesagt habe, dass Geographie auf eine wirkliche Art mannigfach, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennlich sei und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeschichte ist das, was Jünglinge und Kinder am meisten reizt, was auch ihren Kopf mit den reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllt, die ihnen weder die aphthonianische Chrie noch Logik und Metaphysik geben; und die wahrste, angenehmste, nützlichste Kindergeographie ist Naturgeschichte. — Der Elephant und Tiger, das Krokodil und der Walfisch interessiren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reiches in ihren Hermelinmänteln und Pelzen; die grossen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulcane, die Ebbe und Fluth, die periodischen Winde u. s. f. sind seinen Jahren und Kräften viel mehr angemessen, als die Pedanterie zu Regensburg und Wetzlar. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Ross, das arabische Kameel, der indische Elephant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Kaiman u. s. f. sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe grenzen, da die Kette aller Erdwesen so verschlungen in einander hängt, so wird Eines die

Erinnerung des Andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, so wie an Thiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles füget sich an einander und entwirft dem Geiste des zu bildenden Jünglings ein unvergessliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen und allenthalben von vielseitigem nützlichen Gebrauch sind.

Insonderheit weiss Jedermann, dass die Geographie zunächst der Geschichte und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte diene, ja ich darf sagen, dass die Geschichte ohne Geographie so wie ohne Zeitrechnung grösstentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiss, was geschehen ist, ohne dass er weiss, wo es geschehen sei? — und warum ist so oft die alte Geschichte eher ein unstäter Traum, als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter andern deswegen, weil sie zu oft von der alten Geographie getrennt wird und also von lauter Schattengestalten redet, die in der Luft schweben? Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft, ja für die Beurtheilungskraft selbst; denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum diese und keine andere Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unserer Erde spielten, warum diese Regenten hier, jene dort herrschen konnten, dies Reich lang, jenes kurz dauern musste, warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders auf einander folgen, so und nicht anders zusammen grenzen, sich befeinden oder vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Asiens durch Assyrer, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltstreitigkeiten jetzt hier, jetzt dorthin geschoben sei? — Ich würde stundenlang reden müssen, wenn ich dies alles auch nur in den nothdürftigsten Exempeln zeigen wollte. Kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schätzt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntniss und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muss ein Studirender zurückbleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materialien zu allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, nicht von Schulen mitbringt. Glücklich, wer sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt sah! Glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniss füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloss! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeiget, was ich im allgemeinen Gemälde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Ueberraschet uns durch Proben eures Fleisses, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieser und in allen andern Wissenschaften eurer Laufbahn, und der Genius eures Lebens wird euer früh begonnenes rühmliches Werk krönen!

3. Aus den Ideen.

Organischer Unterschied der Thiere und Menschen.

Man hat unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, dass sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grade nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend; denn offenbar höbe sodann eine Kraft die andere auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuss seines Wesens. Wie bestehet es zusammen, dass der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte, und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elephanten, die Kunst des Bibers besässe? Und besitzet, ja begreift er nur Eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf geniesset und übet?

Von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Thier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar absprechen und ihn zu einem ausgearteten Thier machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verloren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frisst seines Gleichen aus Leckerei; kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut. Kein Thier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkürliche Gesetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob alles dies zum Vortheil oder Schaden unserer Gattung sei; genug, es ist der Charakter unserer Gattung. Da jedes Thier der Art seines Geschlechtes im Ganzen treu bleibt und wir allein nicht die Nothwendigkeit, sondern die Willkür zu unserer Göttin erwählt haben, so muss dieser Unterschied als Thatsache untersucht werden; denn als solche ist er unläugbar. Die andere Frage: wie der Mensch dazu gekommen? ob dieser Unterschied ihm ursprünglich sei, oder ob er angenommen und affectirt worden — ist von einer andern, nämlich von bloss historischer Art; auch hier müsste die Perfectibilität oder Corruptibilität, in der es ihm bisher noch kein Thier nachgethan hat, doch auch zum auszeichnenden Charakter seiner Gattung gehört haben. Wir setzen also alle Metaphysik bei Seite und halten uns an Physiologie und Erfahrung.

1. Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierin einzig auf der Erde. Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuss hat und sich im Kampfe aufwärts richtet, obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen, so ist doch seinem Geschlecht allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuss ist fester und breiter, er hat einen längeren grossen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat; auch seine Ferse ist zum Fussblatt gezogen. Zu dieser Stellung sind alle dahin wirkenden Muskeln bequemt. Die Wade ist vergrössert, das Becken zurück-, die Hüften auseinandergezogen, der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust erweitert; er hat Schlüsselbeine und Schultern, an den Händen fein fühlende Finger, der hinsinkende Kopf ist auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben; der Mensch ist ἀνϑρωπος, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Nun muss es zugegeben werden, dass dieser Gang dem Menschen nicht so wesentlich sei, dass etwa jeder andere ihm so unmöglich wie das Fliegen würde. Nicht nur Kinder zeigen das Gegentheil, sondern die Menschen, die unter die Thiere geriethen, haben's durch Erfahrung bewiesen. Eilf bis zwölf Personen dieser Art sind bekannt, und obwohl nicht alle hinlänglich beobachtet und beschrieben worden, so ergeben doch einige Beispiele deutlich, dass der biegsamen Natur des Menschen auch der für ihn ungemässeste Gang nicht ganz unmöglich werde. Sein Kopf sowohl als sein Unterleib liegen mehr vorwärts, der Körper kann also auch vorwärts fallen, wie der Kopf im Schlummer sinket. Kein todter Körper kann aufrecht stehen, und nur durch eine zahllose Menge angestrengter Thätigkeiten wird unser künstlicher Stand und Gang möglich.

Also ist eben auch begreiflich, dass mit dem thierartigen Gange viele Glieder des menschlichen Körpers ihre Gestalt und ihr Verhältniss zu einander ändern müssen, wie abermals das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Der irländische Knabe, den Tulpius beschrieben, hatte eine flache Stirn, ein erhöhtes Hinterhaupt, eine weite blöckende Kehle, eine dicke an den Gaumen gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogene Herzgrube — gerade wie es der vierfüssige Gang geben musste. Das niederländische Mädchen, das noch aufrecht ging und bei dem sich die weibliche Natur so weit erhalten hatte, dass es sich mit einer Strohschürze deckte, hatte eine braune, rauhe, dicke Haut, ein langes und dickes Haar. Das Mädchen, das zu Songi in Champagne gefangen ward, hatte ein schwarzes Ansehen, starke Finger, lange Nägel, und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, dass sie sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Ihr schneller Lauf war kein Gehen, sondern ein fliegendes Trippeln und Fortgleiten, wobei an den Füssen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton ihrer Stimme war fein und schwach, ihr Geschrei durchdringend und erschrecklich. Sie hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke und war von ihrer vorigen Nahrung des blutigen und rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln so schwer zu entwöhnen, dass sie nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tödtliche Krankheit fiel, aus der sie nur durch Saugen des warmen Bluts, das sie wie ein Balsam durchdrang, zurückgebracht werden konnte. Ihre Zähne und Nägel fielen aus, da sie sich zu unsern Speisen gewöhnen sollte; unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen und Eingeweide, besonders die Gurgel zusammen, die lechzend und ausgetrocknet war. Lauter Erweise, wie sehr sich die biegsame menschliche Natur, selbst da sie von Menschen geboren und eine Zeitlang unter ihnen erzogen worden, in wenigen Jahren zu der niedrigen Thierart gewöhnen konnte, unter die sie ein unglücklicher Zufall setzte.

Nun könnte ich auch den hässlichen Traum ausmalen, was aus der Menschheit hätte werden müssen, wenn sie, zu diesem Loose verdammt, in einem vierfüssigen Mutterleibe zu einem Thierfötus gebildet wäre; welche Kräfte sich damit hätten stärken und schwächen, welches der Gang der Menschenthiere, ihre Erziehung, ihre Lebensart, ihr Gliederbau hätte sein müssen u. s. f. Aber fliehe, unseliges und abscheuliches Bild, hässliche Unnatur des natürlichen Menschen! Du bist weder in der Natur da, noch sollst du durch Einen Strich meiner Farben vorgestellt werden. Denn:

2. Der aufrechte Gang des Menschen ist ihm einzig natürlich; ja er ist die Organisation zum ganzen Beruf seiner Gattung und sein unterscheidender Charakter.

Kein Volk der Erde hat man vierfüssig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Thieren nähern. Selbst die Unfühlbaren des Diodors sammt andern Fabelgeschöpfen alter und mittlerer Schriftsteller gehen auf zwei Beinen; und ich begreife nicht, wie das Menschengeschlecht, wenn es je diese niedrige Lebensweise als Natur gehabt hätte, sich zu einer andern so zwang-, so kunstvollen jemals würde erhoben haben. Welche Mühe kostete es, die Verwilderten, die man fand, zu unsrer Lebensart und Nahrung zu gewöhnen! Und sie waren nur verwildert, nur wenige Jahre unter diesen Unvernünftigen gewesen. Das eskimo'sche Mädchen hatte sogar noch Begriffe ihres vorigen Zustandes, Reste der Sprache und Instincte zu ihrem Vaterlande, und doch lag ihre Vernunft in Thierheit gefangen; sie hatte von ihren Reisen, von ihrem ganzen wilden Zustande keine Erinnerung. Die andern besassen nicht nur keine Sprache, sondern waren zum Theil auch auf immer zur menschlichen Sprache verwahrloset. — Und das Menschenthier sollte, wenn es Aeonen lang in diesem niedrigen Zustande gewesen, ja im Mutterleibe schon durch den vierfüssigen Gang zu demselben nach ganz andern Verhältnissen wäre gebildet worden, ihn freiwillig verlassen und sich aufrecht erhoben haben? Aus Kraft des Thiers, die ihn ewig herabzog, sollte er sich zum Menschen gemacht und menschliche Sprache erfunden haben, ehe er ein Mensch war? Wäre der Mensch ein vierfüssiges Thier, wäre er's Jahrtausende lang gewesen, er wäre es sicher noch, und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn zu dem was er jetzt ist, und wie wir ihn, aller Geschichte und Erfahrung nach, allein kennen, umgebildet.

Warum wollen wir also unerwiesene, ja völlig widersprechende Paradoxa annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts, und endlich, wie mich dünkt, die ganze Analogie der Organisation unsrer Erde uns auf etwas andres führet? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen und hat sich ihr zuwider eine andre bereitet, da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in seiner Organisation lagen, und die Natur Wege genug wusste, ein jedes der Lebendigen auf dem Standpunkt festzuhalten, den sie ihm anwies. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet. Aus ihr ist in seiner Geschichte alles, ohne sie nichts erklärlich, und da auf diese, als auf die erhabne Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde, auch alle Formen der Thierbildung zu convergiren scheinen, und ohne jene, so wie ohne das Reich des Menschen, die Erde ihres Schmucks und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe: warum wollten wir dies Diadem unsrer Erwählung in den Staub werfen und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammenzulaufen scheinen? Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke, und als sie sah, dass bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte — siehe, da ging sie mit sich zu Rath, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpf die Hand und sprach: „Steh' auf von der Erde! Dir selbst überlassen, wärest du Thier wie andre Thiere; aber durch meine besondre Huld und Liebe gehe aufrecht, und werde der Gott der Thiere.“ Lasset uns bei diesem heiligen Kunstwerk, der Wohlthat, durch die unser Geschlecht ein Menschengeschlecht ward, mit dankbarem Blick verweilen; mit

Verwunderung werden wir sehen, welche neue Organisation von Kräften in der aufrechten Gestalt der Menschheit anfange, und wie allein durch sie der Mensch ein Mensch ward.

Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlands.

Wir haben die Geschichte dieses merkwürdigen Erdstrichs von mehreren Seiten betrachtet, weil sie zur Philosophie der Geschichte gewissermassen ein einziges Datum ist unter allen Völkern der Erde. Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben; sondern sie haben auch ihre Perioden so ganz durchlebt und von den kleinsten Anfängen der Bildung die ganze Laufbahn derselben so vollständig durchschritten, als sonst kein anderes Volk der Geschichte. Entweder sind die Nationen des festen Landes bei den ersten Anfängen der Cultur stehen geblieben und haben solche in Gesetzen und Gebräuchen unnatürlich verewigt; oder sie wurden, ehe sie sich auslebten, eine Beute der Eroberung; die Blume ward abgemähet, ehe sie zum Flor kam. Dagegen genoss Griechenland ganz seiner Zeiten; es bildete an sich aus, was es ausbilden konnte; zu welcher Vollkommenheit ihm abermals das Glück seiner Umstände half. Auf dem festen Lande wäre es gewiss bald die Beute eines Eroberers worden, wie seine asiatischen Brüder; hätten Darius und Xerxes ihre Absichten an ihm erreicht, so wäre keine Zeit des Perikles erschienen. Oder hätte ein Despot über die Griechen geherrschet, er wäre nach dem Geschmack aller Despoten bald selbst ein Eroberer worden und hätte, wie Alexander es that, mit dem Blut seiner Griechen ferne Flüsse gefärbt. Auswärtige Völker wären in ihr Land gemischt, sie in auswärtigen Ländern sieghaft umhergestreuet worden u. s. f. Gegen das alles schützte sie nun ihre mässige Macht, selbst ihr eingeschränkter Handel, der sich nie über die Säulen des Hercules und des Glückes hinaus gewaget. Wie also der Naturlehrer seine Pflanze nur dann vollständig betrachten kann, wenn er sie von ihrem Samen und Keim aus bis zur Blüthe und Abblüthe kennt, so wäre uns die griechische Geschichte eine solche Pflanze; schade nur, dass nach dem gewohnten Gange dieselbe bisher noch lange nicht wie die römische ist bearbeitet worden. Meines Orts ist's jetzo, aus dem, was gesagt worden, einige Gesichtspunkte auszuzeichnen, die aus diesem wichtigen Beitrage für die gesammte Menschengeschichte dem Auge des Betrachters zunächst vorliegen; und da wiederhole ich zuerst den grossen Grundsatz:

Erstlich: Was im Reiche der Menschheit nach dem Umfange gegebener National-, Zeit- und Ortumstände geschehen kann, geschieht in ihm wirklich; Griechenland giebt hiervon die reichsten und schönsten Erweise.

In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmässig finden. Wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden? Setzet Sinesen nach Griechenland, und es wäre unser Griechenland nie entstanden; setzt unsre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte, sie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt: ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprächen sie nicht noch einen Rest ihrer Sprache,

sähet ihr nicht noch Trümmer ihrer Denkart, ihrer Kunst, ihrer Städte, oder wenigstens ihrer alten Flüsse und Berge, so müsstet ihr glauben, das alte Griechenland sei euch als eine Insel der Kalypso oder des Alkinous vorgedichtet worden. Wie nun diese neuern Griechen nur durch die Zeitfolge, in einer gegebenen Reihe von Ursachen und Wirkungen, das worden sind, was sie wurden; nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

So einfach dieser Grundsatz ist, so aufklärend und nützlich wird er in Behandlung der Geschichte der Völker. Jeder Geschichtforscher ist mit mir einig, dass ein nutzloses Anstaunen und Lernen derselben den Namen der Geschichte nicht verdiene; und ist diess, so muss bei jeder ihrer Erscheinungen, wie bei einer Naturbegebenheit, der überlegende Verstand mit seiner ganzen Schärfe wirken. Im Erzählen der Geschichte wird dieser also die grösseste Wahrheit, im Fassen und Beurtheilen den vollständigsten Zusammenhang suchen, und nie eine Sache, die ist oder geschieht, durch eine andere, die nicht ist, zu erklären streben. Mit diesem strengen Grundsatz verschwinden alle Ideale, alle Phantome eines Zauberfeldes; überall sucht man rein zu sehen, was da ist, und sobald man diess sah, fällt meistens auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders, als also sein konnte. Sobald das Gemüth an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es ausser der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte.

Eben dieser Philosophie zufolge werden wir uns also zuerst und vorzüglich hüten, den Thaterscheinungen der Geschichte verborgne einzelne Absichten eines uns unbekannten Entwurfs der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämonen anzudichten, deren Namen man bei Naturerscheinungen auch nur zu nennen sich nicht getraute. Das Schicksal offenbart seine Absichten durch das, was geschieht, und wie es geschiehet; also entwickelt der Betrachter der Geschichte diese Absichten bloss aus dem, was da ist und sich in seinem ganzen Umfange zeiget. Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nicht anders als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? Weil er Philipps Sohn Alexander war und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Thaten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers u. s. f., nichts besseres zu thun wusste. Legten wir seinem raschen Entschluss verborgene Absichten einer höhern Macht und seinen kühnen Thaten eine eigene Glücksgöttin unter, so liefen wir Gefahr, dort seine schwärzesten Unbesonnenheiten zu göttlichen Endzwecken zu machen, hier seinen persönlichen Muth und seine Kriegsklugheit zu schmälern, überall aber der ganzen Begebenheit ihre natürliche Gestalt zu rauben. Wer in der Naturgeschichte den Feenglauben hätte, dass unsichtbare Geister die Rose schminken oder den silbernen Thau in ihren Kelch tröpfeln, wer den Glauben hätte, dass kleine Lichtgeister den Leib des Nachtwurms zu ihrer Hülle nehmen oder auf dem Schweif des Pfauen spielen, der mag ein sinnreicher Dichter sein, nie wird er als Natur- oder als Geschichtforscher glänzen. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte.

Zweitens: Was von einem Volke gilt, gilt auch von der Verbindung mehrerer Völker unter einander: sie stehen zusammen, wie Zeit und Ort sie band; sie wirken auf einander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bewirkte.

Auf die Griechen haben Asiaten und sie auf jene zurückgewirkt. Römer, Gothen, Türken, Christen übermannten sie, und Römer, Gothen, Christen haben von ihnen mancherlei Mittel der Aufklärung erhalten. Wie hängen diese Dinge zusammen? Durch Ort, Zeit und die natürliche Wirkung lebendiger Kräfte. Die Phönicier brachten ihnen Buchstaben; sie hatten aber diese Buchstaben nicht für sie erfunden; sie brachten ihnen solche, weil sie eine Colonie zu ihnen schickten. So war's mit den Hellenen und Aegyptern; so mit den Griechen, da sie gen Baktra zogen; so ist's mit allen Geschenken der Muse, die wir von ihnen erhielten. Homer sang, aber nicht für uns; nur weil er zu uns kam, haben wir ihn und dürfen von ihm lernen. Hätte ihn uns Ein Umstand der Zeitenfolge geraubt, wie so viel andre vortreffliche Werke, wer wollte mit der Absicht eines geheimen Schicksals rechten, wenn er die natürlichen Ursachen seines Unterganges vor sich sieht? Man gehe die verlornen und erhaltenen Schriften, die verschwundenen und übriggebliebenen Werke der Kunst sammt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerstörung durch und wage es, die Regel anzuzeigen, nach welcher in einzelnen Fällen das Schicksal erhielt oder zerstörte. Aristoteles ward in einem Exemplar unter der Erde, andre Schriften als verworfene Pergamente in Kellern und Kisten, der Spötter Aristophanes unter dem Kopfkissen des h. Chrysostomus erhalten, damit dieser aus ihm predigen lernte, und so sind die verworfensten kleinsten Wege gerade diejenigen gewesen, von denen unsre ganze Aufklärung abhing. Nun ist unsre Aufklärung unstreitig ein grosses Ding in der Weltgeschichte: sie hat fast alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herschel die Milchstrassen des Himmels wie Strata auseinander. Und dennoch, von welchen kleinen Umständen hing sie ab, die uns das Glas und einige Bücher brachten! so dass wir ohne diese Kleinigkeiten vielleicht noch wie unsre alten Brüder, die unsterblichen Scythen, mit Weibern und Kindern auf Wagenhäusern führen. Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, dass wir, statt griechischer, mongolische Buchstaben erhalten sollten, so schrieben wir jetzt mongolisch, und die Erde ginge desshalb doch mit ihren Jahren und Jahreszeiten ihren grossen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebet und wirket.

Drittens: Die Cultur eines Volks ist die Blüthe seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret.

Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiss — er muss, was er wissen will, lernen — so lernt ein rohes Volk durch Uebung für sich oder durch Umgang von andern. Nun hat aber jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eigenen Kreis, d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode: die griechische Cultur z. B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor: wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren grössesten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging und seine Redlichkeit hin war.

Aber das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, dass jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebt, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten, noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fordern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinter ihm sind also bloss Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar, jener hatte die Blüthe des epischen Kranzes gepflückt, und wer auf ihn folgte, musste sich mit einzelnen Blättern begnügen. Die griechischen Trauerspieldichter wählten sich also eine andre Laufbahn: sie assen, wie Aeschylus sagt, vom Tisch Homers, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmahl. Auch ihre Periode ging vorüber: die Gegenstände des Trauerspiels erschöpften sich und konnten von den Nachfolgern der grössesten Dichter nur verändert, d. i. in einer schlechteren Form gegeben werden, weil die bessere, die höchstschöne Form des griechischen Drama mit jenen Mustern schon gegeben war. Trotz aller seiner Moral konnte Euripides nicht mehr an Sophokles reichen, geschweige dass er ihn im Wesen seiner Kunst zu übertreffen vermocht hätte, und der kluge Aristophanes wählte daher eine andre Laufbahn. So war's mit allen Gattungen der griechischen Kunst und wird unter allen Völkern also bleiben; ja, dass die Griechen in ihren schönern Zeiten dieses Naturgesetz einsahen und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben machte ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannigfaltig. Als Phidias seinen allmächtigen Jupiter erschaffen hatte, war kein höherer Jupiter möglich: wohl aber konnte das Ideal desselben auch auf andere Götter seines Geschlechts angewandt werden, und so erschuf man jedem Gott seinen Charakter: die ganze Provinz der Kunst ward bepflanzt.

Arm und klein wäre es also, wenn wir unsere Liebe zu irgend einem Gegenstande menschlicher Cultur der allwaltenden Vorsehung als Regel vorzeichnen wollten, um dem Augenblick, in welchem er allein Platz gewinnen konnte, eine unnatürliche Ewigkeit zu geben. Es hiesse diese Bitte nichts anders, als das Wesen der Zeit zu vernichten, und die ganze Natur der Endlichkeit zu zerstören. Unsere Jugend kommt nicht wieder; mithin auch nie die Wirkung unserer Seelenkräfte, wie sie dann und dort war. Eben dass die Blume erschien, zeigt, dass sie verblühen werde: von der Wurzel aus hat sie die Kräfte der Pflanze in sich gesogen, und wenn sie stirbt, stirbt die Pflanze ihr nach. Unglücklich wäre es gewesen, wenn die Zeit, die einen Perikles und Sophokles hervorbrachte, nur Ein Moment länger hätte dauern sollen, als ihr die Kette der Umstände Dauer bestimmte; es war für Athen ein gefährlicher, unerträglicher Zeitpunkt. Eben so eingeschränkt wäre es, wenn die Mythologie Homers in den Gemüthern der Menschen ewig dauern, die Götter der Griechen ewig herrschen, ihre Demosthene ewig donnern sollten u. s. f. Jede Pflanze der Natur muss verblühen; aber die verblühete Pflanze streut ihren Samen weiter, und dadurch erneuet sich die lebendige Schöpfung. Shakspeare war kein Sophokles, Milton kein Homer, Bolingbroke kein Perikles; sie waren aber das in ihrer Art und auf ihrer Stelle, was jene in der ihrigen waren. Jeder strebe also auf seinem Platz zu sein, was er in der Folge der Dinge sein kann; dies soll er auch sein, und ein andres ist für ihn nicht möglich.

Viertens: *Die Gesundheit und Dauer eines Staats beruhet nicht auf dem Punkt seiner höchsten Cultur, sondern auf einem weisen oder glücklichen Gleichgewicht seiner lebendig wirkenden Kräfte. Je tiefer bei diesem lebendigen Streben sein Schwerpunkt liegt, desto fester und dauernder ist er.*

Worauf rechneten jene alten Einrichter der Staaten? Weder auf träge Ruhe, noch auf ein Aeusserstes der Bewegung, wohl aber auf Ordnung und eine richtige Vertheilung der nie schlafenden, immer erweckten Kräfte. Das Principium dieser Weisen war eine der Natur abgelernte echte Menschenweisheit. Jedesmal, da ein Staat auf seine Spitze gestellt ward, gesetzt dass es auch vom glänzendsten Mann, unter dem blendendsten Vorwande geschehen wäre, gerieth er in Gefahr des Unterganges und kam zu seiner vorigen Gestalt nur durch eine glückliche Gewalt wieder. So stand Griechenland gegen die Perser auf einer fürchterlichen Spitze; so strebten Athen, Lacedämon und Theben zuletzt mit äusserster Anstrengung gegen einander, welches dem ganzen Griechenland den Verlust der Freiheit zuzog. Gleichergestalt stellte Alexander mit seinen glänzenden Siegen das ganze Gebäude seines Staats auf eine Kegelspitze; er starb, der Kegel fiel und zerschellte. Wie gefährlich Alcibiades und Perikles für Athen gewesen, beweist ihre Geschichte; ob es gleich ebenso wahr ist, dass Zeitpunkte dieser Art, zumal wenn sie bald und glücklich ausgehen, seltene Wirkungen zum Vorschein bringen und unglaubliche Kräfte regen. Alles Glänzende Griechenlands ist durch die rege Wirksamkeit vieler Staaten und lebendiger Kräfte, alles Dauernde und Gesunde seines Geschmacks und seiner Verfassung dagegen ist nur durch ein weises, glückliches Gleichgewicht seiner strebenden Kräfte bewirkt worden. Jedesmal war das Glück seiner Einrichtungen um so dauernder und edler, je mehr es sich auf Humanität, d. i. auf Vernunft und Billigkeit stützte. Hier nun böte sich uns ein weites Feld der Betrachtungen über die Verfassung Griechenlands dar, was es mit seinen Erfindungen und Anstalten sowohl für die Glückseligkeit seiner Bürger, als für die gesammte Menschheit geleistet habe. Hierzu aber ist's noch zu früh. Wir müssen erst mehrere Zeitverbindungen und Völker durchschauen, ehe wir hierüber zu sichern Resultaten schreiten.

XXXII. Johann Wolfgang Göthe.

Johann Wolfgang Göthe, geboren 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., durch die Erziehung seines pedantisch ernsten Vaters (kaiserl. Rath) und seiner heiteren, glücklich begabten Mutter (geborene Textor) ohne öffentlichen Schulunterricht vorgebildet, schon als Knabe äusserst lebhaft, empfänglich und anregend, voll Verstand und Drang für poetische Gestaltung, begann 1765 auf der Universität zu Leipzig das Studium der Rechte. Auch hier der Schulmethode abhold, gab er sich dem Leben und der Dichtung hin (Zuhörer Gellert's), kehrte 1768, körperlich leidend, nach Frankfurt zurück und lebte dann 1770—1771 in Strassburg, getheilt zwischen ferneren juristischen Studien (6. August 1771 Dr. jur.), der Kunst (Herder) und heitrem Lebensgenuss (die Familie Brion in Sesenheim). Voll der mannichfachsten Anregungen — Homer, Ossian, Shakspeare — begab er sich nach kurzem abermaligen Aufenthalt zu Frankfurt im März 1772 nach Wetzlar, um als Rechtspraktikant am Reichskammergericht zu arbeiten. Hier entstand das Schauspiel „Götz von Berlichingen", zugleich

auch der Anlass zu dem Roman „Werther“ (Charl. Buff und Joh. Chr. Kestner), welcher ihn schon im Herbst nach Frankfurt zurücktrieb. Neben literarischen Arbeiten, Recensionen, Satiren („Götter, Helden u. Wieland“) arbeitete er hier den Werther aus, begann den Faust, die Tragödie seines Lebens, schrieb den Clavigo und machte Ausflüge an den Niederrhein; auch andere Stoffe beschäftigten ihn, Mahomet, der ewige Jude, Prometheus. Ein Besuch Knebel's mit den weimarischen Prinzen Karl August und Constantin veranlasste seine Berufung an den Hof des ersteren (18jährigen Herzogs) nach Weimar, wo er nach einer Schweizerreise mit den beiden Grafen Stolberg am 7. November 1775 eintraf. Bald wurde er des Herzogs vertrauter Freund und die Seele des Hofes; 1776 zum geheimen Legationsrath ernannt, fand er reiche Thätigkeit amtlicher, geselliger und dichterischer Art, aber trotz des Verkehrs mit Wieland und Herder und der vertrauten Freundschaft mit der Frau v. Stein keine Befriedigung. Er begann neben dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre auch den Egmont, die Iphigenie (1779), den Tasso (1780), die aber durch Geschäfte, Hoffeste, sowie naturwissenschaftliche Studien beeinträchtigt und nur zum Theil in Prosa fertig wurden. Inzwischen war er Minister (Geh. Rath) geworden und geadelt; 1779 bereiste er mit dem Herzog die Schweiz.

Um sich als Dichter wiederzufinden, unternahm er 1786, gleichsam flüchtend, eine Reise nach Italien, besuchte Venedig, Rom auf 4 Monate (Iphigenie vollendet), Neapel, Palermo, verweilte auf der Rückreise wieder 10 Monate in Rom (Egmont vollendet) und kehrte Mitte 1788 nach Weimar zurück, wo 1789 auch Tasso erschien. Von amtlichen Pflichten frei, lebte er zurückgezogen (Chr. Vulpius) und lernte zwar bald Schiller kennen, trat aber erst nach der „Campagne in Frankreich 1792“ mit ihm in näheren, immer innigeren und fruchtbareren Verkehr, seit 1794. Nach dem Fragment Faust 1790 und der Uebersetzung des Reineke Fuchs 1793 erschienen 1797 die Xenien (mit Schiller), Hermann und Dorothea und verschiedene Balladen, nach schwerer Krankheit 1801 Eugenie (die natürliche Tochter); daneben beschäftigten ihn Farbenlehre und Morphologie der Pflanze. — Nach Schiller's Tode 1805 fühlte er sich vereinsamt und schloss sich immer mehr ab; seine Heirath 19. Octbr. 1806 besserte seine Häuslichkeit. 1808 erschien der erste Theil des Faust vollständig, 1809 die Wahlverwandtschaften, 1811 des Dichters Selbstbiographie, Dichtung und Wahrheit, 1816—17 die Italiänische Reise, und erst nach seinem Tode — 22. März 1832 — der mehr allegorische zweite Theil des Faust.

Ausgabe seiner Werke in 40 Bänden 1831 und vollständiger 1840 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen; in 30 Bänden daselbst 1850. — Briefwechsel mit Knebel 1774—1832 in 2 Bänden, 1851; mit Karl August 1775—1828, in 2 Bänden, 1863; mit Schiller 1794—1805, in 3 Bänden, 1828; mit Zelter (Musikdirektor in Berlin) 1796—1832, 6 Bde., 1833; an Frau v. Stein 1776—1828, 3 Bände, 1848. — Leben von Viehoff, 4 Bände, 1854; von Lewes, 2 Bände, 1857.

1. Gedichte.

Zueignung (1787).

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Dass ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;

Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt, mich zu erquicken.
Und wie ich stieg, zog von dem Fluss der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfliessen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr geniessen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.
Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel liess sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruss zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.
Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn;
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin.
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.
Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloss;
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goss?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloss.
Sah ich dich nicht mit heissen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?
Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt:
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heissen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben.
Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heisst dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,

Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muss mein Glück nur mit mir selbst geniessen,
Dein holdes Licht verdecken und verschliessen.
Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!
Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut;
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?
Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.
Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn fasste, liess er sich ergreifen,
Er liess sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten;
Er floss um sie und schwoll in tausend Falten.
Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiss, was Gutes in dir lebt und glimmt;
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!

Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft;
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.
So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt:
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Gefunden (1813).

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Aeuglein schön.
Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?
Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus
Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Nähe des Geliebten (1795).

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.
Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.
Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.
Ich bin bei dir; du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne
O, wärst du da!

Meeresstille. (1796).

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreissen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer,
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

Mailied (1775).

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,
Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!
O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!
Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.
O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!
So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,
Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth
Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Auf dem See (1775).

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.
Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.
Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Trost in Thränen (1804).

Wie kommt's, dass du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiss, du hast geweint.
„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fliessen gar so süss,
Erleichtern mir das Herz.“
Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.
„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“
So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.
„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blickt so schön,
Wie droben jener Stern.“
Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.
„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen lasst die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Wanderers Nachtlied (1776).

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süsser Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

Ein gleiches (1783).

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde,
Ruhest du auch.

An den Mond (1778).

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.
Fliesse, fliesse, lieber Fluss!
Nimmer werd' ich froh;

So verrauschte Scherz und Kuss,
Und die Treue so.
Ich besass es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!
Rausche, Fluss, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,
Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschliesst,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem geniesst,

Was, von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Gesang der Geister über den Wassern (1789).

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Prometheus (1774).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n:
Musst mir meine Erde
Doch lassen steh'n,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.
Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wusste, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge

Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu geniessen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Das Göttliche (1782).

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.
Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne,
Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Fasst bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, eh'rnen,
Grossen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Grossen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

2. Prosa.

(Aus „Dichtung und Wahrheit".)

Der Königs-Lieutenant.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den älteren Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Thürmer des Hauptthurms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, dass grössere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in grösseren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, dass sie nur in kleinen Partien durchmarschirten; diese aber vergrösserten sich nach und nach, ohne dass man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Colonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Constablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Commando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerstand musste sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Strassen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmässige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemanden konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen, und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür Preis geben sollte; er, ohnehin preussisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen: es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Französisch sprach und im Leben sich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königslieutenant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange hagere ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für die Hausbewohner günstig. Man sprach

von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergrosse Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, dass die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, dass er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von Seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er liess geschehen, was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Ausserordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Officiere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdiess täglich offne Tafel hielt: so gab es in dem mässig grossen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemässigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdriesslichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden aber sehr ernsten und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, der Bürger von Frankfurt war und gut Französisch sprach, sich in alles zu schicken wusste und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spass trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie, und was sich alles sonst noch sagen liess, zu bedenken gegeben; sodass der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den grössten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besass einige Kenntnisse des Italiänischen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; sie entschloss sich daher, sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüssigten Augenblick schenkte (denn er wohnte gerade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum besten gerieth. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniss, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen, was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war auf's strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit muss ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, dass die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoss, weil es ihr unmöglich vorkam, dass der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne.

Ausser diesen Leckereien, die wir doch allmälig ganz gut geniessen und vertragen lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermassen entbunden zu sein. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens stellte man ihm vor, dass die Gegenwart eines solchen Mannes im Hause unter den gegebenen Umständen eine wahre Wohlthat sei, dass ein ewiger Wechsel, es sei nun von Offizieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige schien ihm so unerträglich, dass ihn sein Unmuth ein Schlimmeres, das folgen könnte, nicht gewahr werden liess.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und anderen öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Strassen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthür von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königs-Lieutenants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besonderen Reiz, dass er einen eigenen Werth darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht: die Art, wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er schien sich den Herzog von Ossuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, dass der Dolmetscher nicht eine oder die andere solche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen, ohne im Gedächtniss ein besonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war sich selbst seiner Eigenheiten auf's deutlichste bewusst, und weil er gewisse Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon nennen soll, überfiel, so zog er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen verlängerten, in sein Zimmer zurück, sah niemanden als seinen Kammerdiener und war selbst n dringenden Fällen nicht zu bewegen, dass er Audienz gegeben hätte.

Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines Kammerdieners Saint Jean, eines kleinen hageren Mannes von munterer Gutmüthigkeit, konnte man schliessen, dass er in früheren Jahren, von solcher Stimmung überwältigt, grosses Unglück angerichtet und sich nun vor ähnlichen Abwegen bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle zu hüten ernstlich vornehme.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserem Hause verschaffte uns den Vortheil, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen und besonders die ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Gallerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehen. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen leutseligen Herrn, am deutlichsten aber des Marschalls von Broglio als eines jüngern, nicht grossen aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, dass von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliirten seien im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die grösste Vorstellung, und seit der Schlacht von Rossbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das grösste Vertrauen, und alle preussisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzusehen, dass ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem grossen Ungemach vertauscht werden könne: denn es zeigte sich nur zu deutlich, dass man dem Herzog nicht entgegen gehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, liess durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt, sie solle ganz ruhig sein, es sei nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, dass sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das anderemal an Geberden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759 der Charfreitag heran. Eine grosse Stille verkündete den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Massen-

feuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Geberden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauenkloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brod, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessirte und gefangene Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand des Mitleid keine Grenzen, und es schien, als wollte jeder sich von allem entblössen, was er nur bewegliches besass, um seinen bedrängten Landsleuten beizustehen.

Die Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, dass diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, dass die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müsste. Erst begab er sich in seinen Garten, vor dem Friedberger Thore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Haide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Trossknechte ansichtig ward, die sich den Spass machten, nach den Grenzsteinen zu schiessen, so dass dem neugierigen Wanderer das abprallende Blei um den Kopf saus'te. Er hielt es desshalb doch für gerathener zurückzugehen und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuers hätte klar machen sollen, dass alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmuth, gerieth er bei'm Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er liess den Vorüberziehenden mancherlei Spenden reichen; aber nur die Deutschen sollten sie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schicksal Freunde und Feinde zusammenaufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wort gebaut und desshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung, wir schmeichelten ihm, was wir konnten; wir baten ihn, etwas Speise zu sich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unsere Liebkosungen und jeden Genuss und begab sich auf sein Zimmer. Unsre Freude war indessen nicht gestört; die Sache war entschieden; der Königslieutenant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück, seine Gegenwart zu Hause war nöthiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, küssten seine Hände und bezeugten ihm unsre Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!" sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um euretwillen vergnügt, liebe Kinder!" Er befahl sogleich, uns Zuckerwerk, süssen Wein, überhaupt das Beste zu reichen und ging auf sein Zimmer, schon von einer grossen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köstliche Collation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbei zu rufen; sie aber, klüger als wir, wusste wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben sein würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrod zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt

er nie, auch nicht in den äussersten Fällen; und nachdem man die süssen Gaben bei Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich liess er sich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durch's ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater musste, indem er herabstieg, unmittlebar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, dass der Graf sich entschloss, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dies geschah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüsste ihn und sagte: „Ihr werdet uns und euch Glück wünschen, dass diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ — „Keinesweges!“ versetzte mein Vater mit Ingrimm; „ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieses sollt ihr büssen!“ rief er: „Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefügt haben!“

Der Vater war indessen gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher und fing an zu essen. Wir freuten uns darüber und wussten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten grosse Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süssigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät, und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königs-Lieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wussten wohl, das ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wusste der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verliess, auf's lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so gross, dass eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, dass sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der grossen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innere Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken liess, als dass er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu gute that, oft genug wiederholt, so dass ich sie aus dem Gedächtniss wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt, das Cabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung, die höchst verpönt war. „Was wollt Ihr?“ rief ihm der Graf zornig entgegen: „Hinaus mit Euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten, als Saint Jean.“

„So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean,“ versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine grosse Einbildungskraft. Seiner zwei machen noch nicht einen, wie ihr seid. Entfernt Euch!“

„Herr Graf, Ihr habt eine grosse Gabe vom Himmel empfangen und an die appellire ich."

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, dass es Euch gelingen werde."

„Ihr habt die grosse Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns die Gesinnungen anderer anzuhören."

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiss nur zu gut, dass man uns hier nicht liebt, dass uns diese Bürger scheel ansehn!"

„Nicht alle!"

„Sehr viele! Was! Diese Städter, Reichsstädter wollen sie sein? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft; wenn er glücklicherweise getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vortheil verwenden: so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Theil sie trifft, dass der Reichsfeind gedemüthigt werde."

„Freilich kennt Ihr diese Gesinnung schon lange und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den Ihr ja selbst als einen ausserordentlichen Mann schätzt, wenige nur, Ihr wisst es!"

„Ja wohl, zu lange habe ich es gewusst und geduldet, sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen in's Gesicht zu sagen. Es mögen sein, so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem kühnsten Repräsentanten gestraft werden und sich merken, was sie zu erwarten haben."

„Nur Aufschub, Herr Graf!"

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren."

„Nur einen kurzen Aufschub!"

„Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll Euch nicht gelingen."

„Weder verleiten will ich Euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; Euer Entschluss ist gerecht; er geziemt dem Franzosen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, dass Ihr auch der Graf Thorane seid."

„Der hat hier nicht mitzusprechen."

„Man sollte den braven Mann doch auch hören."

„Nun, was würde er denn sagen?"

„Herr Königslieutenant! würde er sagen: Ihr habt so lange mit so vielen dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königslieutenant, und jedermann wird Euch deswegen loben und preisen."

„Ihr wisst, dass ich Eure Possen manchmal leiden kann, aber missbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblicke, was würde ihr Schicksal sein? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt ihr, dass der Feind die Hände in den Schooss gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden, wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermale-

deite Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe, meine Landkarten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen."

„Wie viele haben das gethan!"

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Officieren mit Ehren und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt dessen verdirbt mir der Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!"

„Es ist ein Parteigeist; aber Ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie Euch Recht geben, dennoch finden, dass Ihr zu hart verfahren seid."

„Ich habe Euch schon zu lange angehört; macht, dass Ihr fortkommt!"

„So hört nur noch dieses! Bedenkt, dass es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu sein; aber die Hausfrau ist allen Euren Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich kann wohl sagen, eine Bombe, die in's Haus gefallen wäre, würde nicht grössere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch so oft über Eure Fassung bewundert, Herr Graf; gebt mir diesmal Gelegenheit, Euch anzubeten. Ein Krieger ist ehrwürdig, der sich selbst in Feindes Haus als einen Gastfreund betrachtet; hier ist kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!"

„Das müsste wunderlich zugehen," versetzte der Graf mit einem Lächeln.

„Nur ganz natürlich, erwiderte der Dolmetscher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füssen geschickt: denn ich weiss, dass Euch solche Scenen verdriesslich sind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie Euch danken; ich will sie Euch schildern, wie sie sich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von Eurer Grossmuth an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Fremden ihr Interesse für Euch einzuflössen wissen: eine Handlung dieser Art kann nicht untergehen!"

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das ist meine Sorge. Wir haben schon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und lasst Euch von den Undankbaren danken, die ich verschone!"

Der Dolmetsch, durch diesen unerwartet glücklichen Ausgang überrascht und bewegt, konnte sich der Thränen nicht enthalten und wollte dem Grafen die Hände küssen; der Graf wies ihn ab und sagte streng und ernst: „Ihr wisst, dass ich dergleichen nicht leiden kann!" Und mit diesen Worten trat er auf den Vorsaal, um die andringenden Geschäfte zu besorgen und das Begehren so vieler wartenden Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und

wir feierten den andern Morgen bei den Ueberbleibseln der gestrigen Zuckergeschenke das Vorübergehen eines Uebels, dessen Androhen wir glücklich verschlafen hatten.

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben niemals variirt. Genug, dieser Tag dünkte ihm, so wie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens.

Die Weimarischen Prinzen.

Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muss denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, dass der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, dass sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, dass in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich aufseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein.“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein productives Talent. Es verliess mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmässige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Theil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit: aber auch Abends, ja tief in der Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, dass sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, dass sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breiteren Verhältniss stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen musste. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschliessen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstiess.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Missverhältniss dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuern Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmässig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Composition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlasst, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewusst in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riss war so gewaltsam, dass wir darüber bei eintretenden Zufälligkeiten einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren.

Ob man nun wohl, wie auch geschehen, bei diesem Gegenstande philosophische, ja religiöse Betrachtungen anstellen kann, so gehört er doch ganz eigentlich der Poesie. Die Titanen sind die Folie des Polytheïsmus, so wie man als Folie des Monotheïsmus den Teufel betrachten kann; doch ist dieser, so wie der einzige Gott, dem er entgegensteht, keine poetische Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Wesens zu zerstören sucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trutz höherer Wesen, zu schaffen und zu bilden vermag. Auch ist es ein schöner, der Poesie zusagender Gedanke, die Menschen nicht durch den obersten Weltbeherrscher, sondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu lassen, die aber doch als Abkömmling der ältesten Dynastie hierzu würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet.

Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die kühneren jenes Geschlechts, Tantalus, Ixion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie, ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuren Opposition im Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam miteinander. Ich zeichnete die Portraits meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weisser und schwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder mir vorlesen liess, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Arbeit umsonst geben. Das Unzulängliche dieses Abbildens jedoch fühlend, griff ich

wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir besser zu Gebote standen. Wie munter, froh und rasch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend, im Augenblicke des Entstehens sowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten. Als ich nun einst in dieser Epoche und so beschäftigt bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer sass, dem wenigstens der Schein einer Künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdiess auch die Wände, mit halbfertigen Arbeiten besteckt und behangen, das Vorurtheil einer grossen Thätigkeit gaben, so trat ein wohlgebildeter schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüsste. An seinem freien anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir einen Namen von Knebel, und aus seiner kurzen Eröffnung vernahm ich, dass er im preussischen Dienste bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam mit den dortigen Literatoren und der deutschen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniss angeknüpft habe. An Ramlern hatte er sich vorzüglich gehalten und dessen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit allem bekannt, was Götz geschrieben, der unter den Deutschen damals noch keinen Namen hatte. Durch seine Veranstaltung war die „Mädcheninsel“ dieses Dichters in Potsdam abgedruckt worden und sogar dem König in die Hände gekommen, welcher sich günstig darüber geäussert haben soll.

Kaum hatten wir diese allgemein deutschen literarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, dass er gegenwärtig in Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Constantin zum Begleiter bestimmt sei. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen: denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Amalia zur Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, dass Wieland in vorzüglicher Gunst stehe; wie denn auch der deutsche Mercur, der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der besten deutschen Theater war dort eingerichtet und berühmt durch Schauspieler sowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Schlossbrand, der im Mai desselben Jahres sich ereignet hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war so gross, dass jedermann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch dessen ungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun, gleichsam als ein alter Bekannter, nach diesen Personen und Gegenständen erkundigte und den Wunsch äusserte, mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu sein, so versetzte der Ankömmling gar freundlich: es sei nichts leichter als dieses, denn so eben lange der Erbprinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Constantin, in Frankfurt an, welche mich zu sprechen und zu kennen wünschten. Ich zeigte sogleich die grösste Bereitwilligkeit ihnen aufzuwarten, und der neue Freund versetzte, dass ich damit nicht säumen solle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hiezu anzuschicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die über seine An-

kunft und Botschaft höchst verwundert, mit ihm sich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demselben zu den jungen Fürsten, die mich sehr frei und freundlich empfingen, so wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu sehen schien. Ob es nun gleich an literarischer Unterhaltung nicht fehlte, so machte doch ein Zufall die beste Einleitung, dass sie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Mösers patriotische Phantasien und zwar der erste Theil, frisch geheftet und unaufgeschnitten, auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlass zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Mösers Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muss einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserischen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchsterwünscht zu Ausbreitung der Cultur im Einzelnen nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehen; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniss zu dem ganzen Reiche zu schildern wusste, und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sei, gar deutlich auseinander setzte; so durfte nur jeder Staatsverweser, an seinem Ort, auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen auf's beste kennen zu lernen und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam manches auf's Tapet, was den Unterschied der Ober- und Niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowohl die Naturproducte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und nach der Regierungsform und der Religion bald auf die eine, bald auf die andere Weise gelenkt hatten. Man versuchte die Unterschiede von beiden etwas genauer herauszusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sei, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelnheiten, sondern die Methode betrachtet, nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchst erspriesslich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil, als ich vielleicht verdiente. Denn anstatt dass ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hatte, so schien ich vielmehr in Mösern solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam zufällig nützen können. Bei diesen Gesprächen ging es nun wie bei den Märchen der tausend und einen Nacht: es schob sich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne dass man es hätte verfolgen können, und so ward, weil der Aufenthalt

der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, mir das Versprechen abgenommen, dass ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen sollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

(Aus der „Italiänischen Reise".)

Verona, den 14. September 1786.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malsesine am Garda-See trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloss, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich ist. Im Schlosshofe setzte ich mich dem alten, auf und in den Felsen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei, vier Stufen erhöhten verschlossenen Thüre im Thürgewände ein verziertes steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich sass nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so dass sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, dass mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich liess mich aber nicht stören und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, dass ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malsesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sei dies nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner Venetianischer Sprache sagte, so dass ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiederte ich ihm, dass ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer Italiänischer Gelassenheit mein Blatt, zerriss es, liess es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnte ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sei nicht recht! man solle den Podesta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publicum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern und, was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt. Dies versetzte mich in die heiterste Stimmung, so dass, als der Podesta mit seinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüsste und auf seine Frage: warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiederte: dass ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz, auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sei, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, dass sie wüssten, wie viele Reisende nur um

der Ruinen willen nach Italien zögen, dass Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, dass nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann, von etwa dreissig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sei ein weltberühmtes Römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sei nichts Merkwürdiges, als dass es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem Oestreichischen Kaiserstaate bezeichne und desshalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, dass nicht allein Griechische und Römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, dass sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele malerische Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicher Weise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, dass mein guter Muth sich vermehrte und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sei ein unruhiger Herr, der gewiss gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter sein, um die Gränzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu sein, welche zwar an Macht und Grösse dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiss bis zu euch gekommen ist.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübsche junge Frau, da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; lasst den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes Italiänisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich, dass er bei Bolongaro in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen Italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, z. B. dass der Herr Alessina im Jahre 1774 seine goldene Hochzeit gefeiert, dass darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, dass die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne Brentano sei. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wusste ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheirathet worden und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über alles gegeben, um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialect übersetzen musste.

Zuletzt sagte er: „Herr Podesta, ich bin überzeugt, dass dieses ein braver kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Malsesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu sein.“ Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniss, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malsesine's erst recht an's Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sei. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemale, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen. „Dankt mir nicht,“ versetzte der brave Mann, „mir seid ihr nichts schuldig. Verstünde der Podesta sein Handwerk und wäre der Actuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt und Ihr wart schon befreit, ehe unsere Unterredung zu Ende war.“

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohl gelegen war. Uns begleitete sein funfzehnjähriger

Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen musste, indessen der Alte die reifsten Weintrauben aussuchte.

Zwischen diesen beiden weltfremden, wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteste, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist, dass er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft geniessen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloss aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf seine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Auf der See, Dienstag den 15. Mai 1787.

Meine Hoffnung, diesmal schneller nach Neapel zu gelangen oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuss eines so mannigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle liessen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weisslichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne dass man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelsbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich däucht, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff in verschiedenen Richtungen fortstreichend nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrne Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steurer verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war gross, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weissen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, dass Misstrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weisse Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weissen Taschentüchern begrüssen und dadurch wechselseitig ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange

befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruss des Hauptmanns, welcher verlangte, dass ich essen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wusste mich zu erheitern, indem er nicht wie auf der Corvette über die vortreffliche Kost triumphirend meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr diesmal glücklich pries, dass ich keinen Appetit habe.

Mittwoch, den 16. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne dass wir unsern Wünschen gemäss in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdriesslich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein, denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstossenden Gebirgen vor unsern Augen, indess die Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so dass wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, dass alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt, dass ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letztenmal anzustrengen; er liess sich bereden, und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückliess, dass bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben so begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke so wie auch der Wolkenstreif je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, dass uns ein grosses Unheil bedrohe; doch liess uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewissheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und dem Steuermanne bittere Vorwürfe, dass über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, dass bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei.

Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos. Wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuss breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden liess, so bemerkten wir doch, dass das Schiff schwankend und schwippend sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und in's Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hülfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manövres beobachtet. Nun hiess er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die ohne Kenntniss der Schiffkunst sich aus blossem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewusst und nun durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdriesslicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr eben so viel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malsesine. Ich stellte ihnen vor, dass gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so dass sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch selbst zurück, und dann wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, dass er für euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.

Diese Worte thaten die beste Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich schon früher über sittliche und geistliche Gegenstände unterhalten hatte, rief aus: *Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé!* und wirklich fingen sie, da sie ohnehin schon auf den Knien lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunst leidenschaftlich zu beten an. Sie konnten dies mit desto grösserer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel versuchten, das wenigstens in die Augen fallend war: sie liessen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, und befestigten es

durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, dass sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiff geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechselten ab, und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrien: da unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viele unverständliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen sich so drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu grossen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äussersten käme, damit von den Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen und alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluss auf, hinunter in die Cajüte zu steigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich-sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüsste ich nicht zu sagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltsames Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, dass es die grossen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte; diess gab mir Hoffnung, dass man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter und kündigte mir an, dass man gerettet sei: der gelindeste Windshauch habe sich erhoben; in dem Augenblick sei man bemüht gewesen die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen und obgleich noch nicht völlig ausser der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war; so dass ich also auf einer längern Seereise wahrscheinlich mit einer dreitägigen Unpässlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, dass wir hoffen konnten, in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald liessen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen

nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilippo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüssten, auf ihre Frage: wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: *anche questa è una città!* — Auch dieses ist eine Stadt!

(Aus „Wilhelm Meister".)

Wie sehr irrst du, lieber Freund, wenn du glaubst, dass ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muss, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muss ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muss auch von aussen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuss der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als dass sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, dass der Genuss sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, dass das Gewünschte zu spät kommt und dass alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen lässt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Missverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über grossen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, dass er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter steige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meierhof durch sein Bellen sichern?

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menschen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären

und, ohne dass sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuss zubringen könnten! Wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und sich vor dem Froste zu sichern!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von aussen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süssen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloss, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, dass ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuss so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

3. Briefe.

An Schiller.

Frankfurt, den 22. August 1797.

Ihr reiches und schönes Paketchen hat mich noch zur rechten Zeit erreicht. In einigen Tagen gedenke ich wegzugehen und kann Ihnen über diese Sendung noch von hier aus einige Worte sagen.

Der Almanach nimmt sich schon recht stattlich aus, besonders wenn man weiss, was noch zurück ist. Die erzählenden Gedichte geben ihm einen eigenen Charakter.

Die Kraniche des Ibykus finde ich sehr gut gerathen; der Uebergang zum Theater ist sehr schön und das Chor der Eumeniden am rechten Platze. Da diese Wendung einmal erfunden ist, so kann nun die ganze Fabel nicht ohne dieselbe bestehen, und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken möchte, dieses Chor gleichfalls aufnehmen müssen.

Nun noch einige Bemerkungen: 1) Der Kraniche sollten, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomene und stellen sich so neben die Sonne und andere regelmässige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem es nicht eben dieselben zu sein brauchen; es ist vielleicht nur eine Abtheilung des grossen wandernden Heeres und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geschichte. 2) Dann würde ich nach dem 14ten Verse, wo die Erinnyen sich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die Gemüthsstimmung

des Volks, in welche der Inhalt des Chors sie versetzt, darzustellen, und von den ernsten Betrachtungen der Guten zu der gleichzeitigen Zerstreuung der Ruchlosen übergehen und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreise der Nachbarn vernehmlich seine gaffende Bemerkung ausrufen lassen. Daraus entständen zwischen ihm und den nächsten Zuschauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerksam u. s. w. Auf diesem Weg, so wie durch den Zug der Kraniche, würde alles ganz in's Natürliche gespielt und nach meiner Empfindung die Wirkung erhöht, da jetzt der 15te Vers zu laut und bedeutend anfängt und man fast etwas anderes erwartet. Wenn Sie hie und da an den Reim noch einige Sorgfalt wenden, so wird das Uebrige leicht gethan sein, und ich wünsche Ihnen auch zu dieser wohlgerathenen Arbeit Glück.

Ueber den eigentlichen Zustand eines aufmerksamen Reisenden habe ich eigene Erfahrungen gemacht und eingesehen, worin sehr oft der Fehler der Reisebeschreibungen liegt. Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft und das Urtheil ist in gewissem Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einfüge; ich spreche sodann von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, in wie fern ich gut unterrichtet bin, und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohl unterrichteter Menschen übereintrifft. Ich nehme sodann die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeussern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine grosse Masse zusammenbringen.

Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert.

Bei allem dem läugne ich nicht, dass mich mehrmals eine Sehnsucht nach dem Saalgrunde wieder anwandelt, und würde ich heute dahin versetzt, so würde ich gleich ohne irgend einen Rückblick etwa meinen Faust oder sonst ein poetisches Werk anfangen können.

An Wallenstein denken Sie wohl gegenwärtig, da der Almanach besorgt sein will, wenig oder gar nicht? Lassen Sie mich doch davon, wenn Sie weiter vorwärts rücken, auch etwas vernehmen.

Das hiesige Theater ist in einem gewissen Sinne nicht übel, aber viel zu schwach besetzt; es hat freilich vor einem Jahre einen gar zu harten Stoss erlitten; ich wüsste wirklich nicht, was für ein Stück von Werth und Würde man jetzt hier leidlich geben könnte.

Frankfurt, den 23. August 1797.

Zu dem, was ich gestern über die Ballade gesagt, muss ich heute etwas zu mehrerer Deutlichkeit hinzufügen. Ich wünschte, da Ihnen die Mitte so sehr gelungen, dass Sie auch noch an die Exposition einige Verse wendeten, da das Gedicht ohnehin nicht lang ist. Meo voto würden die Kraniche schon von dem

wandernden Ibykus erblickt; sich, als Reisenden, vergliche er mit den reisenden Vögeln, sich, als Gast, mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung und riefe alsdann unter den Händen der Mörder die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten, als Zeugen an. Ja, wenn man es vortheilhaft fände, so könnte er diese Züge schon bei der Schifffahrt gesehen haben. Sie sehen, was ich gestern schon sagte, dass es mir darum zu thun ist, aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches sich wieder mit dem langen verstrickenden Faden der Eumeniden nach meiner Vorstellung gut verbinden würde. Was den Schluss betrifft, habe ich gestern schon meine Meinung gesagt. Uebrigens hatte ich in meiner Anlage nichts weiter, was Sie in Ihrem Gedicht brauchen können.

Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen; er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit, offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so dass er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte. Hauptmann Steigentesch werde ich wohl nicht sehen; er geht hier ab und zu, meine Anfrage hat ihn einigemal verfehlt, und ein Billet, das ich das letztemal für ihn zurückliess, findet er vielleicht erst nach meiner Abreise. Grüssen Sie Ihre liebe Frau und unsere dichterischen Freundinnen. Ich habe immer noch gehofft, Ihnen noch etwas zum Musenalmanach zu schicken; vielleicht ist die schwäbische Luft ergiebiger. Eigentlich gehe ich von hier aus erst in die Fremde und erwarte nun desto sehnlicher einen Brief von Ihnen bei Cotta. G.

An Zelter.

Weimar, den 28. Februar 1811.

Von dem berühmten ersten Secretair der Londoner Societät, Oldenburg, habe ich gelesen, dass er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor sich gestellt, alsdann aber auch, sogleich nach dem ersten Lesen, seine Antwort aufgesetzt. So habe er eine ungeheure Correspondenz mit Bequemlichkeit bestritten. Hätte ich diese Tugend nachahmen können, so würden sich nicht so viele Menschen über mein Stillschweigen zu beschweren haben. Diesmal aber erregt Ihr lieber angekommner Brief mir eine solche Lust, zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unseres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, dass wo nicht gleich beim ersten Lesen, doch wenigstens beim Erwachen des nächsten Morgens diese Zeilen an Sie gerichtet werden.

Zuvörderst also bedaure ich Sie, dass Sie schreiben müssen, da wo Sie thun und wirken sollten. Die Geschäfte haben sich überall, besonders aber bei Euch, seit langer Zeit ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute bedenken nicht, dass Acten, vom lateinischen acta hergeleitet, so viel heisst als Gethanes, und dass also darin keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man thun werde oder wolle. Wenn es mir noch manchmal Spass macht, ein Fascikel selbst zu heften, so ist es nur im Gange einer Sache, die zu ihrem Ende hineilt.

Dass die gute Pandora etwas zaudern würde, wenn sie wieder nach Hause käme, glaubte ich vorauszusehen. Das Leben in Töplitz war zu dieser Arbeit

gar zu günstig, und Ihr Sinnen und Trachten darauf so anhaltend und aus dem Ganzen, dass eine Unterbrechung nothwendig auch eine Pause hervorbringen musste. Doch lassen Sie es nur gut sein; es ist schon so viel daran gethan, dass das Uebrige bei gelegener Zeit wohl von selbst hervortreten wird.

Dass Sie ablehnen, die Musik zum Faust zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Behandlung des standhaften Prinzen gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muss. Genanntes Stück ist freilich über alle Erwartung gut ausgefallen, und es hat mir und andern viel Vergnügen gemacht. Es will schon etwas heissen, ein beinahe zweihundert Jahr altes, für einen ganz andern Himmelsstrich, für ein Volk von ganz andern Sitten, Religion und Cultur geschriebenes Werk wieder so hervorzuzaubern, dass es wie frisch und neu einem Zuschauer entgegenkomme. Denn nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende, als auf der Bühne.

Was meine Werke betrifft, sollen Sie vor allen Dingen den dreizehnten Band erhalten, Velin und ordinair. Sie haben sehr wohl gethan, die Wurst an die Speckseite zu wenden. Ein anderes Exemplar für Sie wird sich schon finden.

Es ist sehr hübsch von Ihnen, dass Sie die Farbenlehre nicht ausser Acht lassen, und dass sie solche in kleinen Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung thun. Ich weiss recht gut, dass meine Art, die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, dass Jedermann die Vortheile sogleich gewahr werden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Leute und sind so weit entfernt, auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, dass man ihnen ihren Dünkel nachsehen muss. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabei benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Uebrigens wird mir bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiss, dass diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äusserst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: *J'ai toujours remarqué que la géométrie laisse l'esprit où elle le trouve.* — Auch hat schon Franklin eine besondere Aversion gegen die Mathematiker in Absicht auf geselligen Umgang klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Falle der alten Preussen im October 1806. Die glaubten noch taktisch zu siegen, da sie strategisch schon lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, dass ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhayn herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Grossthun, ich schäme mich dessen so wenig, als die Herren sich ihres Kleinthuns.

Mit Kügelgen geht es mir recht wunderlich, wie es mir mit mehrern ergangen ist. Ich dachte ihm das Freundlichste zu sagen: denn wirklich war

Bild und Rahmen recht wünschenswerth ausgefallen, und nun stösst sich der gute Mann an ein äusseres Höflichkeitszeichen, das man denn doch nicht versäumen soll, indem man durch Vernachlässigung desselben manche Personen verletzt. Man hat mir einen gewissen Leichtsinn in diesen Dingen oft übel genommen, und jetzt betrübe ich gute Menschen durch die Förmlichkeit. Legen Sie ja, mein lieber Freund, keinen alten Fehler ab, Sie fallen entweder in einen neuen, oder man hält Ihre neue Tugend für einen Fehler; und Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so kommen Sie weder mit sich, noch mit andern in's Gleiche. Es ist mir indessen lieb, dass ich es weiss: denn ich wünsche, mit diesem braven Manne in einem guten Verhältniss zu stehen.

Was den antiken Stier betrifft, so wäre mein Vorschlag: man packte ihn sorgfältig in ein starkes Kästchen und sendete mir ihn zur Ansicht. Dergleichen Dinge sind im Alterthum oft wiederholt und die Exemplare von sehr verschiedenem Werth. Herr Friedländer, den ich schönstens grüsse, zeige mir zu gleicher Zeit an, was er etwa für Liebhabereien hat, und womit man ihm dagegen dienen könnte: denn irgend eine gute Bronze in den Tausch zu geben, würde schwer halten, da es unter diesen Dingen kaum Doubletten giebt, und die etwanigen wegen Aehnlichkeit und Unähnlichkeit doppelt interessant werden. Was ich aber vorläufig anbieten könnte, wäre folgendes. Ich besitze eine sehr schöne Medaillensammlung, meist in Bronze, von der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an bis auf unsre Zeit. Sie ist hauptsächlich gesammelt, um den Gang der Kunst im Plastischen, dessen Wiederschein man immer in den Medaillen sieht, dem Freund und Kenner vor Augen zu bringen. Hier habe ich nun schöne bedeutende Doubletten, so dass ich wohl eine unterrichtende Reihe zusammenstellen und abgeben könnte. Ein Kunstliebhaber, der auch noch nichts von dieser Art besitzt, erhielte dadurch schon einen schönen Grund und einen hinreichenden Anlass weiter zu gehen. Auch giebt eine solche Sammlung Gelegenheit zu sehr interessanten Betrachtungen, so gut als die Suiten Griechischer und Römischer Münzen; ja sie ergänzt den Begriff, den uns jene geben, und lässt ihn bis auf die neueren Zeiten verfolgen. Ich darf wohl sagen, jener Stier müsste sehr vollkommen sein, wenn ich nicht bei dem hier vorläufig angegebenen Tausche noch im Credit bleiben sollte. Lassen Sie mich das Nähere erfahren.

Da ich noch hübsches Papier vor mir sehe, so will ich noch hinzufügen, dass mir dieser Tage etwas sehr Erfreuliches widerfahren, indem mir von Seiten der Kaiserin von Oestreich Maj. eine schöne goldne Dose mit einem brillantenen Kranze und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Louise zugestellt worden. Ich weiss, Sie nehmen auch Antheil an diesem Ereigniss, da uns nicht leicht ein so unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun, leben Sie recht wohl, liebe Sonne, und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten. G.

An Knebel.

Weimar, den 9. November 1814.

Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, steht wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muss man sich gestehen, dass am Ende jeder genug zu thun hat,

sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten und zu fördern; man kann Niemand meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich in Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von Niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäss war, und mit grosser Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; und so hab' ich Niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Ueberzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäss, die sich gegen mich äusserten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab' ich mir denn auch bei dieser Gelegenheit meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Geräthschaften vermehrt. Ich habe an der Homerischen, wie an der Nibelungischen Tafel geschmaus't, mir aber für meine Person nichts gemässer gefunden, als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

Das Höchste, was mir zu Theil geworden, sind einige Basreliefs von der Zelle des Parthenons, die Pallas-Velletri, der unendlich schöne Rumpf einer Venus, sodann der Kopf eines Venetianischen Pferdes.

Von köstlichen Gemmen kann ich Abdrücke vorweisen; von der hohen italischen Schule habe ich köstliche Gemälde, Zeichnungen und Kupfer gesehen.

Soviel für diesmal. Ich lege eine Skizze meiner Reise-Chronologie bei, die ich mir bald wieder erbitte.

Vale, fave. G.

XXXIII. Friedrich Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller, geboren 10. November 1759 zu Marbach, Sohn des würtembergischen Hauptmanns Johann Caspar Schiller, wurde 1773 gegen seinen und seiner Eltern Wunsch Zögling der Militärakademie des Herzogs Karl, der späteren Karlsschule zu Stuttgart (seit 1775), studirte mit Widerwillen gegen den herrschenden Zwang erst Jura, dann Medicin und ward 1780 entlassen, um als Regimentsarzt weiter zu dienen. Harter Druck und die Ungnade des Herzogs, herbeigeführt durch das Erscheinen der seit 1777 gedichteten „Räuber“ 1781, trieb ihn zur Flucht nach Mannheim, September 1782, wo der „Fiesko“ erschien, ohne Anerkennung zu finden. Hülflos, fast verzweifelnd lebte Schiller hier und im nahen Oggersheim unter fremdem Namen, bis er December desselben Jahres Zuflucht fand bei der Frau v. Wolzogen auf Bauerbach bei Meiningen, der Mutter seines Schulfreundes und späteren Schwagers Wilhelm v. Wolzogen; er vollendete 1783 „Kabale und Liebe“ und begann „Don Carlos“ (erst 1787 vollendet). Neuer Aufenhalt in Mannheim unter steter Noth, Juli 1783 bis April 1785, führte nicht zu befriedigenden Verhältnissen; hierauf folgte Schiller der Einladung Körners (Theodor Körners

Vater, Consistorialrath in Dresden) zuerst nach Gohlis bei Leipzig (das „Lied an die Freude“), dann nach Dresden, wo er unter edlen Menschen sich endlich glücklich und frei fühlte. Nach geschichtlichen Studien („Abfall der vereinigten Niederlande“) ging er Juli 1787 nach Weimar, lernte Herder und Wieland kennen (Goethe war in Italien), fand in Jena gute Aufnahme, verlebte 1788 einen schönen Sommer in Volkstadt bei Rudolstadt im Verkehr mit der Familie v. Lengefeld (das Gedicht: „Die Künstler“; Euripides „Iphigenia in Aulis“ übersetzt), und verlobte sich Sommer 1789 mit der jüngeren Tochter Charlotte v. Lengefeld, seiner späteren Gattin. Goethe betrieb seine Berufung nach Jena, 26. Mai 1789 hielt Schiller seine erste Vorlesung („Was heisst und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“). Seit Februar 1790 vermählt und mit epischen Dichtungsentwürfen — Friedrich der Grosse, Gustav Adolf — beschäftigt, erkrankte er schwer Anfang 1791 und ward nie ganz hergestellt. Den äusseren Sorgen einstweilen enthoben durch die Beihülfe des Erbprinzen Christian Friedrich v. Holstein-Augustenburg (Briefe an diesen „über die ästhetische Erziehung des Menschen“) begann er mit Eifer das Studium der Kant'schen Philosophie (Kant in Königsberg 1724—1804) und schrieb daneben die „Geschichte des 30jährigen Krieges“; im Herbst 1793 besuchte er seine Familie in Schwaben und blieb den Winter in Stuttgart mit „Wallenstein“ beschäftigt. Die Bekanntschaft mit Cotta in Tübingen führte zu dem Plane der „Horen“, an denen auch Goethe mitarbeitete; hieraus erwuchs die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller, die bis zu des Letzteren Tode stets inniger wurde. Die Horen gingen ein; im „Musenalmanach“ für 1797 erschienen von beiden Dichtern gemeinsam verfasst die „Xenien“ (414 Distichen); 1795—1798 entstanden der „Spaziergang,“ das „Lied von der Glocke“ und die Mehrzahl der Balladen, 1799 ward nach rastloser angestrengter Arbeit der „Wallenstein“ vollendet. Ihm folgte 1800 „Maria Stuart“, 1801 die „Jungfrau von Orleans“, 1803 die „Braut von Messina“ mit einem dem griechischen nachgebildeten Chor, 1804 der „Tell“; daneben liegen Bearbeitungen von Shakspeare's „Macbeth“ und Racine's „Phädra“, sowie kleinerer Dramen, „Turandot“, „der Parasit“, „der Neffe als Onkel“, das Festspiel „die Huldigung der Künste“. Mit dem Entwurf des Dramas „Demetrius“ beschäftigt, starb Schiller 9. Mai 1805.

Ausgabe in 12 Bänden 1812—1815 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen; zahllose neue Ausgaben. — Briefwechsel mit Körner 1784—1805, 4 Bände, 1847; mit W. v. Humboldt 1792—1804, 1855; mit Goethe 1794—1805, 3 Bände, 1828. — Schiller's Leben von E. Palleske, 2 Bände, 1858.

1. Gedichte.

Hektors Abschied (1780).

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orcus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen,
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluss.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müssig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams grosser Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, lass das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Sehnsucht (1801).

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süsser Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muss sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muss sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braus't;
Seine Wellen sind gehoben,
Dass die Seele mir ergraus't.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du musst glauben, du musst wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand.
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Die vier Weltalter (1802).

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat Alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er sass in der Götter uraltestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wand'rer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn,
Und lässt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab Alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,

Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
 Da erhuben sich Göttergebilde —
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.
Die Götter sanken vom Himmelsthron,
 Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
 Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.
Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
 Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich,
 Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.
Und einen heiligen, keuschen Altar
 Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
 In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu'.
Drum soll auch ein ewiges zartes Band
 Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
 Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Das Ideal und das Leben (1795).

(Das Reich der Schatten.)

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fliesst das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.
 Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden

Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orcus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reisst das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt:
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluss
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleisses Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born
Nur des Meissels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestossen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blösse
Steht vor des Gesetzes Grösse,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaff'ner hat dies Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreisse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fliesst hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heit'res Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhassten,
Bis sein Lauf geendigt ist,

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fliesst er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pocal.

Die Macht des Gesanges (1795).

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiss er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnissvoll nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengrösse
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muss schweigen.
Und kein Verhängniss fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heissen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

2. Xenien (von Göthe und Schiller), 1796.

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

G.

20. Der Prophet.

Schade, dass die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

G.

30. Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreu'n.

G.

31. Der Zeitpunkt.

Eine grosse Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der grosse Moment findet ein kleines Geschlecht.

Sch.

43. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herr'n reife papierene Saat.

Sch.

45. Bibliothek schöner Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Sch.

53. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Sch.

62. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Sch.

96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

G.

124. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd an's Fenster begiebt.

Sch.

129. Louise von Voss.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

Sch.

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.

G.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch sagen und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der grösste Mann, ob ihn der kleinste beging.

G.

177. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruh'n?

G.

179. Kritische Studien.

Schneidet, schneidet, ihr Herren! Durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muss leih'n!

G.

184. Nicolai.

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen;
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Sch.

185. Der Wichtige.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

Sch.

188. Der Todfeind.

Willst du Alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäss ist,
Nicolai! zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

Sch.

191. Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch' Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Sch.

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Spässchen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

Sch.

200. Modephilosophie.

Lächerlichster! Du nennst es Mode, wenn immer von Neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

Sch.

207. Vorsatz.

Den Philister verdriesse, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!

Sch.

229. Abscheu.

Heuchler, ferne von mir! besonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

Sch.

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig gab er dem Freund, doch nahet sich täppisch
Der Philister, um's Ohr saus' ihm der stechende Schwarm!

Sch.

264. Der Wolf'sche Homer.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriss, nehme sich jede ihr Stück.

Sch.

270. Reineke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut'.

Sch.

271. Menschenhass und Reue.

Menschenhass? Nein, davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

Sch.

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen, nur dass Niemand dabei was gewinnt.

G.

331. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.

Sch.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O, ich Thor! ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt.

Sch.

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch! Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Isst man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

G.

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'rigen Speisen
So den Magen, dass jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

G.

Shakspeare's Schatten.

390. Herkules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Uebersetzung! Er selbst leider war nicht mehr zu seh'n.

Sch.

391. Herakliden.

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Sch.

392. „Pure Manier“.

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil' auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Sch.

393. Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen in's Grab?

Sch.

394. Ich.

Wegen Tiresias musst' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geschmack fände, der nicht mehr zu seh'n.

Sch.

395. Er.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf. Sch.

396. Ich.

O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, dass man jegliche Rippe ihr zählt.

Sch.

397. Er.

Wie? so ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?

Sch.

398. Ich.

Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.

Sch.

399. Er.

Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitren Humor fliehet der schwarze Affect.

Sch.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spass, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur nass ist, gefällt.

Sch.

401. Er.

Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?

Sch.

402. Ich.

Keins von beiden! Uns kann nur das Christlichmoralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.

Sch.

403. Er.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromache mehr?

Sch.

404. Ich.

Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs oder Husarenmajors.

Sch.

405. Er.

Aber ich bitte dich, Freund! was kann denn dieser Misere
Grosses begegnen, was kann Grosses durch sie denn gescheh'n?

Sch.

406. Ich.

Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Sch.

407. Er.

Woher nehmt ihr denn aber das grosse, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Sch.

408. Ich.

Das sind Grillen! Uns selbst und uns're guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

Sch.

409. Er.

Aber das habt ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

Sch.

410. Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros! Das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.

Sch.

411. Er.

Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die grosse nur nicht, nicht die unendliche an?

Sch.

412. Ich.

Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Sch.

3. Ueber Egmont.

(Trauerspiel von Göthe.)

Entweder es sind ausserordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei als Ursache und Wirkung in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die scheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur in's Spiel setzt. Ein am unrechten Ort gefundenes Schnupftuch veranlasst eine Meisterscene im Mohren von Venedig. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakspeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zweck der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwicklung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allen, eine blosse Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde;

die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Antheil nimmt und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verfasser auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Ausserordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, dass sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu grosser Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also — oder Rec. müsste sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergrosse Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben soll uns Furcht und Mitleiden einflössen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein grosser Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiel nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei grossmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem grossen Ziele; aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen, süssen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden soll. „Leb' ich nur", so schildert er sich selbst, „um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht geniessen, damit ich des folgenden gewiss sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen

Augenblick empfangen und geboren, sind schuld, dass eine ganz edle Schaar mit Bettelsäcken und mit einem selbst gewählten Unnamen dem König seine Pflicht mit spottender Demuth in's Gedächtniss rief, sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu missgönnen, die ein jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Blösse hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Ausserordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, dass er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — dass er ihm endlich nicht einmal so viel Grösse und Ernst mehr übrig lässt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit grossen Handlungen in schöner Mischung zerfliessen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter sein, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heisst es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniss der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, dass wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weist auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Grosses, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute," sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. Klärchen: Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont: Hätte ich nur etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.") Ein grosser Mann soll er nicht sein, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Grösse, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, dass er über dem Kleinen nicht das Grosse hintansetze, dass er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann," sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich herüber; — Weg — das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel." Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiss — ist kein andres, als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eigenen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun musste, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet und hinterliess neun (Andere sagen elf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äusserst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloss die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet, sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und sogleich dem Fiscus anheim gefallen sein würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältniss zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst in's Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden. Und alles dieses kann er noch ausserdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht, um es zu schwächen. Wie theuer lässt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiss eines der schönsten Gemälde ist, die in einer grösseren Composition, wo sie von verhältnissmässig grossen Handlungen aufgewogen wurde, von der höchsten Wirkung würde gewesen sein.

Egmonts tragische Katastrophe fliesst aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniss zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des

damaligen politisch bürgerlichen Zustandes der Niederlande musste daher seiner Schilderung zum Grunde liegen oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein fassliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakspeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich auf's schärfste contrastiren, so dass es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen: so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, dass wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Grossthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft ebenso schnell auf die seichtesten Gründe wieder giebt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll, — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloss den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas lässt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne dass er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschiessen das Beste gewonnen und will, als König, die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger, als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysom (ein Friesländer). Lasst ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu sein und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem „doch ohne Präjudiz" den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Clausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihrem Regenten unterreden —

Das war ein Herr! (von Karl dem V. spricht er). Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, so grüsste er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben

wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sag' ich, versteht mich, der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein, wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten; Egmont geht über die Strasse, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein schönes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu sein, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles und veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiss, dass einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat“, konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervorscheinen lässt, das kalte Staats-Interesse, dessen Exposition er ihr anvertrauen musste, mit Licht und Wärme zu beseelen und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren: es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter, „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muss“. Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmont's Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unserer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmont's mit dem jungen Alba im Gefängniss, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender sein, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir her geschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor mir, und schritt dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu sein, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!“ — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht bloss zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich

mich gefreuet", u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf dem einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorn, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

„Sie lässt mich stehn, mir selber überlassen,
Sie theilt mit mir den Todestropfen
Und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
Sie zieht mich an und stösst in's Leben mich zurück!
O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
Sie geht voran;
Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
Den unauslöschlichen Neid
In jene Wohnungen hinüber tragen?
Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual."

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreissend und herrlich im Zustand des Affects. Aber wer zweifelt, dass der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eignes Muster ist!

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, dass der Verfasser selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik lässt sich hören, und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es sein, dem Verfasser darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewusst, als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rec. gesteht, dass er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu geniessen.

4. Briefe.

An Körner.

Jena, 28. Mai 1789.

Vorgestern, als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so dass ich fünf Tage ganz frei behalte.

Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mässige Grösse und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, dass meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine grössere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese grössere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem grössten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Strasse heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, dass meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, dass Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. — Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griessbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich liess ihnen also den Vorschlag thun, bei Griessbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstrasse hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Griessbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Strasse in Allarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was giebt's denn? hiess es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Du siehst, dass der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spiessruthen liefe.

Griessbachs Auditorium ist das grösste, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal, und so sehr, dass ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst

noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den anderen Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, dass ich mich setzte. Doch habe ich beidemale meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indess kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmässigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, dass zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen lässt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, dass sie irgendwo fangen; fast mit der Ueberzeugung, dass sie von vierhundert Ohren vierhundertmal und oft abenteuerlich missverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber gross sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, dass in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Theil der Absicht erfüllt wird. Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfs. Ausser den localen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixiren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu sagen brauche. In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte.

Es ist hier ein solcher Geist des Neides, dass dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat. Indessen kann ich von meiner hiesigen Existenz nichts anderes als Gutes schreiben; es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bessern Anstrich. Der Bekanntschaften habe ich noch nicht sehr viele gemacht, aber durch abgegebene Karten mich doch wenigstens in eine Höflichkeitsverbindung mit einigen dreissig Häusern gesetzt. Von dem hiesigen Frauenzimmer kann ich schlechterdings noch nichts schreiben. Eine ziemliche Auswahl habe ich zwar gesehen, worunter aber nichts Auszeichnendes war. Ich wohnte einem Balle bei, wo ich sie grösstentheils beisammen sah; ich hielt mich aber an das Spiel und ennuyirte mich mit Griessbach und Succow beim Taroc-hombre. Es ist hier ein gewisser Geheimer Hofrath Eccard, ein Jurist, der Vermögen und einen vorzüglichen Einfluss bei der Akademie hat. Er hat noch eine unverheirathete Tochter, mit der mich einige gedacht haben mögen zusammenzukuppeln; aber ich mag weder sie noch die Familie. Was Du mir einmal von der S. schriebst, mag Dir der Himmel vergeben. Das Mädchen selbst würde mir auch ohne ihr Geld gerade nicht missfallen; in Weimar hat sie mir immer am besten unter allen gefallen, und es

ging mir nicht allein so. Aber an sie zu denken, ist keine Möglichkeit, weil Vater und Mutter und Tochter auf's Geld vorzüglich sehen. Die Tochter zwar, die Eitelkeit hat, würde nicht ungeneigt sein, wenn sich noch etwas anderes mit dem Gelde verbinden liesse; ich glaube auch, dass sie mir Vermögen und Rang herzlich wünschen würde, um Ansprüche an sie machen zu können: aber die Elasticität hat ihr Charakter nicht, nach ihrem Geschmack sich zu bestimmen. Und dann fragt's sich sehr, ob sie als Frau das für mich bliebe, was sie mir jetzt noch zu sein scheint. Ueberdem scheint sie bereits so gut als verkuppelt, und zwar an einen reichen Frankfurter. Ich hätte auch, wenn ich sonst gewollt hätte, in Weimar noch eine Partie finden können, und zwar auch eine Geheimraths-Tochter, die aber kein Vermögen hat; ich habe erst hier erfahren, dass einige das Plänchen gehabt haben. Aber da lag die Hinderniss an mir selbst und an meinem Geschmacke. Es ist also noch dürres Land für mich hier, so gern ich es gesehen hätte, wenn ein Geschöpf auf mich hätte wirken können. Ein einziges Mädchen ist hier, das mir nicht übel gefällt; ich kannte sie auch schon vorher. Es ist die jüngste Schwester der Reichardt und Etlinger in Gotha, eine Seidler. Ohne viel Geist hat sie viel Gefälliges und viel Güte des Charakters, und ohne gerade hübsch zu sein, gefällt mir ihr Aeusserliches auch nicht übel. Sie lebt hier mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, der Stallmeister bei der Universität ist. Sie hat eine gute Erziehung und auch einige Feinheit des Umgangs, die man hier selten findet.

Der Himmel gebe nur, dass meine Collegien im nächsten halben Jahre einschlagen. Es ist mir alsdann nicht bange, meine Umstände bald verbessert zu sehen und höhere Entwürfe zu machen. Behielte ich von meinen bisherigen Auditoren nur den vierten Theil, so verlangte ich nichts weiter. Eben höre ich, dass bei meiner zweiten Vorlesung vierhundertundachtzig Zuhörer waren und gegen fünfzig keinen Platz mehr gefunden haben. Ich lese jetzt erst in zehn Tagen wieder, weil die Pfingstferien dazwischenfallen.

Bei der Literaturzeitung habe ich Dich engagirt. Du brauchst also nur mit wenig Worten Dich an Schütz oder Hufeland zu wenden und Dein Fach anzugeben. Doch auch das kann ich Dir ersparen und Dir gleich den Contract schicken lassen, wenn Du es willst. Schreibe aber nun auch bald an Wieland.

Ich habe mich auf wenige Aussichten so gefreut, als auf unser Wiedersehen. Schreibe mir doch vorläufig, wie lange Du glaubst, dass wir in Leipzig beisammen sein können. S.

P. S. Dieser Gustav Schilling ist ein sächsischer Lieutenant in Freiberg. Er hat, mir's durch seinen Brief so nahe gelegt, dass ich die Verse aufnehmen musste.

Gestern erhalte ich aus Winterthur eine Broschüre, worin die Götter Griechenlands von einem Pfarrer, und noch dazu einem schwärmerischen Christen, gegen Stolberg lebhaft vertheidigt sind. Er hat ganze Stellen aus der Schrift herbeigezogen und bewiesen, das alles, was der Dichter an der griechischen Götterlehre schön und nachahmungswürdig fand, in der Person und Lehre Christi reichlich erfüllt sei. Er erklärt, dass er das ganze Gedicht bis auf den heiligen Barbaren rechtfertigen und unterschreiben wolle. Er findet, dass alles, was ich an den griechischen Göttern herausgehoben, das Bedürfniss einer edlen empfindsamen Seele sei — dass ich dieses aber in der reinsten Christenlehre noch schöner erfüllt gefunden haben würde. Ich werde mit einer Veneration behandelt,

die ganz erschrecklich ist, und der Carlos wird der Stolz Germanias genannt. Es ist mir in dem Buche nahe gelegt, endlich etwas über die Sache zu sagen, und vielleicht thue ich es bei Gelegenheit dieses Buches.

An Göthe.

Jena, den 7. September 1797.

(Erh. Stäfa den 23. September.)

Endlich fange ich an, mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines letzten Briefs an Sie hatte sich mein Uebel noch verschlimmert, ich habe mich lange nicht so schlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sachen wieder in Ordnung brachte. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen, und die wenigen leidlichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkür aufhebt und sich streng, wie die Tageszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es sein muss, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. Wir sind mit dem Druck des Almanachs jetzt bald im Reinen, und wenn die Beiwerke, Decke, Titelkupfer und Musik, keinen Aufenthalt machen, kann das Werkchen noch vor Michaelis versendet werden. Mit dem Ibykus habe ich nach Ihrem Rath wesentliche Veränderungen vorgenommen, die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergessenheit gebracht zu sein.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen. Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen nebst ihrer Veranlassung erst mittheilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei so ungeduldig forteilender Erwartung gar zu sehr embarrassirt, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit vertheilt u. s. w. Meine Ausführung soll aber nicht in's Wunderbare gehen, auch schon bei dem ersten Concept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbestimmt gelassen. Der blosse natürliche Zufall muss die Katastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine That und also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüth ist davon frappirt, die Erscheinung der Kraniche muss also in diesem Augenblicke ihn überraschen; er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, eh' sie über der Mitte des Theaters schweben; dadurch gewinn' ich, dass der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und dass

also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, dass er, wenn er oben ruft, besser gehört werden kann: denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht alle seine Worte verstehen.

Dem Eindruck selbst, den seine Exclamation macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiss nicht umständlicher darstellen: denn sobald nur der Weg zu Auffindung des Mörders geöffnet ist (und das leistet der Ausruf, nebst dem darauf folgenden verlegenen Schrecken), so ist die Ballade aus; das andere ist nichts mehr für den Poeten.

Ich habe die Ballade in ihrer nun veränderten Gestalt an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoffe ich sie Ihnen nebst dem ganzen Rest des Almanachs abgedruckt zu senden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geschickt, worin Arions Geschichte mit dem Delphin behandelt ist. Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung däucht mir kalt, trocken und ohne Interesse zu sein. Er wollte auch die Sakontala als Ballade bearbeiten; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wovor ihn sein guter Engel bewahren wolle.

Ihren vorletzten Brief vom 16. August erhielt ich viel später, da Böttiger, der ihn zu besorgen hatte, abwesend war. Das sentimentale Phänomen in Ihnen befremdet mich gar nicht, und mir dünkt, Sie selbst haben es sich hinlänglich erklärt. Es ist ein Bedürfniss poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt menschlicher Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen, und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinn) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sei es aus Gründen, die in dem Gegenstand, oder solchen, die in dem Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische Forderung, ohne eine reine poetische Stimmung und ohne einen poetischen Gegenstand, scheint Ihr Fall gewesen zu sein, und was Sie mithin an sich erfuhren, ist nichts als die allgemeine Geschichte der sentimentalischen Empfindungsweise und bestätiget alles das, was wir darüber mit einander festgesetzt haben.

Nur eins muss ich dabei noch erinnern. Sie drücken sich so aus, als wenn es hier sehr auf den Gegenstand ankäme, was ich nicht zugeben kann. Freilich, der Gegenstand muss etwas bedeuten, so wie der poetische etwas sein muss; aber zuletzt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten soll, und so däucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Das Gemüth ist es, welches hier die Grenze steckt, und das Gemeine oder Geistreiche kann ich auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was Ihnen die zwei angeführten Plätze gewesen sind, würde Ihnen unter andern Umständen, bei einer mehr aufgeschlossenen poetischen Stimmung, jede Strasse, Brücke, jedes Schiff,

ein Pflug oder irgend ein anderes mechanisches Werkzeug vielleicht geleistet haben.

Entfernen Sie aber ja diese sentimentalen Eindrücke nicht und geben Sie denselben einen Ausdruck, so oft Sie können. Nichts, ausser dem Poetischen, reinigt das Gemüth so sehr von dem Leeren und Gemeinen, als diese Ansicht der Gegenstände; eine Welt wird dadurch in das Einzelne gelegt, und die flachen Erscheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe. Ist es auch nicht poetisch, so ist es, wie Sie selbst es ausdrücken, menschlich, und das Menschliche ist immer der Anfang des Poetischen, das nur der Gipfel davon ist.

Heute, als den 8., erhalte ich einen Brief von Cotta, der mir sagt, dass Sie seit dem 30. in Stuttgart wären. Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne gleichfalls in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor sechszehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welche dieses Local mir zurückruft, mit unserm gegenwärtigen Verhältniss zusammen denke!

Ich bin sehr erwartend, wie lang Sie in dortigen Gegenden zu verweilen Neigung und Veranlassung gefunden. Hoffentlich fand Sie mein Brief vom 30. noch dort; der gegenwärtige aber trifft Sie wahrscheinlich erst in Zürich und bei unserm Freund, den ich herzlich grüsse.

Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe, wie es mit den für Sie bestimmten Exemplaren des Almanachs soll gehalten werden, wohin und an wen ich sie zu schicken habe.

Herzlich freue ich mich, dass Sie auch an die Horen gedacht haben und mich auf den October etwas dafür hoffen lassen. Bei den Anstalten, die Sie machten, sich der Erfahrungsmasse um Sie herum zu bemächtigen, muss Ihnen ein unerschöpflicher Stoff zufliessen.

Es war mir sehr angenehm, dass Hölderlin sich Ihnen noch präsentirt hat; er schrieb mir nichts davon, dass er's thun wollte, und muss sich also auf einmal ein Herz gefasst haben. Hier ist auch wieder ein poetisches Genie von Schlegel's Art und Weise. Sie werden ihn im Almanach finden. Er hat Schlegel's Pygmalion nachgeahmt und in demselben Geschmack einen symbolischen Phaëthon geliefert. Das Product ist närrisch genug, aber die Versification und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienst.

Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort, wie bisher, mich Ihrem Geiste folgen zu lassen. Herzliche Grüsse von meiner Frau. Ihr Kleiner, höre ich, ist ganz wieder hergestellt. Sch.

An W. von Humboldt.

(Bei Uebersendung des Gedichtes „das Reich der Schatten“ oder „das Ideal und das Leben“, s. S. 214.)

Jena, den 9. August 1795.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schliessen Sie sich mit Ihrer Frau ein, und lesen es Ihr vor. Es thut mir leid, dass ich es nicht selbst kann und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, dass ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von

mir haben, und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muss aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, dass ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, dass ich das Gedicht an Cotta absenden muss, ehe ich noch Ihre Kritik erwarten kann; denn ein Fragment von Meiers Aufsatz abgerechnet, ist noch gar nichts zum 9. Stück der Horen da, wozu ich doch mit erster Post Manuscript schicken muss.

Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachs-Arbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fast entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es ist gewiss, dass die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.

Goethe ist noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag seiner Abreise von Carlsbad auf den 4. festsetzte, der längst verstrichen ist.

Von Körner habe ich seit drei Wochen keine Zeile gesehen. Ich erwarte daher in seinem ersten Briefe einen Aufsatz von ihm.

Beiliegende Schlegelsche Gedichte rücken Sie unmittelbar hinter einander in die neulich überschickte Sammlung, und haben die Güte, solche zu paginiren. In acht Tagen folgt eine neue Lieferung. Tausend herzliche Grüsse an Sie und Ihre Frau von uns beiden. Goethe grüsst Sie auch.

Mit herzlicher Liebe der Ihrige. Sch.

XXXIV. Johann Georg Forster.

Johann Georg Forster, geboren 27. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, nahm in Begleitung seines Vaters, des Naturforschers Johann Reinhard Forster (Abk. der Lords Forester in Schottland), an der zweiten Reise des Entdeckers Cook 1772—1775 Theil, wirkte sechs Jahre als Lehrer der Naturgeschichte an der Ritterakademie in Cassel, ward 1784 von Katharina II. als Professor nach Wilna berufen und stand von 1788 an der kurfürstlichen Bibliothek zu Mainz vor. Seit 1792 Mitglied der provisorischen Administration von Kurmainz, ging er als Deputirter nach Paris, um in kosmopolitischem Sinne die Aufnahme des mittelrheinischen Landes in den neuen Freiheitsstaat zu erwirken, und starb dort 11. Januar 1794. Sein Charakter, oft einseitig beurtheilt, wurde in jüngster Zeit Zielpunct tendenziöser Angriffe; seine geistvollen Schriften, in classischer Prosa, finden erhöhte Anerkennung. — „Reise um die Welt in den Jahren 1772—1775“ (2 Bde., London 1777; deutsch Berl. 1778—1780). — „An-

sichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790“ (3 Bde. 1791—1794), Frucht einer Reise mit Alexander von Humboldt.

Aus den „Ansichten vom Niederrhein“.

Köln.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, geh' ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmässiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewusstsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, dass er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äusseren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Lässt sich auch schon das Unermessliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme schwanken würden und nur in grosser Anzahl, zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschliessen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniss zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das äusserste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiss. Es ist sehr zu bedauern, dass ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muss. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den heiligen Drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Ciste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelbert ruhen, und ihrer

wunderschönen ciselirten Arbeit, die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum erstenmal in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Grossen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuss hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Grösse des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele. In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos thätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen. Gewiss entsetzest Du Dich schon vor dem blossen Gedanken, wie ihm selbst davor graute.

Ich eilte mit ihm hinaus ins Freie, und sobald wir unsern Gasthof erreicht hatten, erwachte die beneidenswerthe Laune, womit er, durchdrungen vom Genuss der lieblichen Natur, schon auf der ganzen Fahrt von Coblenz her die einförmigen Stunden uns verkürzt hatte. Noch kann ich mir den grossen Zweifel nicht lösen, ob es befriedigender sei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu schöpfen, oder sie von zahllosen Anschauungen bereits überallher gesammelt, erlesen, geordnet, zusammengesetzt, zu schönen Ganzen vereinigt, aus einer reichen Menschenseele, unserm Wesen schon mehr angeeignet, in uns übergehen zu lassen. Beides hat seinen eigenthümlichen Werth, und beides haben wir seit unserer Abreise schon reichlich gekostet. Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der beseelten Natur; tief und scharf bestimmt und alle Verhältnisse erschöpfend graben sich die Bilder des Daseins, das unabhängig von dem Menschen, ohne sein Zuthun ist und war und sein wird, ins Gedächtniss ein. Dagegen gesellen sich, von einer menschlichen Organisation aufgefasst, die mannigfaltigsten Formen aus allen Welttheilen zugleich aus der Vergangenheit und — darf ich es sagen? — aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben sich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama. Wir selbst, ich fühle es wenigstens, können nicht immer so richtig, so ins Wesentliche eingreifend empfangen, so die unterscheidenden Merkmale der Dinge uns selbst bewusst werden lassen, wie sie uns auffallen, wenn ein Anderer sie vom Ausserwesentlichen abgeschieden und in einen Brennpunkt vereinigt hat. Zum Beweise brauchte ich nur an das schwere Studium des so vielfältig und so zart nüancirten Menschencharakters zu erinnern. Je feiner die Schattirungen sind, wodurch sich so nahe verwandte Geschöpfe unterscheiden, desto seltener ist sowohl die Gabe der bestimmten Erkenntniss, als die Kunst der treuen Ueberlieferung ihres Unterschiedes.

Der Genuss eines jeden, durch die Empfindung eines Anderen gegangenen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks setzt aber eine frühere, wenn gleich unvollkommene Bekanntschaft mit dem bezeichneten Gegenstande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriss, müssen wir haben, worin unsere Einbildungskraft die besonderen Züge aus der neuen Darstellung übertragen und ausmalen könne. Die bestimmte Empfänglichkeit des Künstlers für das Individuelle erfordert daher, wenn sie recht geschätzt werden soll, einen kaum geringeren Grad der allgemeinen Empfänglichkeit des Kunstrichters: und die Seltenheit

dieses Grades ist ohne Zweifel der Grund, weshalb die höchste Stufe der Kunst in allen ihren Zweigen so leicht verkannt werden oder auch beinahe gänzlich unerkannt bleiben kann. Was der grosse Haufe an einem Gemälde, an einem Gedicht oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das ist es wahrlich nicht, worauf die Künstler stolz sein dürfen; denn diesem Haufen genügt die Täuschung, die ihm Erdichtetes für Wahres unterschiebt; und wer weiss nicht, wie viel leichter sich Kinder als Erwachsene, gewöhnliche Menschen als gebildete, täuschen lassen? Darum kann auch nicht die Illusion als solche, sondern es muss die ganze Vollkommenheit der Kunst der letzte Endzweck des Künstlers sein, wie sie allein der Gegenstand der höchsten Bewunderung des Kenners ist, der sich nicht mehr täuschen lässt, ausser wenn er mit dem feinen Epikurismus der Cultur eben gestimmt wäre, im Beschauen eines Kunstwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und wenn er auf das erhöhte, reflectirte Selbstgefühl, welches aus der Erwägung der im Menschen wohnenden Schöpferkraft entspringt, absichtlich Verzicht thäte.

Was wäre aber die Kunst, was hätte sie, hinweggesehen vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze, erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzusklavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geistesschöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muss. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der Apoll vom Belvedere, die mediceische Venus, die Schule von Athen, die Aeneide, der Mahomet; so bildeten sich Demosthenes und Cicero und Molé und Garrick. Die Ideale des Meissels und der Malerei, der Dichtkunst und der Schauspielkunst finden wir sämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerstreute Vortreffliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unserem Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlichgross ist das Künstlergenie, das, den Eindrücken der Natur stets offen, tief und innig unterscheidend empfindet, und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edeln, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu giessen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur insofern der Mensch dies vereinigte, liebliche Träume sind.

Nur das Gleichartige kann sich fassen. Diesen Geist zu erkennen, der über die Materie hinwegschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheischen Funkens. Allein wie viele Stufen giebt es nicht zwischen der Unwissenheit, die an einer Bildsäule nur die Glätte des Marmors begafft, und dem Genie, das mit unnennbarem Entzücken die Phantasie Polyklets darin ahndet? Zwischen jenem Landmanne, der sich scheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele

des Schauspielers von einem Augenblick zum andern den Ausdruck des Empfundenen von der Urtheilskraft regieren sieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem echten Meisterwerke huldigt, so ist es darum noch nicht ausgemacht, dass gerade das Eigenthümliche, was nur des Künstlers Geistesgrösse ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreisst. Wir ehren im unerreichbaren Shakspeare den kühnsten Dichterflug und den treffendsten Wahrheitssinn; was dem Parterre und den Gallerien in London an seinen Schauspielen die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anders sein. Doch ich habe ja wohl eher sogar den Kenner gesehn, der über Minervens Helm Minerven selbst vergass! An einem Gemälde Raphaels, wo seine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Gesichtszügen strahlte, sah ich einen grossen Kunstlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Commentatoren um die Schönheit römischer und griechischer Dichter, wenn Du erstaunen willst, dass sie in der Wahl kurz- und langsilbiger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo Du sie nie gesuchst hättest, besteht! Lass doch Leute von Geschmack Dirs erklären, dass Göthens Iphigenia Dich entzückt, weil Euripides zuerst eine schrieb! Und wenn ein Hamlet oder ein Lear oder ein Macbeth vor Dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen liess, dass man sie darstellen könnte, so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich trefflich einstudirt.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der grosse Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muss vielmehr, nach dem Beispiel der Gottheit, der Selbstgenuss ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muss ihm genügen, dass in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine grosse Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann! Ist das Jahrhundert ihm zu klein; giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahnend wiederfände: — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser grosse Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt!

Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muss derjenige Künstler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch conventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eigenes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Aeusserung alles dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffassen und mit dem lebendigmachenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Bezeichnung ihres Werthes stirbt. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht bloss seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zarteren Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, dass sie in unserer Phantasie Eingang finden: dieses schöne Ziel der Kunst erreicht sowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen gleichsam eine

Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt; dies vermag nur der Schauspieler, indem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er sich mit diesem Ideal, das er zuvor sich aus der Natur abzog, identificirt, und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeusserungsart, ja sogar die Gestalt eines Anderen annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirken, was sie neu aus der Hand des Meisters wirkten; so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des grossen Schauspielers, die nicht langsam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in Eines Menschen Seele, so hinreissend das Talent, ihn auszuspenden, dass seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — sie warf es in unfruchtbare Wildnisse hin, sich selbst genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung geniesst!

Es reicht über den Kreis des Dilettanten hinaus, der Humanität des Künstlers ein Denkmal zu errichten, wenn diese Begeisterung, wozu sein Anblick erwecken konnte, nicht etwa die Stelle vertritt. Du kennst ihn schon; es ist unser I. (Iffland). Du wirst ihn sehen und ihm danken; das ist des Kommens werth!

XXXV. Wilhelm von Humboldt.

Karl Wilhelm von Humboldt, geboren 22. Juni 1767 zu Potsdam, studirte 1786—1789 Rechts- und Staatswissenschaften in Frankfurt a. d. O. und Göttingen, lebte nach kurzer amtlicher Thätigkeit 1790 dem Studium des Alterthums auf seinen Gütern, in Jena und Weimar und auf Reisen (1792—1802), trat dann in die diplomatische Laufbahn, zuerst als preussischer Gesandter in Rom, 1808 als geheimer Staatsrath und Leiter der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten zu Berlin, wo er für die Wiederbelebung des deutschen Volksgeistes rastlos thätig war und die Universität gründete, sodann seit 1810 als geheimer Staatsminister, und nahm als solcher an den Friedensverhandlungen der Jahre 1813—1815 Theil. Nach dem Congresse zu Aachen 1818 und den demagogischen Aufregungen trat er zu Ende 1819 in das Privatleben zurück und starb 8. April 1835 auf seinem Landgute Tegel. — Er war einer der grössten schöpferischen Geister auf dem Gebiete des Alterthums und der Sprachwissenschaft, der Philosophie und des Staatslebens. „Aesthetische Versuche“, Braunschweig 1799 (u. A. über Goethe's Hermann und Dorothea und Schiller's Spaziergang), „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java“, herausgegeben Berlin 1836—1840, (mit der Einleitung „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues

und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts). Sämmtliche Werke, 7 Bde., Berlin 1840—1852. — Briefwechsel mit G. Forster, F. A. Wolff, Schiller (1830), Goethe, Frau von Wolzogen; „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede), 2 Bde., Leipzig 1847.

Aus den Briefen.

An Georg Forster.

Bern, den 8. Februar 1790.

Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch muss in das Grosse und Ganze wirken; nur was dies Grosse und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühle nach, so viel Täuschung. Mir heisst in das Grosse und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt Jeder, so bald er auf sich und bloss auf sich wirkt.

Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als von selbst aus ihm in Andere und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sei nur gross und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es geniessen und der Genuss wird Vater neuer Kraft sein. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsere Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein. Ich tadele die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äusseren Verhältnisse, um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft grosse, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle Andere, dass ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist.

An Schiller.

(Als Antwort auf dessen Brief vom 9. August 1795, s. S. 235.)

Tegel, den 21. August 1795.

Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuss danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat! Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem andern Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, dass es mich noch sehr lange und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genie's erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriss eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-

lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Production des Genie's so rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeit lang Gedanken und Ausdruck durch Raisonnement deutlich gemacht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nahe empfand, wie es in Ihnen müsste emporgestiegen sein. Es ist schlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetischen Arbeiten zu vergleichen. Die Künstler, so vortrefflich sie in sich sind, stehen ihm weit nach, und wenn auch in den Göttern Griechenlands schon durch die Natur des Gegenstandes eine blühendere und reichere Phantasie herrscht, so stehe ich nicht an, insofern sich beide Stücke als poetische Productionen überhaupt mit einander vergleichen lassen, auch hier diesem den Vorzug zu geben. Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indess habe ich mich nicht durch seine hohe, überraschende Schönheit zu einem Entzücken hinreissen lassen, das die Prüfung verwehrte. Auch ist es für einen solchen Eindruck nicht gemacht, und schwerlich ergründete der seinen tiefen Sinn, auf den es so wirkte. Man muss es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen; zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich ist, auch beim ersten aufmerksamen Lesen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt sich das Gefühl auf, bei diesem Gedichte nicht anders, als in einer durchaus verstandenen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergessen gesucht, dass es ein Gedicht ist, ich habe den philosophischen Inhalt, den Zusammenhang der Gedanken, die Uebergänge von einem zum anderen, wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wie viel meine eigentliche Begeisterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen gestossen, von denen ich mir nicht sogleich deutliche Rechenschaft zu geben wusste. Aber bei wiederholtem Lesen und Nachdenken sind mir alle Zweifel verschwunden; ich glaube jetzt Alles zu verstehen und nur, ob Eine einzige Stelle nicht noch bestimmter ausgedrückt sein sollte, will ich Ihnen zu bedenken geben. Dass dies Gedicht nur für die Besten ist und im Ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiss. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten gesunden Verstand mit einem offnen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie recht, dass es Bekanntschaft mit Ihren Ideen, besonders mit Ihren Briefen brauchen kann, aber es bedarf ihrer nicht und ruht in jedem Verstande auf sich selbst.

Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit ausserordentlich befördert wird, ist die Exposition in den ersten vier Strophen, die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll ist. Von dieser hängt doch alsdann alles Uebrige schlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefasst ist, und für diese haben Sie

auf eine Weise gesorgt, die keinen Zweifel mehr übrig lässt, so muss es jedem leicht werden, sich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall ist hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealischen so bestimmt entgegengesetzt, dass bei hinlänglich verweilender Aufmerksamkeit kein Irrthum darüber statt finden kann. Dennoch sind gerade bei dieser Entgegensetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte stehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können. Vorzüglich scheinen sie mir in der 8.—10. und dann in der 13. und 14. Strophe vorzukommen. In der ersten Stelle, bin ich überzeugt, dürfte kein Wort anders stehen, es ist eigentlich da gar keine Dunkelheit. Schwierigkeit kann wohl in Einem und dem Anderen gefunden werden, aber dies konnte und durfte nicht vermieden werden. Nicht eben so gewiss aber möchte ich behaupten, dass dies auch mit der letztern der Fall wäre. Mein ganzer Zweifel beruht nämlich darauf, ob in der 13. Strophe das Gebiet der Schönheit, das ästhetische Reich bestimmt genug angedeutet ist, oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „In die Freiheit der Gedanken" nicht ein wenig zu allgemein sei. Der Sinn nämlich, denke ich, kann kein anderer, als folgender sein: der bloss moralisch ausgebildete Mensch geräth in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres, vermittelst der Idee der Schönheit, zu einer höheren Natur umschafft, so dass Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloss Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstreit in ihm auf. Diesen letzten Zustand, dünkt mich, haben Sie nicht bestimmt genug bezeichnet. Zwar sichert theils der Geist des ganzen Gedichts, theils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w." den sehr vermerksamen Leser, nicht in ein Missverständniss zu verfallen; aber, und dies sollte doch sein, er wird nicht genöthiget, nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloss das denken, was Kant in seiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen" nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen anderen Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war (Str. 10, 12, 16), die Schönheit entweder selbst genannt, oder doch ganz bestimmt bezeichnet. Wie viel gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen hierüber und über das Ganze reden, wenn ich es von Ihnen vorlesen hören könnte. Auf wie viel Stellen würden wir dann noch stossen, die eine wirklich unnachahmliche Schönheit haben, und wo man es nicht satt wird zu bewundern, wie unendlich Eins der Ausdruck mit den Gedanken ist. Gleich die schöne Kürze der Exposition in der ersten Strophe: „Zwischen Sinnenglück u. s. w.", die herrliche Anwendung der Fabel von der Proserpina, die göttliche Schilderung der Gestalt, die ganzen beiden Strophen „Wenn, das Todte u. s. w." und vor Allem die bewundernswürdige Leichtigkeit in den Versen: „Nicht der Masse u. s. w.", die Erhabenheit in der Stelle: „Nehmt die Gottheit auf u. s. w.", und endlich der prächtige Schluss, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wiedergiebt. Bewundernswürdig ist es auch, wie Sie ungeachtet des einfachen trochäischen Silbenmasses (was aber zu dieser Gattung überaus passend ist) doch den Gedanken auf eine so ausdrucksvolle Weise mit dem Silbenfalle begleitet haben. Vorzüglich sichtbar ist dies in dem Vers: „Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt" und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt, zu herrschen u. s. w." Auch auf kleinere Flecken habe ich Acht gegeben, aber doch nur wenige und unbedeutende gefunden,

deren ich indess doch erwähnen will, weil Sie es zu wünschen scheinen. Str. 2 „Strahlenscheibe“ ist wohl nicht eigentlich gebraucht. So viel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlenscheibe, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mondkörpers dunkel bleibt. Str. 4 „eignet“ absolut und ohne Accusativ des Objects ist zwar schwerlich dem Sprachgebrauch gemäss, scheint mir aber eine sehr zweckmässige Spracherweiterung. Die „Angst des Irdischen“ ist ein prächtig gewählter Ausdruck, kein anderes Wort könnte Alles, was Sie hier sagen wollen, so treu und unmittelbar ans Gefühl legen. Str. 6 Sclave, schlafe. Str. 7 styg'schen. Str. 8, 16 duft'gem. Str. 11 Nerve, unterwerfe. Str. 13 traur'ger. Str. 17 umarmt die Acheront'schen. Dass Sie dies Gedicht den Horen geben, ist sehr gerecht. Es schickte sich nicht einmal für einen Almanach. Freilich aber ist die Armseligkeit so gross, dass wenn man nicht auf Nachbeterei, auf den Eindruck, den der Gebrauch einiger mythologischer Figuren macht, und auf die Wirkung des so wohlklingenden Rhythmus rechnen will, man sich keine ausserordentliche Aufnahme eines solchen Gedichts versprechen darf. Aber auch nur auf die äussern Umstände Rücksicht zu nehmen, zeigen Sie wenigstens, dass Sie für die Horen thun, was nur irgend ein Schriftsteller leisten kann. In drei verschiedenen Gestalten treten Sie nun schon im ersten Jahre auf, und mit welchen Producten! Bleiben Sie aber ja bei dem Entschluss, in den nächsten Monaten bloss zu dichten. Es giebt doch nichts so Bezauberndes, als die Werke des dichterischen Genie's. Nur sie scheinen eigentliche Productionen, nur sie Werke, die für sich bestehend auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philosophirende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwickelung, Trennung, Verbindung) entstanden denken zu können, es gleicht mehr einer blossen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfs, es ist mit Einem Wort nicht so in sich vollendet, nicht so ein eigenes Individuum, wie ein Kunstwerk.

Ich schäme mich doppelt, Ihnen nichts für das 9. Stück schicken zu können, da ich sehe, dass es Ihnen mangelt. Aber es tröstet mich, dass ich denke, Sie werden wohl etwas bekommen haben. Körner, Archenholz, Jacobi, Herder haben ja versprochen, und dann verlieren Sie wenigstens für die Horen nicht viel. Man wird meinen Productionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies macht mich auch kälter für Dinge, die doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführung als grosse wissenschaftliche Erweiterungen sind. Indess denke ich doch sehr ernsthaft an die Luise. Nur bin ich in einer sehr gestörten Lage gewesen. Ich wünschte herzlich, ich wäre wieder bei Ihnen. Da sich meine Gesundheit hier sehr gebessert hat, hoffe ich dann viel zu thun und habe allerlei Plane.

Ist Schlegel in Braunschweig? Ihr Brief scheint es zu sagen.

Leben sie wohl, lieber theurer Freund. Meine Frau grüsst Sie und Lolo herzlich. Sie wird das Reich der Schatten bald auswendig wissen. Sie glauben nicht, welchen Genuss Sie uns geschenkt haben. H.

Es ist ein ordentlicher Courierwechsel von Gedichten zwischen uns. So eben erhalte ich Ihren letzten Brief, den ich mit nächster Post beantworte.

Sagen Sie mir doch, wie Körner über die Klarheit Ihres Gedichts urtheilt? Es wäre mir sehr erklärlich, wenn er in Gedichten weniger bedenklich wäre, so wie ich in philosophischen Arbeiten.

An eine Freundin.

Tegel, den 17. October 1825.

Ich bin seit Anfang October hierher zurückgekommen und habe Ihren Brief vom 4. bald nach meiner Rückkunft bekommen und danke Ihnen, liebe Charlotte, ganz besonders und aufs herzlichste für den ganzen Inhalt, der ganz meinen Erwartungen entsprochen hat.

Gewiss haben Sie in den letzten September- und ersten Octobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhimmels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Grösse standen nahe beisammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus später als Morgenstern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, damit, im Falle Sie den herrlichen Anblick versäumt hätten, Sie noch nachholen können. Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr Morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden, und wir haben lange am Fenster verweilt und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblick losreissen können. Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilt, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahreszeit so günstig dazu gewesen, als dieser wunderbar schöne, helle und reine Herbst. Ich kann nicht sagen, dass an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermesslichen Raumes, den sie einnehmen, in Entzücken setzt; dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieser Ansicht der Zahllosigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt sogar sehr vieles, was gewiss nur auf menschlicher, nicht ewig zu dauern bestimmter Ansicht beruht. Noch weniger betrachte ich sie mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der blosse Gedanke, dass sie so ausser und über allem Irdischen sind; das Gefühl, dass alles Irdische davor so verschwindet, dass der einzelne Mensch gegen diese in den Luftraum verstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, dass seine Schicksale, sein Geniessen und Entbehren, worauf er einen so kleinlichen Werth setzt, wie nichts gegen diese Grösse verschwinden; dann dass die Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, dass sie alles gesehen haben von Anbeginn an und alles sehen werden, darin verliere ich mich immer in stillem Vergnügen beim Anblick des gestirnten Himmels. Gewiss ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Gestirne, gleichsam wie ein Weltenchor, herauf- und herabsteigen, und gewissermassen das Dasein in zwei Theile zerfällt. Der eine Theil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt, und nun der andere heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der gestirnte Himmel, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, gewiss auch von moralischem Einfluss. Wer, der sich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben und oft darin zu verweilen, könnte sich leicht auf unmoralischen Wegen verirren? Wie entzückt nicht schon der einfache Glanz dieses wundervollen Schauspiels der Natur! Ich habe schon oft daran gedacht, dass Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Astronomie besonders zusagen müsse; wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gern einige Anleitungen geben und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behülflich sein können.

Was ich Ihnen, liebe Charlotte, schon lange bestimmt hatte, werden Sie nächster Tage erhalten, nämlich eine Rolle Kupferstiche vom hiesigen Hause nebst einem Grundriss und Erklärung, so dass Sie dadurch eine anschauliche Idee von meiner hiesigen Existenz erhalten, da ich doch am meisten hier bin. Diese Kupferstiche gehören zu einem allgemein architektonischen Werke, und ich konnte sie mir bisher nicht einzeln verschaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden. Wenn Sie also eine Rolle mit Kupferstichen erhalten, so ist es von mir. Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal gelesen habe. An das zarte Verhältniss unserer dauerhaften Freundschaft knüpfen sich so manche schöne und, wenn man sie weiter verfolgt, höhere und selbst erhebende Ideen. Ich gehe zuerst davon aus, dass Sie mir diese Empfindungen von früher Jugend her gewidmet und zart gesondert erhalten haben bis ins Alter, ohne irgend eine Absicht, Wunsch oder Forderung daran zu knüpfen. Es giebt also schon hier, unter allem irdischen Wechsel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit und man möchte sogar sagen, Unendlichkeit, auf der andern Seite von Festhalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Werthvollen in würdiger Erfassung eines höhern Guts, in Wegweisung kleinlicher, engherziger Beschränkung. Denn gerade diese Engherzigkeit, der man so oft begegnet, und worin sich der, der sie nährt, meist gefällt, beweist die sinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um sich dahinter zu verstecken. Die wahre Liebe, die ihrer höhern Abstammung treu bleibt und gewiss ist, erwärmt gleich der Sonne, so weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lautern Glanz. Endlich erhebt eine solche Erscheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns schon hier in unserer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, besitzen wir schon hier unentreissbare Güter, die mit uns hinüber gehen, die wir nicht zurücklassen werden, wie sollte uns nicht die Hoffnung beseelen und erheben, dass wir im Ueberirdischen in höherer Klarheit wieder finden, was uns schon hier beseligen konnte, als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, theure Charlotte, aber auch fest auf die gleiche und unwandelbare Gesinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

Tegel, den 8. März 1823.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemüthsstimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verlust sehr geschmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen so Vieler ist allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüths sehr schmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend. Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung bleiben. Indess ist das, wenn es auch nicht scheint, ein eigennütziger Wunsch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, dass sie allein das Bleibende im Menschen sind, und dass sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen? Die Frage ist nicht leicht beantwortet, ich will aber versuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee ist zuerst den vergänglichen äusseren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leiden-

schaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuss hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viel höhere und edlere Dinge, wie Wohlthätigkeit, Sorge für die, die einem nahe stehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch nicht dahin zu rechnen und beschäftigen denjenigen, dessen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als dass er sie thut; sie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und thun es in idealisch gebildeten Menschen immer. Diese Idee ist dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels desselben wie einer Disharmonie, wie eines Hindernisses, das es unmöglich macht, sich an die Ordnung höherer und vollkommener Geister und an den wohlthätigen Sinn, der sich in der Natur ausspricht und sie beseelt, anzuschliessen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entspringen, und die Pflicht, wenn sie bloss aus dem Gefühl der Schuldigkeit fliesst, ohne alle und jede Rücksicht auf Befriedigung einer Neigung oder irgend eine selbst göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabensten Ideen. Von diesen muss man hingegen auch absondern, was bloss Kenntniss des Verstandes und des Gedächtnisses ist. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht selbst diesen Namen. Sie sehen schon hieraus, dass die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle grossen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art. Es giebt aber sehr viele Dinge, die sich nicht ganz mit den Gedanken fassen und ausmessen lassen, und darum doch nicht minder wahr sind. Bei vielen von diesen tritt dann die künstlerische Einbildungskraft ein. Denn diese besitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beispiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Gesicht und seinem seelenvollen Ausdruck, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist. Selbst die Wahrheit, wenn sie auch hauptsächlich im Gedanken liegt, bedarf einer solchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenstand betrachtet haben, so kann man sie auch nach der Seelenstimmung schildern, die sie fordert. Wie sie nun, dem Gegenstand nach, ein Letztes der Verknüpfung ist, so fordert sie, um sie zu fassen, ein Ganzes der Seelenstimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müssen sich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollste zum Gegenstande hat, immer etwas Stoffartiges an sich trägt, so ist nur die künstlerische Einbildungskraft im Stande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widersteht, zu bewirken. Wer also nicht Sinn für Kunst oder nicht wahren und ächten für Musik oder Poesie besitzt, der wird überhaupt schwer Ideen fassen und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee ist. Es ist ein solcher Unterschied zwischen den Menschen in ihrer ursprünglich geistigen Anlage gegründet. Die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzuthun, nie aber schaffen, und es giebt hundert künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen, die doch in jedem Worte deutlich beweisen, dass ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der grosse Werth der Ideen wird vorzüglich an Folgendem erkannt: Der Mensch lässt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausschliesslich und unabhängig von aller Erdenbeziehung seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen, und dies ist auch ihr

ächtes Kennzeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden. Allein diesen Moment bereichert durch geläuterte Ideen zu erreichen, ist ein schönes, des Geistes und des Herzens würdiges Ziel. In dieser Beziehung und aus diesem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da haftet, wo die Erde selbst entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundschaft entgegenstellen. Diese sind aber selbst Ideen und beruhen gänzlich auf solchen. Von der Freundschaft ist das an sich klar. Von der Liebe erlassen Sie mir zu reden. Es mag an sich eine Schwachheit sein, aber ich spreche das Wort ungern aus, und habe es eben so wenig gern, wenn man es gegen mich ausspricht. Man hat oft wunderbare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, dass doch nur das einemal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, dass ich Ihnen darüber schreiben sollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie sich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen thun, so kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern thun will. Wie immer der Ihrige H.

XXXVI. Alexander von Humboldt.

Friedr. Heinr. Alexander von Humboldt, geboren 14. September 1769 zu Berlin, nach umfassenden Studien zu Frankfurt a. d. O., Berlin und Göttingen 1787—1789 Begleiter G. Forster's auf dessen Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich 1790, dann auf der Bergakademie zu Freiberg Schüler Werner's, war 1792—1797 Oberbergmeister zu Steben am Fichtelgebirge (Baireuth). Nachdem sein Plan, an einer englischen Expedition nach Aegypten Theil zu nehmen, durch Napoleon's Feldzug 1798 zerstört worden, ging er, von der spanischen Regierung gefördert, 1799 mit Aimé Bonpland nach Südamerika und durchzog bis 1804 Venezuela und das Orinokogebiet, die Cordilleren von Bogota und Quito, — Besteigung des Chimborazo 23. Juni 1802 bis zu 18,096′ Höhe —, Peru bis Lima, endlich auch Mexiko (Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent). Von 1807—1827 war er meist in Paris mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bereiste 1829 im Auftrage des Kaisers Nikolaus von Russland den Ural und Altai, die chinesische Dsungarei und die Kirgisensteppe bis zum Kaspischen Meere zurück, 2320 Meilen in 9 Monaten, und lebte seitdem in Berlin getheilt zwischen diplomatischer Thätigkeit, welche ihn häufig auf längere Zeit nach Paris führte, und wissenschaftlichen Studien. Er vollendete 1858 das Hauptwerk seines Lebens, den Kosmos, und starb fast 90jährig, 6. Mai 1859. — Durch unermüdliche, durchdringende und schöpferische Thätigkeit im Gebiete sämmtlicher Naturwissenschaften ist er Begründer der neueren Natur-

forschung geworden; seine Darstellung setzt ihn neben die Meister classischer Prosa. „Ansichten der Natur“, Stuttgart 1808; „Kosmos, oder Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, 4 Bde., Stuttgart 1845—1858.

(Aus der Einleitung des „Kosmos“.)

Ueber die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze.

Wenn ich es unternehme, nach langer Abwesenheit aus dem deutschen Vaterlande in freien Unterhaltungen über die Natur die allgemeinen physischen Erscheinungen auf unserm Erdkörper und das Zusammenwirken der Kräfte im Weltall zu entwickeln, so finde ich mich mit einer zweifachen Besorgniss erfüllt. Einestheils ist der Gegenstand, den ich zu behandeln habe, so unermesslich und die mir vorgeschriebene Zeit so beschränkt, dass ich fürchten muss, in eine encyklopädische Oberflächlichkeit zu verfallen, oder, nach Allgemeinheit strebend, durch aphoristische Kürze zu ermüden. Anderntheils hat eine vielbewegte Lebensweise mich wenig an öffentliche Vorträge gewöhnt; und in der Befangenheit meines Gemüthes wird es mir nicht immer gelingen, mich mit der Bestimmtheit und Klarheit auszudrücken, welche die Grösse und die Mannichfaltigkeit des Gegenstandes erheischen. Die Natur aber ist das Reich der Freiheit; und um lebendig die Anschauungen und Gefühle zu schildern, welche ein reiner Natursinn gewährt, sollte auch die Rede stets sich mit der Würde und Freiheit bewegen, welche nur hohe Meisterschaft ihr zu geben vermag.

Wer die Resultate der Naturforschung nicht in ihrem Verhältniss zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu den individuellen Bedürfnissen des geselligen Lebens, sondern in ihrer grossen Beziehung auf die gesammte Menschheit betrachtet, dem bietet sich als die erfreulichste Frucht dieser Forschung der Gewinn dar, durch Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen den Genuss der Natur vermehrt oder veredelt zu sehen. Eine solche Veredelung ist aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher alle Richtungen der Geisteskräfte sich reflectiren. Wie seit Jahrtausenden das Menschengeschlecht dahin gearbeitet hat, in dem ewig wiederkehrenden Wechsel der Weltgestaltungen das Beharrliche des Gesetzes aufzufinden und so allmälig durch die Macht der Intelligenz den weiten Erdkreis zu erobern, lehrt die Geschichte den, welcher den uralten Stamm unseres Wissens durch die tiefen Schichten der Vorzeit bis zu seinen Wurzeln zu verfolgen weiss. Diese Vorzeit befragen, heisst dem geheimnissvollen Gange der Ideen nachspüren, auf welchem dasselbe Bild, das früh dem inneren Sinne als ein harmonisch geordnetes Ganze, Kosmos, vorschwebte, sich zuletzt wie das Ergebniss langer, mühevoll gesammelter Erfahrungen darstellt.

In diesen beiden Epochen der Weltansicht, dem ersten Erwachen des Bewusstseins der Völker und dem endlichen, gleichzeitigen Anbau aller Zweige der Cultur, spiegeln sich zwei Arten des Genusses ab. Den einen erregt in dem offenen kindlichen Sinne des Menschen der Eintritt in die freie Natur und das dunkle Gefühl des Einklanges, welcher in dem ewigen Wechsel ihres stillen Treibens herrscht. Der andere Genuss gehört der vollendeteren Bildung des Geschlechts und dem Reflex dieser Bildung auf das Individuum an: er entspringt

aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte. So wie der Mensch sich nun Organe schafft, um die Natur zu befragen und den engen Raum seines flüchtigen Daseins zu überschreiten, wie er nicht mehr bloss beobachtet, sondern Erscheinungen unter bestimmten Bedingungen hervorzurufen weiss, wie endlich die Philosophie der Natur, ihrem alten dichterischen Gewande entzogen, den ernsten Charakter einer denkenden Betrachtung des Beobachteten annimmt, treten klare Erkenntniss und Begrenzung an die Stelle dumpfer Ahndungen und unvollständiger Inductionen. Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben dann nur fort in den Vorurtheilen des Volkes und in gewissen Disciplinen, die in dem Bewusstsein ihrer Schwäche sich gern in Dunkelheit hüllen. Sie erhalten sich auch als ein lästiges Erbtheil in den Sprachen, die sich durch symbolisirende Kunstwörter und geistlose Formen verunstalten. Nur eine kleine Zahl sinniger Bilder der Phantasie, welche, wie vom Dufte der Urzeit umflossen, auf uns gekommen sind, gewinnen bestimmtere Umrisse und eine erneuerte Gestalt.

Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannichfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als ein lebendiges Ganze. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannichfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge Grenze der Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauungen gleichsam durch Ideen zu beherrschen.

Wenn wir zuvörderst über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, dass die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgiebt. Wo in der Ebene einförmig gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen“. In solchen Anregungen ruht eine geheimnissvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewusstlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmässigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten des Organismus das Allgemeine sich spiegelt; aus dem Contraste zwischen dem sittlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstriche, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe intellectueller Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt.

Ein anderer Naturgenuss, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir nicht dem blossen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem individuellen Charakter einer Gegend,

gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unseres Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter, und deshalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Grösse der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Oede der unermesslichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Giessbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des individuellen Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Ideen und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung grosser Naturscenen überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergiesst; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, „ein Wald über dem Walde“; oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der unteren Erdfläche trennen, und plötzlich durch eine Oeffnung, die der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbekränzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns ansprechen; es ist der individuelle Charakter der Landschaft, ein Zusammenfliessen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgendufte der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppirung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, alles, was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfung an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht, glauben wir von der Aussenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimath, wir zum ersten Male ein Tropenland betreten, erfreut uns an schroffen Felswänden der Anblick derselben Gebirgsarten (des Thonschiefers oder des basaltartigen Mandelsteins), die wir auf europäischem Boden verliessen und deren Allverbreitung zu beweisen scheint, es habe die alte Erdrinde sich unabhängig von dem äusseren Einfluss der jetzigen Klimate gebildet; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nordischen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Grösse des tropischen Organismus und einer exotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Organischen verwandt, dass, wenn es anfangs auch scheint, als müsse die heimische Landschaft wie ein heimischer Volksdialekt uns zutraulicher und durch den Reiz einer eigenthümlichen Natürlichkeit uns inniger anregen, als jene fremde üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmenklima der heissen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnissvollen Zusammenhang aller orga-

nischen Gestaltung (und unbewusst liegt in uns das Gefühl der Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges) erscheinen unserer Phantasie jene exotischen Formen wie erhöht und veredelt aus denen, die unsere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung sinnlicher Anschauungen, wie später die Thätigkeit des combinirenden Vernunft, zu der Erkenntniss, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, dass ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlinge.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen. Denn der grossartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, dass die eindrucksreichsten Naturerscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, dass eine Fülle von Ideen und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Die Kraft einer solchen über das Gemüth errungenen Herrschaft ist recht eigentlich an die Einheit des Empfundenen, des Nichtentfalteten geknüpft. Will man aber aus der objectiven Verschiedenheit der Erscheinungen die Stärke des Totalgefühles erklären, so muss man sondernd in das Reich bestimmter Naturgestalten und wirkender Kräfte hinabsteigen. Den mannichfaltigsten und reichsten Stoff für diese Art der Betrachtungen gewährt die landschaftliche Natur im südlichen Asien oder im neuen Continent, da, wo hohe Gebirgsmassen den Boden des Luftmeeres bilden und wo dieselben vulcanischen Mächte, welche einst die lange Andesmauer aus tiefen Erdspalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erschüttern.

Naturgemälde, nach leitenden Ideen aneinander gereiht, sind nicht allein dazu bestimmt, unsern Geist angenehm zu beschäftigen; ihre Reihenfolge kann auch die Graduation der Natureindrücke bezeichnen, deren allmälig gesteigerter Intensität wir aus der einförmigen Leere pflanzenloser Ebenen bis zu der üppigen Blütenfülle der heissen Zone gefolgt sind. Wenn man als ein Spiel der Phantasie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unsere Sudetische Schneekoppe auf den Montblanc aufthürmt, so hat man noch nicht eine der grössten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, die doppelte Höhe des Aetna erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himâlaya-Gebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Grösse seiner kolossalen, jetzt durch wiederholte Messung wohlbestimmten Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himâlaya-Kette liegt schon weit ausserhalb der Grenze tropischer Klimate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Kumaon. Unter dem 28. und 34. Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamisus, entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farnkräuter und Gräser, grossblütiger Orchideen und Bananengewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinaufsteigen. Unter dem Schatten der cederartigen Deodwarafichte und grossblätteriger Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische Pflanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde: Wachholder, Alpenbirken, Gentianen, Parnassien und stachelige Ribesarten. Dem Himâlaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulcane, welche in der indischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigstens an seinem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindostans

ihren Wassergehalt absetzt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von eilf- bis zwölftausend Fuss an und setzt so der Entwickelung des organischen Lebens eine frühere Grenze, als in den Aequinoctialgegenden von Südamerika, wo der Organismus fast zweitausend sechshundert Fuss höher verbreitet ist.

Die dem Aequator nahe Gebirgsgegend hat einen andern nicht genugsam beachteten Vorzug: es ist der Theil der Oberfläche unseres Planeten, wo im engsten Raume die Mannichfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreicht. In der tiefgefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfasst Heliconien, hochgefiederte Palmen, Bambusen, und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mespilus-Arten und Dolden-Gewächse, wie in unserer deutschen Heimath; ein Blick umfasst das südliche Kreuz, die Magelhanischen Wolken und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schooss und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtweise übereinander gelagert; dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben. Um diese Versammlung nicht mit Ideen zu ermüden, die ich versucht habe in einem eigenen Werke über die Geographie der Pflanzen bildlich darzustellen, hebe ich hier nur einige wenige Erinnerungen aus dem „Naturgemälde der Tropengegend“ hervor. Was in dem Gefühle umrisslos und duftig wie Bergluft verschmilzt, kann von der nach dem Causalzusammenhang der Erscheinungen grübelnden Vernunft nur in einzelne Elemente zerlegt, als Ausdruck eines individuellen Naturcharakters begriffen werden. Aber in dem wissenschaftlichen Kreise wie in den heitern Kreisen der Landschaftsdichtung und Landschaftsmalerei gewinnt die Darstellung um so mehr an Klarheit und objectiver Lebendigkeit, als das Einzelne bestimmt aufgefasst und begrenzt ist.

Sind die tropischen Länder eindrucksreicher für das Gemüth durch Fülle und Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch (und dieser Gesichtspunkt ist der wichtigste in dem Ideengange, den ich hier verfolge) vorzugsweise dazu geeignet, durch einförmige Regelmässigkeit in den meteorologischen Processen des Luftkreises und in der periodischen Entwickelung des Organismus, durch scharfe Scheidung der Gestalten bei senkrechter Erhebung des Bodens, dem Geiste die gesetzmässige Ordnung der Himmelsräume, wie abgespiegelt in dem Erdenleben, zu zeigen. Mögen wir einige Augenblicke bei diesem Bilde der Regelmässigkeit, die selbst an Zahlenverhältnisse geknüpft ist, verweilen!

In den heissen Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche der Südsee erheben, herrscht die Fülle der Pisanggewächse, der Cycadeen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beschattet, baumartige Farnkräuter und in üppiger Naturkraft, von kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkt und erfrischt, die Cinchonen, welche die lange verkannte wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen gesellig an einander gedrängt Aralien, Thibaudien und myrtenblätterige Andromeden. Einen purpurrothen Gürtel bildet die Alpenrose der Cordilleren, die harzreiche Befaria. Dann verschwinden allmälig in der stürmischen Region der Paramos die höheren Gesträuche und die grossblütigen Kräuter. Rispen tragende Monokotyledonen bedecken einförmig den Boden: eine

unabsehbare Grasflur gelbleuchtend in der Ferne; hier weiden einsam das Kameelschaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickeln sich bei mangelnder Dammerde nur noch Pflanzen niederer Organisation: die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlenstoffarme Luftkreis dürftig ernährt, Parmelien, Lecideen und der vielfarbige Keimstaub der Leprarien. Inseln frisch gefallenen Schnee's verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis scharf begrenzt die Zone des ewigen Eises beginnt. Durch die weissen, wahrscheinlich hohlen glockenförmigen Gipfel streben, doch meist vergebens, die unterirdischen Mächte auszubrechen. Wo es ihnen gelungen ist, durch runde, kesselförmige Feuerschlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreise in bleibenden Verkehr zu treten, da stossen sie fast nie Laven, aber Kohlensäure, Schwefelhydrate und heisse Wasserdämpfe aus.

Ein so erhabenes Schauspiel konnte bei den Bewohnern der Tropenwelt in dem ersten Andrange roher Naturgefühle nur Bewunderung und dumpfes Erstaunen erregen. Der innere Zusammenhang grosser, periodisch wiederkehrender Erscheinungen, die einfachen Gesetze, nach denen diese Erscheinungen sich zonenweise gruppiren, bieten sich dort allerdings dem Menschen in grösserer Klarheit dar; aber bei den Ursachen, welche in vielen Theilen dieses glücklichen Erdstriches dem localen Entstehen hoher Gesittung entgegentreten, sind die Vortheile eines leichteren Erkennens jener Gesetze (so weit geschichtliche Kunde reicht) unbenutzt geblieben. Gründliche Untersuchungen der neuesten Zeit haben es mehr als zweifelhaft gemacht, dass der eigentliche Ursitz indischer Cultur, einer der herrlichsten Blüten des Menschengeschlechts, deren südöstlichste Verbreitung Wilhelm von Humboldt in seinem grossen Werke „über die Kawi-Sprache“ entwickelt hat, innerhalb der Wendekreise gewesen sei. Airyana Vaedjô, das alte Zendland, lag im Nordwesten des oberen Indus; und nach dem religiösen Zwiespalt, dem Abfall der Iranier vom brahmanischen Institute und ihrer Trennung von den Indern hat bei diesen die ursprünglich gemeinschaftliche Sprache ihre eigenthümliche Gestaltung, wie das bürgerliche Wesen seine Ausbildung im Magadha oder Madhya Desa, zwischen der kleinen Windhya-Kette und dem Himâlaya, erlangt.

Tiefere Einsicht in das Wirken der physischen Kräfte hat sich (trotz der Hindernisse, welche unter höheren Breiten verwickelte örtliche Störungen in den Naturprocessen des Dunstkreises oder in der klimatischen Verbreitung organischer Gebilde dem Auffinden allgemeiner Gesetze entgegenstellen) doch nur, wenngleich spät, bei den Volksstämmen gefunden, welche die gemässigte Zone unserer Hemisphäre bewohnen. Von daher ist diese Einsicht in die Tropenregion und in die ihr nahen Länder durch Völkerzüge und fremde Ansiedler gebracht worden: eine Verpflanzung wissenschaftlicher Cultur, die auf das intellectuelle Leben und den industriellen Wohlstand der Colonien wie der Mutterstaaten gleich wohlthätig eingewirkt hat. Wir berühren hier den Punkt, wo in dem Contact mit der Sinnenwelt zu den Anregungen des Gemüthes sich noch ein anderer Genuss gesellt, ein Naturgenuss, der aus Ideen entspringt: da, wo in dem Kampf der streitenden Elemente das Ordnungsmässige, Gesetzliche nicht bloss geahndet, sondern vernunftmässig erkannt wird, wo der Mensch, wie der unsterbliche Dichter sagt:

„sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“.

Um diesen Naturgenuss, der aus Ideen entspringt, bis zu seinem ersten Keime zu verfolgen, bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die Entwickelungsgeschichte der Philosophie der Natur oder der alten Lehre vom Kosmos.

Ein dumpfes, schauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnissvollen Bande, welches das Sinnliche und Uebersinnliche verknüpft, ist allerdings (und meine eigenen Reisen haben es bestätigt) selbst wilden Völkern eigen. Die Welt, die sich dem Menschen durch die Sinne offenbaret, schmilzt, ihm selbst fast unbewusst, zusammen mit der Welt, welche er, innern Anklängen folgend, als ein grosses Wunderland in seinem Busen aufbaut. Diese aber ist nicht der reine Abglanz von jener; denn so wenig auch noch das Aeussere von dem Innern sich loszureissen vermag, so wirkt doch schon unaufhaltsam bei den rohesten Völkern die schaffende Phantasie und die symbolisirende Ahndung des Bedeutsamen in den Erscheinungen. Was bei einzelnen mehr begabten Individuen sich als Rudiment einer Naturphilosophie, gleichsam als eine Vernunftanschauung darstellt, ist bei ganzen Stämmen das Product instinctiver Empfänglichkeit. Auf diesem Wege, in der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt zugleich der erste Antrieb zum Cultus, die Heiligung der erhaltenden wie der zerstörenden Naturkräfte. Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwickelungsstufen seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt, sich allmälig zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die stille Ahndung von der Einheit aller Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein; und wie die Bildung des Menschengeschlechtes, so wächst gleichmässig mit ihr bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fliesst, der unaufhaltsame Trieb, tiefer in den ursachlichen Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen.

Schwer ist es, einem solchen Triebe schnelle und doch sichere Befriedigung zu gewähren. Aus unvollständigen Beobachtungen und noch unvollständigeren Inductionen entstehen irrige Ansichten von dem Wesen der Naturkräfte, Ansichten, die durch bedeutsame Sprachformen gleichsam verkörpert und erstarrt, sich wie ein Gemeingut der Phantasie durch alle Classen einer Nation verbreiten. Neben der wissenschaftlichen Physik bildet sich dann eine andere, ein System ungeprüfter, zum Theil gänzlich missverstandener Erfahrungskenntnisse. Wenige Einzelheiten umfassend, ist diese Art der Empirik um so anmassender, als sie keine der Thatsachen kennt, von denen sie erschüttert wird. Sie ist in sich abgeschlossen, unveränderlich in ihren Axiomen, anmassend wie alles Beschränkte, während die wissenschaftliche Naturkunde, untersuchend und darum zweifelnd, das fest Ergründete von dem bloss Wahrscheinlichen trennt und sich täglich durch Erweiterung und Berichtigung ihrer Ansichten vervollkommnet.

Eine solche rohe Anhäufung physischer Dogmen, welche ein Jahrhundert dem andern überliefert und aufdringt, wird aber nicht bloss schädlich, weil sie einzelne Irrthümer nährt, weil sie hartnäckig wie das Zeugniss schlecht beobachteter Thatsachen ist; nein, sie hindert auch jede grossartige Betrachtung des Weltbaues. Statt den mittleren Zustand zu erforschen, um welchen bei der scheinbaren Ungebundenheit der Natur alle Phänomene innerhalb enger Grenzen oscilliren, erkennt sie nur die Ausnahmen von den Gesetzen; sie sucht andere Wunder in den Erscheinungen und Formen, als die der geregelten und fortschreitenden Entwickelung. Immer ist sie geneigt, die Kette der Naturbegeben-

heiten zerrissen zu wähnen, in der Gegenwart die Analogie mit der Vergangenheit zu verkennen und spielend bald in den fernen Himmelsräumen, bald im Innern des Erdkörpers die Ursache jener erdichteten Störungen der Weltordnung aufzufinden. Sie führt ab von den Ansichten der vergleichenden Erdkunde, die, wie Karl Ritter's grosses und geistreiches Werk bewiesen hat, nur dann Gründlichkeit erlangt, wenn die ganze Masse von Thatsachen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen gesammelt worden sind, mit einem Blicke umfasst dem combinirenden Verstande zu Gebote steht.

Es ist ein besonderer Zweck dieser Unterhaltungen über die Natur, einen Theil der Irrthümer, die aus roher und unvollständiger Empirie entsprungen sind und vorzugsweise in den höheren Volksclassen (oft neben einer ausgezeichneten litterarischen Bildung) fortleben, zu berichtigen und so den Genuss der Natur durch tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen zu vermehren. Das Bedürfniss eines solchen veredelten Genusses wird allgemein gefühlt; denn ein eigener Charakter unseres Zeitalters spricht sich in dem Bestreben aller gebildeten Stände aus, das Leben durch einen grösseren Reichthum von Ideen zu verschönern. Der ehrenvolle Antheil, welcher meinen Vorträgen in zwei Hörsälen dieser Hauptstadt geschenkt wird, zeugt für die Lebendigkeit eines solchen Bestrebens.

Ich kann daher der Besorgniss nicht Raum geben, zu welcher Beschränkung oder eine gewisse sentimentale Trübheit des Gemüthes zu leiten scheinen, zu der Besorgniss, dass bei jedem Forschen in das innere Wesen der Kräfte die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnissvollen und Erhabenen verliere. Allerdings wirken Kräfte im eigentlichen Sinne des Wortes nur dann magisch, wie im Dunkel einer geheimnissvollen Macht, wenn ihr Wirken ausserhalb des Gebietes allgemein erkannter Naturbedingungen liegt. Der Beobachter, der durch ein Heliometer oder einen prismatischen Doppelspath den Durchmesser der Planeten bestimmt, Jahre lang die Meridianhöhe desselben Sternes misst, zwischen dichtgedrängten Nebelflecken teleskopische Cometen erkennt, fühlt (und es ist ein Glück für den sichern Erfolg dieser Arbeit) seine Phantasie nicht mehr angeregt, als der beschreibende Botaniker, so lange er die Kelcheinschnitte und die Staubfäden einer Blume zählt und in der Structur eines Laubmooses die einfachen oder doppelten, die freien oder ringförmig verwachsenen Zähne der Samenkapsel untersucht; aber das Messen und Auffinden numerischer Verhältnisse, die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen bereitet zu der höheren Kenntniss des Naturganzen und der Weltgesetze vor. Dem Physiker, welcher (wie Thomas Young, Arago und Fresnel) die ungleich langen Ströme der durch Interferenz sich vernichtenden oder verstärkenden Lichtwellen misst; dem Astronomen, der mittelst der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre nach den Monden des Uranus am äussersten Rande unseres Sonnensystems forscht, oder (wie Herschel, South und Struve) aufglimmende Lichtpunkte in farbige Doppelsterne zerlegt; dem eingeweihten Blick des Botanikers, welcher die Chara-artig kreisende Bewegung der Saftkügelchen in fast allen vegetabilischen Zellen, die Einheit der Gestaltung, das ist die Verkettung der Formen in Geschlechtern und natürlichen Familien, erkennt, gewähren die Himmelsräume wie die blütenreiche Pflanzendecke der Erde gewiss einen grossartigeren Anblick, als dem Beobachter, dessen Natursinn noch nicht durch die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen geschärft ist. Wir können daher dem geistreichen Burke nicht beipflichten, wenn er behauptet, dass „aus der Unwissenheit von den Dingen der Natur allein die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen entstehe“.

Während die gemeine Sinnlichkeit die leuchtenden Gestirne an ein krystallenes Himmelsgewölbe heftet, erweitert der Astronom die räumliche Ferne; er begrenzt unsere Weltengruppe, nur um jenseits andere und andere ungezählte Gruppen (eine aufglimmende Inselflur) zu zeigen. Das Gefühl des Erhabenen, insofern es aus der einfachen Naturanschauung der Ausdehnung zu entspringen scheint, ist der feierlichen Stimmung des Gemüthes verwandt, die dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjectivität, in dem Bereich des Geistigen angehört. Auf dieser Verwandtschaft, dieser Bezüglichkeit der sinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten, sei es auf dem Ocean und im Luftmeere, wo dieses eine isolirte Bergspitze umgiebt, sei es im Weltraume, in den die Nebel auflösende Kraft grosser Fernröhre unsere Einbildungskraft tief und ahnungsvoll versenkt.

Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem nun fast verjährten Vorurtheile beitragen, als müsste nothwendig wissenschaftliche Erkenntniss das Gefühl erkälten, die schaffende Bildkraft der Phantasie ertödten und so den Naturgenuss stören. Wer in der bewegten Zeit, in der wir leben, noch dieses Vorurtheil nährt, der verkennt bei dem allgemeinen Fortschreiten menschlicher Bildung die Freuden einer höheren Intelligenz, einer Geistesrichtung, welche Mannigfaltigkeit in Einheit auflöst und vorzugsweise bei dem Allgemeinen und Höheren verweilt. Um dies Höhere zu geniessen, müssen in dem mühsam durchforschten Felde specieller Naturformen und Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem selbst, der ihre Wichtigkeit erkannt hat und den sie zu grössern Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden.

Zu den Besorgnissen über den Verlust eines freien Naturgenusses unter der Einflusse denkender Betrachtung oder wissenschaftlicher Erkenntniss gesellen sich auch die, welche aus dem nicht Allen erreichbaren Maasse dieser Erkenntniss oder dem Umfange derselben geschöpft werden. In dem wundervollen Gewebe des Organismus, in dem ewigen Treiben und Wirken der lebendigen Kräfte führt allerdings jedes tiefere Forschen an den Eingang neuer Labyrinthe. Aber gerade diese Mannichfaltigkeit unbetretener, vielverschlungener Wege erregt auf allen Stufen des Wissens freudiges Erstaunen. Jedes Naturgesetz, das sich dem Beobachter offenbart, lässt auf ein höheres, noch unerkanntes schliessen; denn die Natur ist, wie Carus trefflich sagt, und wie das Wort selbst dem Römer und dem Griechen andeutete, „das ewig Wachsende, ewig im Bilden und Entfalten Begriffene". Der Kreis der organischen Typen erweitert sich, je mehr die Erdräume auf Land- und Seereisen durchsucht, die lebendigen Organismen mit den abgestorbenen verglichen, die Mikroskope vervollkommnet und verbreitet werden. In der Mannichfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde erneuert sich unablässig das Urgeheimniss aller Gestaltung, ich sollte sagen, das von Goethe so glücklich behandelte Problem der Metamorphose, eine Lösung, die dem Bedürfniss nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewisse Grundtypen entspricht. Mit wachsender Einsicht vermehrt sich das Gefühl von der Unermesslichkeit des Naturlebens; man erkennt, dass auf der Feste, in der Lufthülle, welche die Feste umgiebt, in den Tiefen des Oceans, wie in den Tiefen des Himmels, dem kühnen wissenschaftlichen Eroberer auch nach Jahrtausenden nicht „der Weltraum fehlen wird".

Allgemeine Ansichten des Geschaffenen (sei es der Materie, zu fernen Himmelskörpern geballt, sei es der uns nahen tellurischen Erscheinungen) sind

nicht allein anziehender und erhebender, als die speciellen Studien, welche abgesonderte Theile des Naturwissens umfassen; sie empfehlen sich auch vorzugsweise denen, die wenig Musse auf Beschäftigungen dieser Art verwenden können. Die naturbeschreibenden Disciplinen sind meist nur für gewisse Lagen geeignet sie gewähren nicht dieselbe Freude zu jeder Jahreszeit, in jedem Lande, das wir bewohnen. Der unmittelbaren Anschauung der Naturkörper, die sie erheischen, müssen wir in unserer nördlichen Zone oft lange entbehren; und ist unser Interesse auf eine bestimmte Classe von Gegenständen beschränkt, so gewähren uns selbst die trefflichsten Berichte reisender Naturforscher keinen Genuss, wenn darin gerade solche Gegenstände unberührt bleiben, auf welche unsere Studien gerichtet sind.

Wie die Weltgeschichte, wo es ihr gelingt, den wahren ursachlichen Zusammenhang der Begebenheiten darzustellen, viele Räthsel in den Schicksalen der Völker und ihrem intellectuellen, bald gehemmten, bald beschleunigten Fortschreiten löset; so würde auch eine physische Weltbeschreibung, geistreich und mit gründlicher Kenntniss des bereits Entdeckten aufgefasst, einen Theil der Widersprüche heben, welche die streitenden Naturkräfte in ihrer zusammengesetzten Wirkung dem ersten Anschauen darbieten. Generelle Ansichten erhöhen den Begriff von der Würde und der Grösse der Natur; sie wirken läuternd und beruhigend auf den Geist, weil sie gleichsam den Zwiespalt der Elemente durch Auffindung von Gesetzen zu schlichten streben, von Gesetzen, die in dem zarten Gewebe irdischer Stoffe, wie in dem Archipel dichtgedrängter Nebelflecken und in der schauderhaften Leere weltenarmer Wüsten walten. Generelle Ansichten gewöhnen uns, jeden Organismus als Theil des Ganzen zu betrachten, in der Pflanze und im Thiere minder das Individuum oder die abgeschlossene Art, als die mit der Gesammtheit der Bildungen verkettete Naturform zu erkennen; sie erweitern unsere geistige Existenz und setzen uns, auch wenn wir in ländlicher Abgeschiedenheit leben, in Berührung mit dem ganzen Erdkreise. Durch sie erhält die Kunde von dem, was durch Seefahrten nach dem fernen Pole oder auf den neuerlichst fast unter allen Breiten errichteten Stationen über das gleichzeitige Eintreten magnetischer Ungewitter erforscht wird, einen unwiderstehlichen Reiz; ja wir erlangen ein Mittel, schnell den Zusammenhang zu errathen, in dem die Resultate neuer Beobachtungen mit den früher erkannten Erscheinungen stehen.

XXXVII. Ernst Moritz Arndt.

Ernst Moritz Arndt, geb. 26. Decbr. 1769 zu Schoritz auf Rügen, auf des Vaters Pachthofe schlicht und streng erzogen, studirte in Greifswald und Jena Theologie und Philosophie; bereiste 1798 und 1799 Oesterreich, Ungarn, Italien und Frankreich, war 1806 und 1810 zu Greifswald Professor, dazwischen wegen einer Schrift „Geist der Zeit“ als Gegner Napoleon's flüchtig in Schweden, 1812 und 1813 mit dem Freih. v. Stein in Russland, wirkte von dort und dann in Deutschland mit feuriger Begeisterung in Wort und Schrift für die vaterländische Erhebung (Flugschriften: „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.“ „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ „Der Rhein, Deutsch-

lands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ u. s. w., Zeitschrift „der Wächter“, Köln 1815 u. 1816). Im Jahre 1818 ward er Professor in Bonn, 1819 als Demagoge seines Amtes entsetzt, 1840 wieder eingesetzt, 1848 Mitglied des deutschen Parlaments zu Frankfurt a. M., starb 90jährig, 29. Januar 1860. — „Erinnerungen aus dem äusseren Leben“ 1839; „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ 1845; Gedichte, vollständige Sammlung, 1860.

1. Gedichte.

Vaterlandslied (1812).

Der Gott, der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spiess
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Dass er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben u. dem Knecht die Acht!
Der fütt're Krähn und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Lasst brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Lasst klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süsser Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die grosse Sache.

Lasst wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf, fliege, stolzes Siegspanier,
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süssen Tod der Freien!

Deutscher Trost (1813).

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht lässt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Steh'n dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.
Lass den Wälschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Lass den Wälschen Sclavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.
DeutscheFreiheit,deutscherGott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.
Diese steh'n wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.
Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

Grablied (1859).

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süsse Ruh'
Von den Engeln droben zu.
Geht nun hin u. grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet,
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Ird'sche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.
Was soll ich hienieden noch
In dem dunklen Thale machen?
Denn wie mächtig, stolz und hoch
Wir auch stellen unsre Sachen,
Muss es doch wie Sand zergeh'n,
Wann die Winde drüber weh'n.
Darum, Erde, fahre wohl!
Lass mich nun in Frieden scheiden,
Deine Hoffnung, ach! ist hohl,
Deine Freuden werden Leiden,
Deine Schönheit Unbestand:
Alles Wahn und Trug und Tand.
Darum letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reis' in weite Ferne,
Reise hin zu jenem Glanz,
Worin ihr erbleichet ganz.
Ihr, die nun in Trauren geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröstet froh des Herrn Gemeinde;
Weint nicht ob dem eitlen Schein:
Droben nur kann ewig sein.
Weinet nicht, dass nun ich will
Von der Welt den Abschied nehmen,
Dass ich aus dem Irrland will,
Aus den Schatten, aus den Schemen,
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin in's Land des ew'gen Lichts.
Weinet nicht, mein süsses Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Theil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein frommes Blut
Floss der ganzen Welt zu Gut.
Weint nicht, mein Erlöser lebt,
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ewige Liebe spricht:
Kind des Vaters, zitt're nicht!

2. Aus „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", 1813.

Mein dritter Zeuge, die Ehre, sagt aus und vermahnet also: „Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Deutsche

mir noch mit freiem, offenem Auge in's Angesicht blicken wollt, so müsset ihr das Schwert nicht in die Scheide stecken, ihr habet denn eure alten Grenzen und eure abgerissenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet, ja da ihr fühlet, ihr seid in dem gerechtesten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grausamste Treulosigkeit und Unterdrückung aufgestanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt, zwischen Sieg und Wiederherstellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu lassen, jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundesgenossen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben stehen bleiben? Jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen lassen, ob es mit dem Rhein als Grenze der Arbeit und des Blutes nicht genug sei? Nein, nimmermehr! euren ganzen Stolz müsset ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müsset ihr aussprechen, dass ihr das Eigene ohne alle Bedingung wieder verlanget. Auch die grosse Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, dass, wenn das Glück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzosen und von dem, was nur in französischer Zunge spricht, auch kein Dorf begehret, es sei denn, dass Dörfer und Ortschaften von euren Grenzen eingeklammert liegen, wo ihr sie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen Gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Muth bekennet, das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, dass ihr sie künftig haben werdet? wann meinet ihr, dass die Zeit kommen soll, wo allen Deutschen noch ein grösseres gemeinsames Ziel aufgesteckt ist? Jetzt oder nie, so muss die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Thue, was du musst, siege oder stirb, und überlass Gott die Entscheidung.

So spreche ich zu euch, deutsche Brüder und Landsleute, nicht ohne Absicht, auch nicht ohne Anspielung. Eure Väter weiland, die gewaltigen und grossherzigen Männer, kannten mich und mich allein und meine Schwester, die Gerechtigkeit, und lebten nach unsern Lehren und Gesetzen; sie wussten viel von Ehre und Treue, so viel, dass sie zürnten, wenn man sie nur daran mahnte, weil die Mahnung ihnen fast einem Schimpf gleich däuchte. Ihr, ja wir Alle insgesammt haben die Mahnung wohl verdient; die Ehre und Treue, die Liebe Aller zu Allen, die deutsche Gemeinschaft und Brüderlichkeit der Herzen war fast ausgestorben; jeder wollte bestehen für sich, jeder wollte herrschen für sich, und so geschah uns, was ein alter Römer von den griechischen Völkerschaften sagte: da alle nach der Herrschaft Griechenlands strebten, haben alle die Herrschaft über ihr Vaterland verloren. Jetzt hat Gott, der unsern Namen nicht vergehen lassen will, uns durch Schrecken und Freuden auf eine wundersame Weise geweckt; jetzt können wir in dem Gefühl gemeinsamer Rächung unerträglichen Uebermuths und unbeschreiblicher Gräuel der Fremden wieder beleben, was fast erstorben war; jetzt können wir einen Bund der Kraft, Gerechtigkeit und Eintracht knüpfen, wir alle, so viele unser in deutscher Zunge sprechen, welchen die gallische Hinterlist künftig vergebens zu zertrennen streben mag. O Deutsche, nehmet euch den grossen römischen Grundsatz, dass ihr nie einen unglücklichen und schimpflichen Frieden machen wollet, dass ihr nie eures Landes und eurer Menschen den Feinden hingeben wollet, dass ihr aus jedem Kriege grösser und gefürchteter hervorgehen wollet. Aber darin seid den Römern

ungleich, dass ihr diese Grösse nicht als eine äusserliche Grösse meinet: sie wollten nie einen Frieden schliessen, ohne Land zu gewinnen. Ihr, setzt ihr eure Grösse in Gerechtigkeit und Mässigkeit. Denn auch die Römer, so gross sie waren, sind untergegangen und zuletzt der Spott der Welt geworden, weil sie diese nicht ehren wollten. Sprechet den grossen Grundsatz aus und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligste Gebot eurer Grösse und Sicherheit: dass ihr nie fremde Völker erobern wollet, dass ihr aber auch nimmer leiden wollet, dass man euch nur Ein Dorf von euren Grenzen abreisse. Wer zu viel Fremdes begehrt, der stirbt an Uebermuth; wer sich das Eigene ungestraft rauben lässt, der stirbt an Entehrung. Beide Tode sind sicher und schmerzlich, doch scheint die erste Art des Verderbens ehrenvoller zu sein.

Ich habe in Anspielungen gesprochen. Deutsches Volk, zahlreichstes und streitbarstes und, wenn du einträchtig sein willst, auch gewaltigstes und mächtigstes Volk in Westeuropa, schlage die Rollen der drei letzten Jahrhunderte auf, frage nach der Entwickelung der Begebenheiten, frage nach dem Gange der grossen Revolutionen, forsche nach den Kriegen und Friedensschlüssen — und erröthe und, wenn du kannst, zürne, dass in so langer Zeit fast kein Friede geschlossen ist, wobei du nicht von deiner Ehre und Herrlichkeit verloren hättest. Wer immer den Demüthigen und Unterwürfigen macht, wer immer nachgiebt und abtritt, der wird zuletzt unterdrückt und verachtet, und zwar mit Recht; dem, wie stark er auch sei, achtet sich endlich der Schwächste gleich, und spricht ihm Hohn und darf ihm wohl Hohn sprechen. Dahin — o unsers Unglücks! — dahin wollte es kommen, dass die Deutschen, dieses grosse und kriegerische Volk, fast von der Welt getrennt wurden, dass man ihnen alle nächste und leichteste Gemeinschaft mit den Völkern sperrte. Haben wir es nicht zwei Jahrhunderte gelitten, dass die Holländer, einst eine Landschaft von uns und die mit Deutschland immer hätten verbunden bleiben sollen, unsern Rhein bezolleten und, wie ihnen gefiel, belasteten? Haben die Dänen, ein kleines schwaches Volk, die ohne die Landschaften, die sie von unserm Reiche zu Lehen tragen, fast wenig sein würden, sie, die wir in den Jahren 1658 und 1660 vom Untergange retteten, sich nicht mehr als einmal angemasst, unsre Elbe zu beherrschen, unsre Reichsstädte willkürlich zu besetzen und zu berauben, ja jüngst sie auf die bübischeste Weise den Fremden zur Schändung und Plünderung zu überliefern? Dahin hätten wir kommen können durch unsre Gleichgültigkeit gegen das gemeinsame Vaterland, durch unsre immer aufschreiende, aber nie handelnde und strafende Geduld, dass keine unsrer Küsten uns gehört hätte, dass wir aus unsern Strömen kein Schiff hätten ins Meer lassen dürfen, ohne die Erlaubniss erst von den Fremden zu erkaufen. Und von welchen Fremden? von solchen, die einst unsre Unterthanen und Vasallen waren und es wieder werden müssen, wenn sie gegen die mächtigeren nicht wenigstens gerecht sein wollen. Das haben wir verdient, weil wir es gelitten haben; wir verdienen es, weil wir es leiden. Wer sich zum Klotz macht, der wird von jedem Beil behauen, wer sich aber als Ambos hinwirft, von dem scheuet man die Scharten. Bevormundet von den Völkern, als Unmündige behandelt worden sind wir lange und werden es bis diesen Tag; so dass es bis jetzt schwer war zu sagen, ob unsre Dummheit grösser war als unsre Unwissenheit; denn so weit waren wir ausgeartet, dass wir die wenigen einfachen Punkte nicht mehr kannten, worauf bei den Ländern und Völkern die Herrschaft beruhet, dass wir sie bei

unserm eigenen Vaterlande nicht mehr kannten. Deswegen gaben wir das Grosse leicht hin und zankten uns um das Kleine, als wäre es gross gewesen; bis der grosse Schiedsrichter und Schlichter aller Streite dazwischen trat und mit dem plumpen Degen alles ausglich. Wenn dieser uns nicht weiser gemacht hat, wenn wir das Vaterland und seine Ehre und Herrlichkeit hinfort nicht über alles stellen wollen, so werden Siege nur den Augenblick befreien, und das alte Unglück wird bald wieder an unsere Thore klopfen.

Ich schweige. Wer Ehre und Stolz fühlt, bedarf keiner weiteren Worte, Thoren werden durch Worte nicht weiser, und schlaffe Seelen werden durch Vermahnungen nicht stärker. Aber ihr Wackeren und Redlichen, kämpfet, arbeitet und denket, damit des Vaterlandes lange Uebel und Schäden einmal gebessert werden.

XXXVIII. Friedrich Rückert.

Friedrich Rückert, geboren 16. Mai 1789 zu Schweinfurt, ward nach philologischen und belletristischen Studien 1811 auf kurze Zeit Docent zu Jena, privatisirte in schriftstellerischer Thätigkeit und auf Reisen (Rom), trieb mit Vorliebe orientalische Sprachen, ward 1826 Professor in Erlangen, 1840 nach Berlin berufen, lebte seit 1849 auf seinem Gute Neusess bei Coburg und starb 31. Januar 1866. — Deutsche Gedichte von Freimund Reimar, 1814 (darin „Geharnischte Sonette“). Gesammelte Gedichte, 6 Bde., 1834—1838. — Rostem und Suhrab, 1838. — Brahmanische Erzählungen, 1839. — Hariris Makamen, 2 Bde., 1826 (übersetzt), Nal und Damajanti 1828 (übersetzt). — Weisheit des Brahmanen, 6 Bde., 1836—1839. — Aeusserst fruchtbar und ideenreich, ist Rückert zugleich Meister der Form in der lyrischen Dichtung.

1. Gedichte.

Sprache.

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!
Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wusste, dass ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Liessest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten,
Und mich spielen selbst mit dir.
Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.
Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst,
Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meissle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir lässt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muss der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreisst.

Mach' uns stark an Geistes-
händen,
Dass wir sie zum Rechten
wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Freiheitslied.

Zittr', o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entflieh'n,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können!
Wie des Kerkers Fuge kracht,
Wenn von einem Blitze
Dem, der drinnen liegt in Nacht,
Wird gezeigt die Ritze;
Wie das Haupt die Hoffnung hebt,
Und der Geist zur Freiheit strebt,
Und entfleucht den Mauern.
Wie im Arm der Buhlerin
Einer liegt versunken,
Ihm durch den berauschten Sinn
Plötzlich zuckt ein Funken,
Dass es dort, wo Engel geh'n,
Sieht die reine Liebe steh'n,
Die ihm aufwärts winket!
Zittr', o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entflieh'n,
Wenn du nicht willst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können!

Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Dass der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.
„Ach, ich bin kein starker
Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuss geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weisse Grab sie deckt."
Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen Allem, was da blüht.
Lass den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n.
„Ja, es werden nach mir blüh'n
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einz'le welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.
„Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durch-
flammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?
„Weh' mir, dass ich dir vertraut,
Als mich wach geküsst dein Strahl;
Dass in's Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!

Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entzieh'n,
Schliessen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entflieh'n.
„Doch du schmelzest meines Grimm's
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:
„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut'.
„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Liessest du mich blüh'n im Feld
Wie die Stern' auf höh'rer Flur
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönen Welt hinein.
„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Lass verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzusteh'n."

Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hing.
Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zu Ruh',
Ich sprach: o Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruh'n.
Die Blumen alle schliessen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fliessen
Besänftiget im Bach.
Nun hat der müde Sylphe
Sich unter's Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert thaubenetzt.
Es ward dem gold'nen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.
Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.
Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.
Mich fasset ein Verlangen,
Dass ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist.

Aus dem Liebesfrühling.

Flügel! Flügel! um zu fliegen
Ueber Berg und Thal,
Flügel, um mein Herz zu wiegen
Auf des Morgens Strahl!
Flügel, über's Meer zu schweben
Mit dem Morgenroth,
Flügel, Flügel, über's Leben,
Ueber Grab und Tod.

Flügel, wie die Jugend hatte,
Da sie mir entflog,
Flügel, wie des Glückes Schatte,
Der mein Herz betrog.
Flügel, nachzuflieh'n den Tagen,
Die vorüber sind,
Flügel, Freuden einzujagen,
Die entfloh'n im Wind.
Flügel, gleich den Nachtigallen,
Wann die Rosen flieh'n,
Aus dem Land, wo Nebel wallen,
Ihnen nachzuzieh'n.
Ach, von dem Verbannungsstrande,
Wo kein Nachen winkt,
Flügel nach dem Heimatlande,
Wo die Krone blinkt.
Freiheit, wie zum Schmetterlinge
Raupenleben reift,
Wann sich dehnt des Geistes Schwinge
Und die Hüll' entstreift.
Oft in stillen Mitternächten
Fühl' ich mich empor
Flüglen von des Traumes Mächten
Zu dem Sternenthor.
Doch gewachsenes Gefieder
In der Nächte Duft,
Mir entträufeln seh' ich's wieder
An des Morgens Luft.
Sonnenbrand den Fittig schmelzet,
Ikar stürzt in's Meer,
Und der Sinne Brausen wälzet
Ueber'n Geist sich her.

Aus den geharnischten Sonetten.

1.

O dass ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
Wie lang' willst du dich winden, gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feind's Triumphrad's Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, dass dich's endlich wurme?
Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang g'nug den Druck von eures Feindes Hufen! —
Des Stein's Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk, mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?

5.

Borussia! gelegt in schwere Stricke
Wardst du, als dich der Herr im Zorn gerichtet;
Jetzt hat er seinen Zorn mit dir geschlichtet,
Und deine Bande schlottern am Genicke.
Borussia! in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;

Denn nicht ist zwischen dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, deins ist sein Geschicke.
Borussia! du hast einst deutschen Ländern
Ein Beispiel selbst verschuld'ten Unterliegens
Gegeben, preisgegeben dich den Schändern:
Jetzt gieb ein Beispiel Fallens oder Siegens;
Auf, und greif' nach des Kriegsglücks dunklen Pfändern
Keck mit dem Wahlspruch: Gottes Hände wiegen's!

Aus den Ghaselen.

5.

Die Schöpfung ist zur Ruh' gegangen, o wach' in mir!
Es will der Schlaf auch mich befangen, o wach' in mir!
Du Auge, das am Himmel wachet mit Sternenblick,
Wenn mir die Augen zugegangen, o wach' in mir!
Du Licht, im Aether höher strahlend als Sonn' und Mond,
Wenn Sonn' und Mond ist ausgegangen, o wach' in mir!
Wenn sich der Sinne Thor geschlossen der Aussenwelt,
So lass die Seel' in sich nicht bangen, o wach' in mir!
Lass nicht die Macht der Finsternisse, das Graun der Nacht
Sieg über's innre Licht erlangen, o wach' in mir!
O lass im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft
Nicht sprossen sündiges Verlangen, o wach' in mir!
Lass aus dem Duft von Edens Zweigen in meinen Traum
Die Frucht des Lebens niederhangen, o wach' in mir!
O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
Geendet, das ich angefangen, o wach' in mir!
In deinem Schoosse will ich schlummern, bis neu mich weckt
Die Morgenröthe deiner Wangen: o wach' in mir!

6.

Du Duft, der meine Seele speiset, verlass mich nicht!
Traum, der mit mir durch's Leben reiset, verlass mich nicht!
Du Paradiesesvogel, dessen Schwing' ungesehn
Mit leisem Säuseln mich umkreiset, verlass mich nicht!
Du, Amme mir und Ammenmärchen der Kindheit einst!
Du fehlst, und ich bin noch verwaiset, verlass mich nicht!
Du, statt der Jugend mir geblieben, da sie mir floh;
Wo du mir fliehst, bin ich ergreiset, verlass mich nicht!
O du mein Frühling! sieh, wie draussen der Herbst nun braust;
Komm, dass nicht Winter mich umeiset, verlass mich nicht!
O Hauch des Friedens! horch, wie draussen das Leben tobt;
Wer ist, der still hindurch mich weiset? Verlass mich nicht!
O du mein Rausch! du meine Liebe! o du mein Lied,
Das hier durch mich sich selber preiset, verlass mich nicht!

Aus der Weisheit des Brahmanen.

O glaube nicht, dass du nicht seiest mitgezählt;
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt;
Die grosse Rechnung zwar ist ohne dich gemacht,
Allein du selber bist in Rechnung mit gebracht,
Ja, mitgerechnet ist auf dich in aller Weise;
Dein kleiner Ring greift ein in jene grössern Kreise.
Zum Guten, Schönen will vom Mangelhaften, Bösen
Die Welt erlöst sein, und du sollst sie miterlösen.
Vom Bösen mache dich, vom Mangelhaften frei:
Zur Güt' und Schöne so der Welten trägst du bei.

Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
Ich soll, ich muss, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
Ich soll ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muss, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maass der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.
Ich soll, ich muss, ich kann, ich will, ich darf, ich mag,
Die sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.
Nur wenn du stets mich lehrst, weiss ich was jeden Tag
Ich soll, ich muss, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Der grössre Bruder soll die kleinern überwachen,
Und diese sollen ihn zu ihrem Vorbild machen.
So tritt er halb und halb schon an des Vaters Statt,
Die ihnen er vielleicht einst zu vertreten hat.

Schön ist der Tropfen Thau am Halm, und nicht zu klein,
Der grossen Sonne selbst ein Spiegelglas zu sein.
Schön ist das Bächlein dann, das kaum zu küssen wagt
Die Blum', und murmellaut zu werden halb noch zagt.
Und schön ist auch der Strom, der sich mit Kraft ergiesst,
Im Spiel der Woge sich mit Rauschen selbst geniesst.
Und so freu' immer dich, wenn Schönes dir und Gutes
Quillt, Thau, Bach oder Strom, perl' oder riesl' und fluth' es.

Die vier Pflichten.

Ein junger Mann zum Propheten tritt:
„Gestorben sind mir beide Eltern, bin ich quitt
Nun gegen sie der weitern Pflichten?“
Er sprach: „Mit nichten,
Du hast die vier noch zu entrichten:
Für sie im Himmel dort zu beten,
Und ihre Schulden hier auf Erden zu vertreten,
Dann ihre Freunde noch zu ehren,
Und ihr Gebautes nicht umzukehren.“

2. Sawitri.

Aus den Brahmanischen Erzählungen.

Nun ward vom Könige, dess Tochter ausgegangen,
Der himmlische Besuch des Narada empfangen.
Zusammen sassen sie und pflogen weisen Rath,
Als von der Fahrt zurück ins Haus Sawitri trat.
Sie sah den Heiligen beim Vater, und mit Grüssen
Der Ehrfurcht neigte sie den beiden sich zu Füssen.
„Wo ist,“ sprach Narada, „die Tochter ausgewesen?
Warum ist auch für sie kein Gatte noch erlesen?“
Der alte König sprach: „Sie war von mir gerade
Deswegen jetzt gesandt, und kehrt von ihrem Pfade.
Welch einen Gatten sie erwählt, soll sie berichten.
Wohlan, o Töchterchen, wie lauten die Geschichten?“
Und ihres Vaters Wort wie eines Gottes ehrend,
Erzählte sie, zu ihm und halb zum Gast sich kehrend:
„In Salwa herrscht' ein Fürst, der Diutmasena hiess,
Den, als er alterte, das Augenlicht verliess.
Ein Nachbar-Erbfeind nahm dem Blinden, dessen Sohn
Gering und schwach noch war, in dieser Noth den Thron.
Er mit der Gattin nun, der Mutter des Unmünd'gen,
Floh in den Wald, sich dort durch Busse zu entsünd'gen.
Sein Sohn, der in der Stadt geborene, im Hain
Erwachs'ne Satiawan ist der Erkorne mein.“
„O weh,“ rief Narada, „Sawitri hat gefehlt,
Dass sie den Satiawan, den edlen, hat erwählt.
Er ist mir wohl bekannt mit allen seinen Gaben,
Die ihm die Götter, gut und schlimm, gegeben haben.
„Wie? ist er ohne Huld, ohn' Edelmuth und Güte,
Tapferkeit und Geduld und fürstliches Gemüthe?“
„Er gleicht der Sonn' an Glanz, und einer Blum' an Huld,
An Festigkeit dem Berg, der Erde an Geduld.“
„Ist er freigebig auch, wahrhaftig, gottergeben?
Ist er von Antlitz schön, von Sitte nicht uneben?“

„Schön ist er wie der Mond, freigebig wie das Meer,
Und wahre Gottesfurcht hegt keiner so wie er.“
„Mit allen Tugenden hast du ihn mir beschrieben;
Sag' auch die Fehler an, wenn Fehler an ihm blieben.“
„Ein Fehler haftet ihm bei viel Vorzügen an,
Ein Fehler, dem man nicht den zweiten finden kann:
Von heut, in dieser Stund', in diesem Augenblicke
In Jahresfrist erliegt sein Leben dem Geschicke.“
„Sawitri, Tochter, geh', wähl' einen andern Gatten,
Weil seine Tugenden stellt solch ein Fehl in Schatten.
Du hörst, wie Narada der gottvertraute sagt,
Dass man in einem Jahr als Todten ihn beklagt.“
„O Vater, einmal wird des Menschen Loos bestimmt;
Nur einmal wird uns, was der Tod uns einmal nimmt.
Ob lebensreich er mag, ob arm durchs Leben schreiten,
Zum Gatten wählt' ich ihn, und wähle keinen zweiten.
Der Geist beschliesst ein Werk, die Rede thut es kund,
Die That vollbringt's; so stimmt die Hand mit Herz und Mund.
Beschlossen hab' ich es, kund hab' ich es gethan,
Vollbringen lass mich es, nicht hindre mich daran!“
„O Fürst,“ sprach Narada, „fest ist Sawitri's Sinn;
Von ihrer Pflicht hält sie zurück kein Ungewinn.
Von der Verpflichtung soll man nicht zurück sie halten;
Es müssen glücklich ihr des Unglücks Sterne walten!
Mit dem erwählten Mann lasst sie durchs Leben wallen;
Ich aber gehe jetzt zum Himmel. Heil euch allen!“
Er sprach's und ging im Flug empor zum Wolkenhaus;
Drauf richtete der Fürst des Kinds Vermählung aus.
Und immer näher kam und näher kam heran
Die Zeit, wo sterben sollt' unrettbar Satiawan.
Die Tage zählte, wie sie schwanden, Tag für Tag
Sawitri, der die Red' im schweren Herzen lag.
„Drei Tage,“ sprach sie, „noch, am vierten muss er sterben!“
Da wollte sie durch Buss' abkaufen sein Verderben.
Drei Tag' und Nächte lang zu beten und zu fasten,
Zu wachen und zu stehn, sie nahm auf sich die Lasten.
Doch Diutmasena, da er den Entschluss erfuhr,
Stand auf vom Sitz, und sprach sanftschmeichelnd zu der Schnur:
„Zu streng ist und zu hart die Büssung, und zu zart
Bist du; drei Tag' und Nächt' ist mehr als Büsserart.“
„Ich habe dies gelobt, du musst dich nicht betrüben,
Zu meines Gatten Heil will ich die Busse üben.“
„Wenn du's gelobet hast, kann ich dir „brich's“ nicht sagen;
Dem Himmel thust du es, er helf' es dir ertragen!“
Der Alte sprach's und schwieg; Sawitri schön und bleich
Stand büssend, einem Bild und einer Säule gleich.

Der dritte Abend kam, es kam die dritte Nacht,
Die von Sawitri erst mit Kummer ward durchwacht.
In süssem Schlummer sah sie ihren Gatten liegen,
Nicht ahnend das Geschick, mit dem sie musste kriegen.
Den Gatten weckte sie nicht auf vom süssen Schlummer,
In leiser Andacht trug allein sie ihren Kummer.
Und als die Sonn' aufging, sprach sie: „Das ist der Tag!“
Indem mit Inbrunst sie des Morgenopfers pflag.
Mit Grusse trat sie dann der Schwieger und dem Schwäher
Und den versammelten des Walds Brahmanen näher.
„Heil!“ riefen alle, „Heil zur wohlbestandnen Busse!“
„So sei es!“ dankte sie, und war betrübt beim Grusse.
„Heil dir! nie müsse dich betreffen Wittwenschaft!“
„So sei es!“ dankte sie, und lag in Sorgenhaft.
Sie sah der Stund' am Tag, sie sah dem Augenblick
Entgegen, wo sich sollt' entscheiden ihr Geschick.
Da sprach die Schwäherin: „Die Frist hast du durchmessen
Des Fastens, liebes Kind, und nun ist Zeit zu essen.
Komm, Töchterchen, und lass, die ich bereitet habe,
Nun heut' am vierten Tag dich laben diese Labe!“
„Heut' werd' ich essen, wann die Sonn' hinunter ist;
So lautet mein Entschluss, so ist gesteckt die Frist.“
Als so die Nahrung ab von sich Sawitri wehrte,
Nahm Korb und Beil ihr Mann, der in den Wald begehrte.
Sie sprach: „O Satiawan, du darfst nicht geh'n allein,
Ich geh' mit in den Wald, ich muss heut' bei dir sein.“
„Nie gingst du in den Wald, Sawitri! müde machen
Wird dich der Weg, erschöpft vom Fasten und vom Wachen.“
„Vom Fasten nicht erschöpft, Ermüdung fühl' ich nicht;
Lass mich nur geh'n, da mir dazu nicht Kraft gebricht.“
„Wenn dir nicht Kraft dazu gebricht, stell' ich's dir frei;
Doch sag's den Eltern erst, dass mein die Schuld nicht sei.“
Sie wandte sich verbeugt zur Alten und zum Alten:
„Mein Gatte geht, um Frucht zu pflücken, Holz zu spalten.
Ich bitte, dass ihr mir erlaubet mitzugeh'n,
Denn heute will ich nicht von ihm getrennt mich seh'n.
Er geht zu Wald, ich kann nicht schelten, was er thut,
Zum Opfer holt er Früchť', und Holz zur Opferglut.
Ging er aus anderm Grund, so möcht' ich ihm es wehren;
Nun will ich mit ihm geh'n und nur mit ihm heimkehren.
Ich kam nun fast ein Jahr nicht aus der Siedelei,
Ich möchte seh'n, wie schön im blüh'nden Wald es sei.“
„Noch nie that einen Wunsch, seitdem in uns'rer Mitte
Sawitri wohnt, von ihr ist dies die erste Bitte.
Darum sei ihr der Wunsch gewährt, den sie gethan.
Doch, Tochter, geh' nicht irr' im Wald mit Satiawan!“

Von beiden ging sie so beurlaubt mit dem Gatten,
Hell lächelnd, in der Brust verbergend trübe Schatten.
Da war der blüh'nde Wald um sie nun aufgethan,
Durchschimmert und durchtönt von Reiher, Pfau und Schwan;
In Tiefen klare Flüss', und blüh'nde Bäum' in Höh'n:
„O sieh," sprach Satiawan, „Sawitri! sieh, wie schön!"
Sie aber ging, den Blick nicht ab vom Gatten lenkend;
Todt glaubte sie ihn schon, des Sehers Rede denkend.
Waldfrüchte sammelte nun mit dem Weib der Mann
Und füllte seinen Korb, Holz spaltet' er sodann.
Bei dieser Arbeit kam ihm der Erschöpfung Schweiss,
Er fühlte seine Stirn von Schmerzen glühend heiss.
Zu seiner Gattin trat der matte Mann voll Schmerz:
„Die Glieder brennen mir, Sawitri, und das Herz.
Holdredende! mir fehlt die Kraft, mich zu bewegen,
Ich kann nicht länger steh'n und muss mich niederlegen."
Sawitri setzte sich am Boden auf das Moos,
Des kranken Mannes Haupt nahm sie auf ihren Schooss.
Da dachte sie des Tag's verkündetes Geschick,
Dass diese Stund' es sei und dieser Augenblick.
In diesem Augenblick sah' einen Mann sie nah'n,
Furchtbar und schön, wie nie noch ihre Augen sah'n,
Mit krausem schwarzem Haar, mit dunklem Feuerblick;
Doch statt der Waffe war in seiner Hand ein Strick.
Er trat an Satiawan heran und sah ihn an;
Auf stand sie schnell, als sie ihn sanft vom Schooss gethan,
Und sprach, indem sie hielt die Händ' an's Herz gefaltet:
„Als Gott erkenn' ich dich, so ist kein Mensch gestaltet.
Sprich, welch' ein Gott bist du, und was du kommst zu thun,
Das sage mir, und lass im Schlaf den Gatten ruh'n."
„Du bist dem Gatten treu, du bist den Göttern werth,
Darum, Sawitri, sei dir mein Geschäft erklärt.
Wiss', ich bin Jama, der des Menschen Seel' abfordert,
Und vor den Richterstuhl Gestorbene beordert.
Des Gatten Leben ist verfallen dem Geschicke,
Ich aber bin genaht, damit ich ihn bestricke."
„Da deine Boten sonst uns abzuholen kommen,
Warum, o Fürst, hast du dir selbst die Müh' genommen?"
„Mich freut dein hoher Muth und unerschrock'ner Sinn,
Drum sag' ich dir, warum ich selbst gekommen bin.
Von meinen Dienern nicht verdient geholt zu sein
Ein Mann so tugendhaft, drum hol' ich selbst ihn ein."
Da zog er aus dem Leib des Liegenden mit Macht
Die Seel' hervor, und hielt am Strick sie mit Bedacht.
Und als die Seel' ihm war entzogen, da fiel schwer
Der Leib am Boden hin, und war nicht lieblich mehr.

Gen Süden wendete sich Jama mit dem Schatten,
Sawitri aber ging voll Trauer nach dem Gatten.
Von ferne folgte sie dem Gatten schweigend stumm,
Da sah des Todes Fürst sich freundlich nach ihr um:
„Sawitri, nun kehr' um! du folgtest deinem Gatten
Hier weit genug; kehr' um, die Leiche zu bestatten.“
„Wohin mein Gatte geht, wohin er wird geführt,
Geh' ich mit ihm, das ist die Pflicht, die mir gebührt.
Um willen meiner Buss', um meiner Liebe willen,
Um willen deiner Huld, lass mich die Pflicht erfüllen!
Pflicht ist das höchste Band, das hier die Guten bindet,
Pflicht ist der Weg, auf dem man Glück und Ruhe findet.
Der Pflicht zu pflegen, ist gemacht der Liebe wegen,
Zur Lust und nicht zur Last; o lass der Pflicht mich pflegen.“
„Sawitri, mich erfreut dein Wort, o gattentreue,
So dass ich gerne dich mit einer Gnad' erfreue.
Wähl' eine Gnade dir, und alles, nur das Leben
Des Gatten nehm' ich aus, sei, Schönste, dir gegeben.“
„Mein Schwäher büsste ein sein Reich und sein Gesicht;
Gieb ihm das edelste zurück, sein Augenlicht!“
„Es ist gewähret, geh', und nimm die Trosteskunde:
Erwartend sieht er dir entgegen diese Stunde.
So eben staunet er, dass sich sein Aug' erschloss;
Und dich zu seh'n, die Lust dünkt' ihm vor allen gross.
Doch nun kehr' um! ich seh, dass deine Kräft' erlagen,
Du kannst des längern Wegs Ermüdung nicht ertragen.“
„Ermüdung fühl' ich nicht in meines Gatten Nähe:
Noch weiter ging' ich gern, dass ich ihn leben sähe.
Wie blieb ich nicht, wo mich des Gatten Liebe hält,
Und eines Gottes Huld der Liebe sich gesellt!
Der Guten Nachbarschaft, der Götter Nähe soll
Ein Guter suchen, wo er kann, vertrauenvoll.
Der Freunde Freundschaft wächst, sagt man, mit jedem Schritte,
Den sie zusammen gehn, drum lass mich gehn, ich bitte.“
„Sawitri, mich entzückt dein Wort, o gattentreue,
Ich wünsche, dass dich nicht der weite Gang gereue.
Wähl' eine zweite Gnad', und alles, nur das Leben
Des Gatten nehm' ich aus, sei, Beste, dir gegeben.“
„Mein Schwäher, der sein Reich verlor, mög' er sich sehn
Als König wieder! sonst wär' ihm kein Heil geschehn.“
„Es ist gewähret, geh! zur Stunde wird vertrieben
Der Herrscher der Gewalt, den nicht die Völker lieben.
Die Abgesandten nahn, um ihrem alten Herrn
Zu huldigen; kehr' um! der Abend ist nicht fern.“
„Kein Abend, keine Nacht bricht für die Treue an;
Für mich ist ew'ger Tag auf meiner Liebe Bahn.

O Milder! Milde wird selbst Feinden mild begegnen:
Die Götter aber sind bestellt, die Welt zu segnen.
O Wesenbändiger, du Schreck Lebendiger,
Dich ehret ohne Graun ein recht Verständiger.
O Schrankenbrecher, unumschränkter Allbeschränker,
Hochdenker nennen dich des höchsten Gutes Schenker."
„Wie einen Durstigen das Wasser, o Getreue,
Labt mich dein Wort, und Huld gewähr' ich dir aufs neue.
Wähl' eine dritte Gnad', und alles, nur das Leben
Des Gatten nehm' ich aus, sei, Edle, dir gegeben."
„Um Söhne bat vordem mein Vater, doch nur mocht' er
Erhalten von der Gunst der Götter eine Tochter.
Die Tochter ist ein Strauss am Busen: dass ihm kröne
Ein voller Kranz das Haupt, gieb ihm ein Dutzend Söhne!"
Ein Dutzend Söhne sind, wie du verlangst, beschieden
Dem Vater; aber nun, Sawitri, geh' in Frieden!"
„In Frieden bin ich nur, wo ich zu Hause bin;
Wohin mein Gatte geht, eilt meine Seele hin.
O Allausgleicher, du machst alle Wesen gleich,
Den Reichen machst du arm, den Armen machst du reich,
Den Fröhlichen betrübt, den Traurigen vergnügt;
Ich bin betrübt, kein Leid wird meinem zugefügt.
Das Leben nimmst du, doch das Leben giebst du auch;
Mein Leben ist bei dir in meines Gatten Hauch."
„Nie hab' ich solches Wort gehört, o fromm' und treue,
Wie das aus deinem Mund, werth dass es Götter freue.
Wähl' eine vierte Gnad', und alles, nur das Leben
Von diesem schliess' ich aus, sei, Schönste, dir gegeben."
„Ein Stamm von Söhnen sei, o Edler, mir verliehn,
Zu Sitt' und Götterfurcht und Ruhm sie zu erziehn."
„Es ist gewährt, du wirst die Mutter blüh'nder Knaben;
Nun, Gute, geh' nach Haus! was willst du weiter haben."
„Die Guten sinken nicht, die Guten wanken nicht,
Die Guten leiden nicht, die Guten kranken nicht.
Die Guten sterben nicht, von Guten der Verein
Lebt ewig, und die Welt erhalten sie allein.
Durch Wahrheit leiten sie die Sonne, dass sie geht;
Durch Andacht halten sie die Erde, dass sie steht.
Der Frauen Güte ist, den guten Mann zu lieben;
Auch einem schlechten ist die gute gut geblieben.
Der Frauen Güte ist, zu lieben einen Mann;
Die ist nicht gut, die mehr als einen lieben kann.
Wie könnt' ich Einen noch, da Einen ich gewann,
Gewinnen? wenn er starb, wo fänd' ich Söhne dann?"
Dein Wort bezaubert mich, Sawitri, gattentreue,
Noch eine Gnade wähl', o Gute, sonder Scheue."

„Die Gnade hast du nun der Gnade nicht beraubt;
Es lebe Satiawan! der Wunsch ist mir erlaubt.
Er lebe, wenn du willst, dass leben soll mein Haupt.
Du hast die Gnade schon der Söhne mir gegeben,
Mit eingeschlossen war darin des Gatten Leben.
Nun hast du selber nicht sein Leben ausgeschlossen;
So gieb ihn mir zurück, den Gatten, den Genossen!
Ohn' ihn begehr' ich kein Vergnügen, keine Wonne
Des Himmels noch der Welt, des Mondes noch der Sonne.
Ohn' ihn vermag ich nicht zu leben, gieb mir ihn!
Wenn ich nicht sterben soll, kannst du ihn nicht entziehn.
Verleih mir den Gemahl! du hast ihn schon verliehn."
„Ja!" sprach er, und der Strick in seiner Hand ward los;
„Heil dir! dein Ruhm und dein Geschlecht, o Weib, sei gross.
Dein Gatte ist befreit von mir, er ist befreit
Durch dich, wohl wird er sein und glücklich alle Zeit.
Ein langes Leben wird mit dir zu Theil ihm werden,
Und euer Name soll unsterblich sein auf Erden.
Dem Neuvermählten werd' einst dieser Wunsch gethan:
Sei du beglückt, wie durch Sawitri Satiawan!
Und was ein Dichtergeist des Guten und des Schönen
Mag dichten, das soll er mit euerm Preise krönen!"
Nachdem der hohe Gott der Hohen dieses Glück
Gewähret hatte, ging er in sein Reich zurück.
Sawitri aber, der gewonnen war der Gatte,
Ging, wo den Todten sie zurückgelassen hatte.
Am Boden, wo er lag, am Boden auf das Moos
Setzte sie sich, und nahm sein Haupt auf ihren Schooss.
Da kam Besinnung ihm, und, wie von langer Reise
Zurückgekehrt, sprach er zu ihr aufblickend leise:
„Lang schlief ich, Liebe! was hast du mich nicht geweckt?
Wo ist der finstre Mann, der vorhin mich erschreckt?"
„Lang, Lieber, schliefest du, von meinem Schooss umfangen;
Jama, der Bändiger, der Gott ist weggegangen.
Von der Betäubung, Fürst, vom Schlaf bist du erwacht;
Wenn du vermagst, steh' auf! schon dunkel ist die Nacht."
Da stand er auf, alswie von sanftem Schlaf erquickt,
Und sprach, indem er Wald und Gegend überblickt:
„Zum Früchtesammeln bin ich mit dir ausgegangen;
Als Holz ich spaltete, hat Kopfschmerz mich befangen.
Vom Schmerz betäubt, konnt' ich nicht stehn, da legte ich
Auf deinen Schooss mich; wohl erinnr' ich dessen mich.
Schlummernd auf deinem Schooss ward mir der Geist entrückt,
Da hat der finstre Mann mich furchtbar angeblickt.
O Schlanke, wenn du's weisst, sag, was mit mir geschah,
Ob ich das wirklich, ob ich nur ein Traumbild sah."

„Komm! morgen werd' ich dir erzählen, was geschehn;
Komm! finster ist die Nacht, lass uns nach Hause gehn.
Schon machen scheue Nachtdurchwandler dort sich auf,
Im Walde rauscht das Laub von wilder Thiere Lauf.
Die grässlich heulenden Schakale allerwärts
Mit hohlem Grabesruf erschüttern mir das Herz."
„Sawitri! furchtbar ist bei Nacht der Wald zu sehen;
Du weisst die Wege nicht, und ich bin schwach zum Gehen."
„Geliebter! dort im Wald brennt eines Feuers Glast;
Wart' hier! ich hole dort als Fackel einen Ast."
„Ja, geh' und kehre schnell! ich warte deiner Huld,
Und unser harrt daheim der Eltern Ungeduld.
Noch nie kehrt' ich so spät zurück zur Siedelei;
Die Mutter wünscht mich schon, eh's Abend wird, herbei.
Am Tage selber kann ich ihr kein Stündchen fehlen,
Mit Sorge wird sie gleich, mit Furcht um mich sich quälen.
Wie werden sie daheim um meinetwegen bangen;
Um meiner Eltern Gram bin ich von Angst befangen.
Oft standen in der Nacht sie vormals auf und sprachen
Zu mir mit Thränen, die aus ihren Augen brachen:
„Kind, schläfst du? liebes Kind! du bist den beiden Alten,
Den beiden, alt und blind, als einz'ge Stütz' erhalten.
Die Mutter die ist alt, der Vater der ist blind,
Und fern allein im Wald bin ich, ihr einzig Kind."
„Im Walde nicht allein, mein Satiawan! ich bin
Bei dir, der Fackelschein führt uns zur Heimath hin.
Du bist noch krank und schwach vom Weh, das du erlitten;
Komm, stütze dich auf mich, und geh mit meinen Schritten!"
Matt lehnt' er sich auf sie und strebte fort in Eil'.
Da sah er noch den Korb am Boden und das Beil.
„O Satiawan, den Korb häng' ich, sei ohne Sorgen,
Am hohen Zweig hier auf, hier holen wir ihn morgen.
Zur Sicherheit nehm' ich das Beil, die Waffe mit."
So sprach sie rasch, indem sie mit dem Gatten schritt;
Er schwer auf sie gelehnt, und sie in einer Hand
Die Waffe haltend, hoch zur anderen den Brand.
Sie spähete den Weg zur Rechten und zur Linken;
Was liess im Waldgeheg sie mit der Last nicht sinken?
Sie stützte das Gefühl von dem, was sie vollbracht
Durch ihrer Treue Muth, durch ihrer Liebe Macht:
Dem Schwäher Augenlicht, dem Vater Söhne, Leben
Dem Gatten hatte sie durch Göttergunst gegeben.

XXXIX. Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland, geb. 20. August 1787 zu Tübingen, studirte dort seit 1801 die Rechte, war 1810 Dr. juris, lebte dann zwei Jahre in Paris dem Studium der altfranzösischen Poesie, praktisirte seit 1812 in Stuttgart, war von 1819—1839 Mitglied der Ständeversammlung, 1829—1833 zugleich Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen, widmete sich seitdem in freier Musse wissenschaftlichen Arbeiten und der Dichtkunst, sass 1848—1849 im deutschen Parlamente zu Frankfurt, lebte hochgeehrt bis 13. November 1862. — Der Wunsch, „eine Brücke zu schlagen zwischen den zwei sonnigen Bergen der alten und neuen Poesie“ (Weimar, Jahrb. f. d. Spr., Litt. u. K. 5, S. 33), leitete ihn ebensowohl in seinen eigenen Dichtungen („Gedichte“, zuerst 1815) und wissenschaftlichen Abhandlungen (bes. „Ueber Walther von der Vogelweide“ 1822, und „Ueber den Mythus von Thor“ 1836), wie in der Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder“ 1844 u. 1845, wie endlich in der Begründung der sog. schwäbischen Dichterschule durch den mit Gust. Körner herausgegebenen „Poetischen Almanach“ 1812 und den „Deutschen Dichterwald“ 1813. — Uhland ist nächst Schiller der grösste deutsche Balladendichter; Dramen schrieb er zwei, „Herzog Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“.

1. Gedichte.

Gesang der Jünglinge.

Heilig ist die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düstrer Einsamkeit
Dumpf die Tritte wiederschallen!
Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.
Geh'n wir in's Gefild hervor,
Das sich stolz dem Himmel zeiget,
Der so feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling steiget!
Eine Welt von Fruchtbarkeit
Wird aus dieser Blüthe brechen.
Heilig ist die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsseelen sprechen!
Fasset die Pokale nur!
Seht ihr nicht so purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Lasst uns hohen Muthes trinken!
Dass sich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig ist der Rebensaft,
Ist des Jugendschwung's Gespiele.
Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet sich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter, himmlischer Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenschein,
Unsre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig soll das Mädchen sein,
Denn wir reifen uns entgegen!
Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernst in euch zu saugen;
Stärkt an Frühling euch und Wein,
Sonnet euch an schönen Augen!
Jugend, Frühling, Festpokal,
Mädchen in der holden Blüthe,
Heilig sei'n sie allzumal
Unsrem ernsteren Gemüthe!

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht.
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muss sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiss nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal.
Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
Nun muss sich Alles, Alles wenden.

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heisst Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Weht und rauscht der deutsche Gott.

Der Königssohn.

1.

Der alte graue König sitzt
Auf seiner Väter Throne.
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie sinkende Sonn' die Krone.

„Mein erster und mein zweiter Sohn!
Euch theil ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebstes Kind!
Was lass' ich dir zum Pfande?

„Gieb mir von allen Schätzen nur
Die alte rostige Krone!
Gieb mir drei Schiffe, so fahr ich hin
Und suche nach einem Throne."

2.

Der Jüngling steht auf dem Verdeck
Sieht seine Schiffe fahren,
Die Sonne strahlt, es spielt die Luft
Mit seinen goldnen Haaren.

Das Ruder schallt, das Segel schwillt,
Die bunten Wipfel fliegen,
Meerfrauen mit Gesang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er spricht: „Das ist mein Königreich,
Das frei und lustig streifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluthen schweifet.“
Da ziehen finstre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter.
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maste springen in Splitter.
Und Wogen stürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verschlungen ist der Königssohn
Sammt seinem lust'gen Reiche.

3.

Fischer.

Versunken, wehe, Mast und Kiel!
Der Schiffer Ruf verschollen!
Doch sieh, wer schwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?
Er schlägt mit starkem Arm die Fluth
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron',
Es dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königssohn, mir aber ist
Die Heimath längst verloren.
Erst hat die schwache Mutter mich,
Die irdische, geboren.
Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das starke Meer, mich wieder.
In Riesenarmen wiegte sie
Mich selbst und meine Brüder.
Die Andern all' ertragen's nicht,
Mich brachte sie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor sie mir
All' diese weiten Lande.

4.

Fischer.

Was spähest du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht,
Und hast mit aller Mühe doch
Kein Fischlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fischen,
Ich sah in Meeresschacht,
Wohl jeder Angel allzu tief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie schreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte.
Er ruft sein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.
Doch werd' ich ihn stürzen
Mit dem Speer in starker Hand,
Um die Schultern mir schürzen
Sein Goldgewand.
Der Aar, ein König, schwebet auf,
Er rauschet in Wonne,
Will langen sich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.
Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und spiessen
Mein geflügelter Pfeil,
Dass er mir sinke zu Füssen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfarb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.
Der Königssohn, er fängt es ein,
Hat sich darauf geschwungen,
Es bläht die Brust und schwingt den Schweif,
Kommt wiehernd hergesprungen.

Und Alle horchen staunend auf,
Die in den Thälern hausen.
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brausen.
Da sprengt herab der Königssohn,
Umwallt vom Fell des Leuen,
Des wilden Rosses Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer streuen.
Da drängt sich alles Volk herzu
Mit Jubel und Gesange:
„Heil uns! er ist's, der König ist's,
Den wir erharrt so lange!"

7.

Es steht ein hoher, schroffer Fels,
Darum die Adler fliegen,
Doch wagt sich keiner drauf herab,
Den Drachen seh'n sie liegen.
In alten Mauern liegt er dort,
Mit seinem goldnen Kamme,
Er rasselt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.
Der Jüngling, ohne Schwert und Schild,
Ist keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält sie fest umrungen.
Er küsst sie dreimal in den Schlund,
Da muss der Zauber weichen.
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das schönst' in allen Reichen.
Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern ist
Ein Königsschloss gestiegen.

8.

Der König und die Königin
Sie stehen auf dem Throne,
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie steigende Sonn' die Krone.
Viel stolze Ritter steh'n umher,
Die Schwerter in den Händen,
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.
Ein alter blinder Sänger steht
An seine Harf' gelehnet,
Er fühlet, dass die Zeit erschien,
Die er so lang' ersehnet.
Und plötzlich springt vom hohen Glanz
Der Augen finstre Hülle.
Er schaut hinauf und wird nicht satt
Der Herrlichkeit und Fülle.
Er greifet in sein Saitenspiel,
Das ist gar hell erklungen,
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied gesungen.

Die Vätergruft.

Es ging wohl über die Heide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeschmeide
Und trat in den dunkeln Chor.
Die Särge seiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Gesang.
„Wohl hab' ich euer Grüssen,
Ihr Heldengeister, gehört;
Eure Reihe soll ich schliessen.
Heil mir! ich bin es werth."
Es stand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt;
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.
Die Hände thät er falten
Aufs Schwert und schlummert ein;
Die Geisterlaute verhallten,
Da mocht' es gar stille sein.

2. Aus dem „Mythus von Thor".

Hrungnir.

Auszug aus der Erzählung der j. Edda (Sn. Edd. 106—110).

Thor und der Jötun Hrungnir haben sich an die Ländergrenze auf Griottunagardar zum Holmgange (Zweikampf) beschieden. Die Jötune fürchten das Schlimmste von Thor, wenn Hrungnir, der stärkste von ihnen, erläge. Da machen sie auf der Kampfstätte einen Mann von Lehm, neun Rasten (Wegmeilen) hoch und drei breit unter den Armen. Das Herz nehmen sie von einer Stute, das ihm jedoch nicht haltbar ist, als Thor kommt. Hrungnir aber hat ein Herz von hartem Steine, mit drei Ecken; von Stein ist auch sein Haupt, sowie sein breiter und dicker Schild. Diesen hat er vor sich, als er auf Griottunagardar steht und Thors wartet. Seine Waffe ist ein Schleifstein, den er über die Schulter nimmt; und nicht mild ist er anzusehen. Ihm zur Seite steht der Lehmjötun, Möckrkalfi genannt. Dieser ist sehr furchtsam; es wird gesagt, dass Bäche von ihm rieselten, als er Thor sah. Thor fährt heran und mit ihm Thialfi, der gegen Hrungnir vorläuft und zu ihm spricht: „Du stehst übel behütet, Jötun! hast den Schild vor dir, aber Thor hat dich gesehen, er fährt niederhalb in der Erde und wird von unten an dich kommen." Da wirft Hrungnir sich den Schild unter die Füsse und steht darauf, die Steinwaffe aber fasst er mit beiden Händen. Demnächst sieht er Blitze und hört starke Donner. Thor fährt daher in Asenzorn, schwingt den Hammer und wirft ihn weit nach Hrungnir. Der Jötun wirft die Steinwaffe entgegen, sie trifft den Hammer im Fluge, und der Schleifstein bricht entzwei. Der eine Theil fällt zur Erde (davon sind alle Wetzsteinfelsen geworden), der andere fährt in das Haupt Thors, so dass dieser vor sich auf die Erde stürzt. Miölnir aber trifft den Hrungnir mitten an das Haupt und zerschmettert ihm die Hirnschale zu kleinen Splittern. Der Riese fällt vorwärts über Thor, so dass sein Fuss über dessen Halse liegt. Thialfi greift den Lehmriesen an, der mit geringem Ruhme fällt. Dann will er Hrungnirs Fuss von Thor nehmen, ist es aber nicht im Stande. Als die Asen erfahren, dass Thor gefallen, eilen sie herbei, aber keiner vermag zu helfen, bis Magni, der Sohn Thors und Jarnsaxas, hinzukommt. Erst drei Nächte (nach anderer Leseart drei Winter) alt, wirft er Hrungnirs Fuss von Thor und spricht: „Schmerz und Schmach, Vater, dass ich so spät kam! mit meiner Faust würd' ich diesen Jötun erschlagen haben, wär' ich mit ihm zusammengetroffen!" Da steht Thor auf, bewillkommnet seinen Sohn und sagt, derselbe werde sehr tüchtig werden.

Dieser Erzählung ist ein Stück aus Haustlöng, einem Gedichte des norwegischen Skalden Thiodolf, aus dem neunten Jahrhundert, angehängt. Das Bruchstück von sieben Strophen besingt nur den Hauptkampf, im Ganzen übereinstimmend mit Obigem; der Lehmriese, Thialfi und Magni kommen darin nicht vor. Als Thor mit seinen Böcken daherfährt, reissen und brechen die Felsen und brennt der Himmel. Der Kampf Thors mit Hrungnir war aber sehr wahrscheinlich auch Gegenstand eines besonderen, nun verlorenen Mythenliedes in der einfacheren Weise der in der ä. Edda erhaltenen. Diese selbst spielen wiederholt auf das Ereigniss an und beurkunden es damit als zu ihrem Kreise gehörig. Sie lassen Thor sich der Erlegung des hochfahrenden Jötuns rühmen, dessen Haupt von Stein war, und nennen Thors Hammer Hrungnirstödter. Bei den Skalden heisst Thor selbst Schädelsprenger Hrungnirs (Sn. Edd. 102) und

der Schild Hrungnirs Fusssohlenblatt oder Fussgestell (ebd. 160. 162, Kormaks Saga, Hafn. 1832, p. 40), weil der Jötun auf dem seinigen stand.

Wenn auch der Name Hrungnir ohne erwiesene Deutung bleibt, so steht die Gestalt um so entschiedener da. Der Jötun, der bis in sein dreigespitztes Herz von Stein ist, stammt unzweifelhaft vom Gebeine des Urriesen, daraus einst die Felsen geschaffen wurden. In ihm bezwingt Thor die dem Anbau der Erde widerstrebende Steinwelt.

Der erste Anlass, dem Donnergotte die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felsenspaltenden Gewalt des Wetterstrahls. Es ist zuvor gesagt worden, wie die Berge zittern und die Felsen brechen, wenn Thor feurig einherfährt, und wie insbesondere seine Anfahrt gegen Hrungnir im Skaldenliede so geschildert wird. Die volle, zerschmetternde Kraft aber äussert sich im Wurfe des Hammers Miölnir, des Donnerkeils, von dem auch Hrungnir zusammenstürzt. Der Volksglaube schrieb die Bergfälle, die Felslawinen im Gebirge, dem Thor und seinem Hammer zu (Sax. VII, 187, Lex. myth. 656, Faye 3—6). Es ist nur eine ausgedehntere Auffassung dieses zermalmenden Hammerschlages, ihm die Bereitung des harten Steingrundes zum urbaren Erdreiche beizumessen. Thor vollbringt dies mit dem einen Streiche auf Hrungnir's steinernes Haupt, das in kleine Stücke springt.

Die Kämpfer haben sich auf die Landmark nach Griottunagardar, nach den Bezirken der Steingehege, beschieden, an die Grenze des jötunischen Steingebietes. Thor kommt dahin mit seinem Diener Thialfi, der, wie schon bemerkt, die menschliche Arbeit vorstellt. Thialfi beredet den Hrungnir, sich nach unten mit dem Schilde zu decken; dieser täuschende Rath kommt aus dem Munde dessen, der von unten herauf das Gebirge zu bearbeiten gewohnt ist. Aber Asathor fährt von oben her. Auch dem Thialfi wird sein Theil am Kampfe. Die Jötune haben den langen und breiten Lehmriesen aufgerichtet, der aber feig ist und nur ein scheues Stutenherz in der Brust hat; sein Name ist Möckrkalfi, Wolken- oder Nebelwade. Es ist der zähe, wässerige Lehmboden am dunstigen Fusse des Steingebirges. Mit ihm wird menschliche Anstrengung fertig, während den Steinriesen nur Götterkraft besiegen kann. Dass Thor in Gefahr kommt, vom Sturze des erschlagenen Steinjötuns erdrückt zu werden, ist dem Anblick verschüttender Bergfälle, die gleichwohl Thors Werk sind, entnommen; nach der Volkssage verlor er einst auch bei solchem Anlasse seinen Hammer (Lex. myth. 656). Die Aufraffung, die erneuete Kraft, die ihn rettet, wird seinem jungen Sohne Magni, der personificirten Asenstärke, beigemessen.

Ist auch das Nebenwerk da und dort verdunkelt, so bleibt doch das Hauptbild verständlich. Den Lehmhügel hinan, am Abhange des Gebirges, regt sich der mühsame Anbau, oben herein ragt das ungeheure Felshorn, an dem eine Gewitterwolke blitzt und donnert, dass plötzlich der ganze Gebirgsstock erbebt. Die Feldarbeiter blicken empor, und siehe! der Fels wird zum Steinriesen, in der Wolke steht der feurige Wagenlenker Thor, den malmenden Hammer schleudernd. Da fühlt Thialfi, dass er nicht allein arbeite, ein gewaltiger Gott ist hülfreich mit ihm, und während er das Geringe schafft, vollbringt jener das Grosse und hat das Schwerste schon vorgearbeitet.

XL. August von Platen.

August Graf von Platen-Hallermünde, geboren 24. October 1796 zu Ansbach, erzogen im Cadettenhause und Pageninstitut in München, zog im letzten Kriege gegen Napoleon 1815 als baierischer Offizier nach Frankreich mit, ging nach sprachlichen und philosophischen Studien in Würzburg und Erlangen (befreundet mit Schelling) 1824 nach Italien, welches seine zweite Heimath wurde. Er starb schon 1835 in Syrakus. — Platen's dichterische Begabung glänzt in der Schönheit und Klarheit der Form; neben seinen Dramen (darunter „aristophanische“ Lustspiele: „Die verhängnissvolle Gabel“, „der romantische Oedipus“), dem romantischen Epos „die Abbassiden“ und manchen Balladen gilt das besonders von den lyrischen Gedichten in orientalischen (Ghaselen), italiänischen (Sonetten) und antiken Versformen (Oden und Hymnen).

Gedichte.

Vaterland.

Mag der Wind im Segel beben,
Steuernd nach dem Land der Pracht,
Wo der Freiheit stolzes Leben
Zwischen Palmen aufgewacht:
Der erhitzte Wahn der Jugend,
Der das Glück sich fern verheisst,
Weiche deiner strengern Tugend,
Weiche deinem grössern Geist!
Soll der letzte Stern erbleichen
An des deutschen Himmels Rand,
O so decken unsre Leichen
Das verlorne Vaterland!

Ghasel.

Du bist der wahre Weise mir,
Dein Auge lispelt's leise mir:
Du bist ein Gastfreund ohne Hehl
Auf dieser langen Reise mir;
Dein Leben wird, dass Liebe noch
Lebendig, zum Beweise mir;
Du bringst der Liebe Moschusduft,
Du bringst der Wahrheit Speise mir;
Es wird so leicht, es wird so warm
In deinem lieben Kreise mir;
Du bist die Perle, deren Werth
Hoch über jedem Preise mir!

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang:
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang!
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang!
Mir indessen, dem's im Busen thatenschwanger wühlte, gohr,
Diente selbst der Scherz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang;
Doch getrost! vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Sonette an Venedig.

Mein Auge liess das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladio's Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.
Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.
Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.
Ich steig' an's Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Marcusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies grosse Räthsel fassen?
Ersteigend erst des Marcusthurms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.
Ich grüsse dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.
Und sieh! da kam ein muth'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfliesst, Venedig sanft umspület!
In's Inn're wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.
Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es lässt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.
Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Marcusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen;
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.
Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Oed' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.
Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!
Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

Ode an Florenz.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk,
Mit wahrem Fug dich „blühende Stadt" genannt,
Nicht weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Oel trieft:
Nicht weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil des Lustparks hohe Cypressen und
Steineichen, sammt Oliv' und Lorbeer,
Neben der Pinie nie verwelken;
Nicht weil Gewerbfleiss oder Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indess du stolz
Freiheit geniessest, Ruhm geniessest
Unter der milden Gesetze Weisheit;
Nicht weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jetzt stummgaffende Britten stehn;
Wie manches Denkmal ist, Florenz, dir
Fremder geworden als selbst dem Fremdling!
Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch geschehn mag, über den Horizont,
Längst schläft Da Vinci, Buonarotti,
Macchiavell und der alte Dante:
Allein du blühst durch deine Gestalten fort,
Und jener Kunst Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an, wie vormals.
Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeiert:
Wandelt die schönere schon vorüber!

Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Tizians, und tausend
Reize der Reizenden weggelauschet?
Und deiner Söhne Mütter, o sprich, Florenz!
Ob nie die sehnsuchtsvolleren Blicke sie
Gesenkt vor Benvenuto's Perseus,
Oder dem himmlischen Apollino?
Wohl mag der Neid euch zeihen der Ueppigkeit,
Frei spricht die Lieb' euch. Liebt und geniesst und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn Adonis!
Hier tändle Glück und Jugend: den Dichter nur,
Zum strengen Ernst anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht sein früh'res Leben
Unter den Händen, wie Knabenspielzeug.
Er rafft sich auf, dem reifere Stunden grau'n,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelschlag,
Und mehr und mehr Zukunft im Herzen,
Lernt er entsagen der kalten Mitwelt.
Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,
Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,
Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,
Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:
Während still aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

XLI. Jacob Ludwig Grimm.

Jacob Ludwig Grimm, der Vater der deutschen Sprach- und Sagenforschung, geboren 4. Januar 1785 zu Hanau, 1830—1837 Professor in Göttingen, seit 1841 in Berlin. „Deutsche Grammatik", Bd. I. 1819, Bd. II.—IV. 1826—1837; „Deutsche Mythologie", 2 Bde., 1835; „Geschichte der deutschen Sprache", 2 Bde., 1848; „Reinhart Fuchs", 1834. Er starb 1863. — Mit seinem Bruder Wilhelm — geboren 1787, Professor in Göttingen 1835—1837, in Berlin seit 1841, starb 1859 — gab er die „Kinder- und Hausmärchen", 2 Bde., 1812; die „Deutschen Sagen", 2 Bde., 1816—1818, und das grossartig angelegte „Deutsche Wörterbuch" heraus (seit 1852 begonnen).

Aus der „Rede über das Alter".

Jener, man könnte sagen volksmäszige widerwille und abscheu vor dem alter ist auch ungerecht, da es nicht wie der tod kinder, jünglinge, männer und greise auswählend dahinraft, sondern gleichmäszig und allmälich über das ganze menschengeschlecht erst im letzten ziel, folglich als allgemeine, unvermeidliche nothwendigkeit der verlaufenden zeit eintritt, so dasz alter gleichviel mit zeit bedeutet und wir die abschnitte der zeit selbst zeitalter benennen. es liegt ein widerspruch darin, dasz während alle menschen alt zu werden wünschen, sie doch nicht alt sein wollen. der greis sollte von dank erfüllt fühlen, dasz ihm zur letzten lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war, er hat nicht nöthig zu jammern, wenn sie annaht, es ist ihm gestattet mit stiller wehmuth hinter sich zu blicken und nach dem schwülen tag in abendlicher, labender kühle gleichsam auf der bank vor seiner hausthür sitzend sein verbrachtes leben zu überschlagen. solch ein hochbejahrter, den das schicksal aufgespart, dem verwandten und freunde vorausgestorben sind, nur noch deren nachkommen zur seite stehen, darf sich dann auch einsam und verlassen fühlen, freude und trauer mischen. ich kann nicht umhin eine stelle Walthers von der Vogelweide hier auszuheben, worin mit tiefer empfindung ausgesprochen wird, wie der nach langer abwesenheit endlich in seine heimat zurückkehrende dichter alles, auszer der Natur selbst, verändert findet, gleich den aus zauberschlaf erwachten, die eine stunde geschlummert zu haben meinen und hundert jahre verschlafen haben, so dasz niemand von den leuten sie wiederkennt. das lied geht sicher auf Walther selbst und ist sein schönstes, echtestes, obschon es Lachmann in das vierte buch zweifelhafter gedichte setzt, doch kann man sich den platz am schlusse, wohin es schon an sich gehört, gefallen lassen; man vernehme die worte in ihrer alten, von der heutigen nur wenig abstehenden gestalt:

Owê war sint verswunden alliu mînlu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen unde enweiz ez niht.
nû bin ich erwachet und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde worden, reht' als ez sî gelogen.*)

*) S. Th. I, pag. 144.

Es ist nicht meine absicht in dieser schilderung allgemeiner eindrücke, die das alter auf uns macht, fortzufahren, vielmehr will ich suchen näher auszuführen, was im einzelnen zu seinen gunsten oder ungunsten behauptet werden kann.

Am schwersten wiegt aber die unmittelbare schuld die ihm gegeben wird, dasz es leib und geist des menschen schwäche, verwüste und dahin schwinden lasse. Hugo im Renner 23030 sagt geradezu:

alter nimt allen dingen ir kraft,

und von Aeson, den Medea verjüngen sollte, heiszt es bei Konrad tr. kr. 10870:

sin dürrez alter hât gelôst
von sîme herzen blüende jugent,
es ist an kreften und an tugent
verweiset und verarmet.

wir tragen alle vorstellungen des wachsthums und des vergehens der pflanzenwelt treffend auf die menschlichen zustände über, wie blätter gilben, blumen welken, bäume dorren, wird auch unserm leib seine frische und grüne benommen; die kraft welche von kindesbeinen an sich erhoben, eine ganze jugend hindurch sich erhöht, im mannesalter ihren gipfel erreicht hatte, beginnt von da an erst unmerklich und langsam, dann immer sichtbarer zu sinken. der leib verfällt oder fällt ein, der rückgrat biegt oder krümmt sich unter der jahre last, den gliedern entgeht glanz, gelenkigkeit, stärke. alle sprachen besitzen eine menge von natürlichen althergebrachten ausdrücken und bildern, um diese leiblichen erscheinungen zu bezeichnen, und zumal die lebendige volksmundart versteht hier harmlosen witz aufzuwenden für das fallende, erbleichende haar, die geschlichteten, aufgelösten locken, für die einschrumpfende haut, die faltenziehende stirne, für die in der zahnreihe vorstehenden lücken. in der geschichte der sprache und poesie weisz man aus diesen wörtern gewinn zu ziehen und eine kleine davon angelegte samlung, welche gegenwärtig mitzutheilen unpassend scheinen würde, bleibt in eine beilage verwiesen. mehr oder wenig pflegt die abnahme leiblicher schönheit oder fülle ins auge zu fallen, läszt sich aber geübtem blicke kaum verbergen: man sagt dasz vorzugsweise frauen die gabe eigen sei auf alle zeichen und erscheinungen des leiblichen verfalls zu achten und aus der äuszeren bildung eines menschen fast untrügliche schlüsse auf sein alter zu machen.

Noch bedeutsamer erscheint aber die den innern sinnen durch abnahme der äuszeren im alter drohende gefahr und der ihnen zustoszende schade. das auge büszt seinen glanz ein, dunkelt und trieft, oder beide augen, deren sehkraft nicht mehr genau zusammenstimmt, sehen in gewissen wendungen unrichtig und doppelt. das ohr verliert seine feine schärfe und empfindet sausen oder pfeifen; die stimme wird dünn, heiser und rauh, sie mag nicht mehr lauter und rein aus der brust gezogen werden. jene mängel des gesichts und gehörs können sich bis zu voller blindheit und taubheit steigern, wie die steifheit der glieder und des gefühls übertreten in machtloses zittern, wovon das höhere greisenalter das zitternde, bebende genannt wird.

Es ist wahr und unwidersprochen, dasz im alter eine merkbare minderung dieser leiblichen vermögen erfolge und dasz zwar nicht schwere krankheiten, dagegen die menge von leichten es öfter heimsuchen als zur übrigen lebenszeit. doch gilt hier einspruch und vielfache beschwichtigung. jene abnahme ist noch keine niederlage, oft nur ein neues glühen und auftauchen der lebenskraft. die meisten ungeleugneten übel und gebrechen des alters treten dann als einzelangriffe vor, die mit allem gewinn einer glücklichen vertheidigung ganz oder theil-

weise abgeschlagen werden. gibt doch die natur keinen menschen so preis, dasz sie ihm alle mittel der gegenwehr alsbald entzöge und für erlittene einbusse nicht auch manigfache vergütung bereit hielte. nehmen wir die sinnlichen entbehrungen zum beispiel. man sagt im blinden verfeinert sich das gefühl nicht selten bis auf den grad, dasz er mit allen fingerspitzen gleichsam sehe; bei tauben leuten soll sich geschmack und geruch höher als sonst ausbilden und bei verwachsnen oder schon bei hinkenden mag der auf ihre innere gliederung durch das theilweise hemmnis ausgeübte druck wol in zusammenhang stehn mit einer angestrengten und gestärkten geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läszt. jedes übel und leiden führt leicht im stillen irgend einen zu gute kommenden ersatz mit sich.

Man könnte also, ohne paradox zu sein, aufstellen, dasz im alter so oft es die gesundheit angreife und erschüttere, dazwischen ein gefühl des wohlseins reger walte, als in den vorausgegangenen lebensstufen. die empfindung beiwohnender kraft und stärke ist auch wenn sie ihrer unbewust bleibt, köstlich, doch übertroffen wird sie noch von dem eindruck der erholung nach eingetretener müde, von der wonne der herstellung oder des genesens da wo die gesundheit einmal gewichen und ausgeblieben war. ruhe ist durch vorangegangenes ermatten, heilung durch krankheit bedingt, und mitten in der ruhe oder genesung wirkt noch ein sie steigerndes nachgefühl des müden und kranken zustandes. kindern sagt man nach, dasz sie in ihre gesundheit toben, jünglinge schlagen sie oft in die schanze und männer haben nicht recht zeit ihrer zu gedenken.

so wie ein mann, der durchaus bis zum innersten kerne gesund ist,
nie der gesundheit denkt, noch des gangs ein rüstiger wandrer.

Voss 2, 193.

den alten wanderer labt es aber über seinen vollbrachten gang nachzudenken und greisen erhöht sich zusehends die sorgfalt auf ihre leibespflege. sie lernen sich vor allem hüten was ihnen gefahr droht und alle günstigen einflüsse bringen ihnen behagen.

Ich möchte vom erblinden und ertauben, die zwar in jeder zeit des lebens, doch meist gegen dessen schlusz stattfinden, etwas näher reden. das licht ist stärker, edler, schneller als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende schall. das auge ist ein herr, das ohr ein knecht, jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf was ihm zugeführt wird. darum hat auch die natur das auge reicher ausgestattet und der sehkraft viel grössere tragweite gegeben als der hörkraft, ein augenzeuge ersieht noch was der ohrenzeuge nicht mehr hört. künstliche hülfe kann dem ohr nur geringe, dem auge die bedeutsamste geleistet werden. durch ein fernrohr erblickst du auf entlegnem pfade einen wandersmann dahergehen, du vermagst seine gesichtszüge und gebärden zu unterscheiden, die knöpfe seines rocks zu zählen, aber was er spricht oder ruft bleibt dir unvernehmbar. dem gesicht wird solche macht zugegeben, dem gehör versagt. des hörens bedürfen wir zu vielem, des sehens fast zu allem. wer will es leugnen, dasz die verhüllung des auges ein schwereres leiden sei als die verdumpfung des ohrs, blindheit den menschen härter treffe als taubheit? wem das gehör stockt, der kann, es ist wahr, nicht mehr die liebliche stimme, die vertraute anrede der menschen vernehmen und meidet ihre kreise; allein sein auge schaut noch offen in die welt, wie zuvor, das neugeschehende wird ihm heutzutage frisch auf der stelle gedruckt zugetragen und alles was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne beschwer schwarz auf weisz hinterbracht werden. seine kenntnisse,

seine bisherigen arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren fortgang, als ihn überflüssige rede, unnützes geschwätz nicht mehr unterbricht. ganz anders und weit stärker angegriffen stellt sich hingegen die gewohnte wirksamkeit des erblindenden dar. mit einemmal sind ihm seine vorher gepflogenen und betriebenen geschäfte wie abgeschnitten, er darf nicht mehr den eignen, sondern musz fremden augen trauen, die ihm aufschlagen sollen, der stimme eines andern, die ihm vorliest, was er lieber im buche sähe, um einhalten oder zweimal lesen zu können, wo er lust dazu hat. alle hergebrachte leichtigkeit und sicherheit seines lebens ist dahin geschwunden; trauliche bezüge seines umgangs mögen unbenommen und unabgeändert fortbestehn, nur die freie selbstthätigkeit wird ihm mit dem entzognen augenlicht wo nicht gehemmt, doch auf das schwerste beschränkt und bekümmert. der blinde vermag keine blicke mehr wol aber die worte mit andern zu tauschen, während dem tauben die gabe der rede dauert und ihm entgegnung blosz durch geberde und zeichen zu theil wird.

Doch nirgends hat sich die verschiedenheit des alterthums von unsrer gegenwart stärker ausgeprägt als in den ganz abweichenden richtungen, die den einfachsten verhältnissen des lebens durch neue, in ihrer fernen wirkung unaufhaltbare anstalten gegeben wurden. die seit erfindung der druckerei bald allgemein durchgedrungene verbreitung des lesens, das dem geist unablässige nahrung zuführt, muszte hier zu innerst eingreifen. im alterthume, dünkt mich, war das losz des blinden günstiger, das des ertaubten schwerer. der blinde, dem sein früheres leben eine menge von bildern eingedrückt hatte, bewahrt sie treu im gedächtnis, was brauchte er noch viel neues zu sehen? er zehrte am alten gut und aus dem munde andrer wurde es ihm unaufhörlich gemehrt. da die kraft des gedächtnisses durch innere samlung, unter abgang des zerstreuenden augenlichtes unglaublich steigt, so waren aufgeweckte blinde vorzugsweise für den gesang und das hersagen der volkslieder geeignet, und es ist kein bloszer zufall, dasz nicht nur unsern vorfahren blinde von dem hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der volksdichtung edelste blüte eben im munde und gedächtnis blinder greise aufbewahrt. nur ein blinder vermag eigentlich die von der volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden strahlen in der stille seiner seele zu hegen und zu vereinbaren, wo sich hernach sehende augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. wird nicht dem blinden manne von Chios das gröszte epos aller zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle gewirk der kostbaren lieder des schottischen hochlandes beigelegt? der unvergängliche, diesen augenlosen greisen zugefallne ruhm, offenbart sich nicht in ihm nicht allein der hohe werth des alters selbst, sondern auch die allerreichste vergeltung des verlornen äuszeren lichts? den blinden rhapsoden umsteht ein bewegter kreis, der ihm lauscht und den er befeuert, seine lebenskraft hat sich nicht verringert, sondern gesteigert, wir gewahren, erst dem höheren alter war es beschieden eine ewigjunge dichtung hervorzubringen. versetze ich aber einen seines gehörs verlustig gegangenen zurück in jene alte zeit, so erscheint er mir fast als ein verlorner mann, dessen eingeschränkte freudenleere tage sehnsüchtig dem ende des lebens entgegenschleichen musten. das alles hat sich in der gegenwärtigen zeit umgedreht und das verhältnis der blindheit zur taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der natur angemessenen fusz.

Schematische Uebersicht der Litteraturgeschichte.

Zweiter Hauptabschnitt.

Erste Periode.

Die Dichtung in den Händen der Gelehrten: Periode der Nachahmung. 1628—1750.

1. Poetische Genossenschaften und Dichterschulen.
 a. Die fruchtbringende Gesellschaft oder der **gekrönte Palmenorden**, 1617 zu Weimar gestiftet; vornehme und gelehrte Mitglieder verpflichten sich, vaterländische Sitte und deutsche Zucht zu wahren, vornehmlich aber „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande, ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter im Reden, Schreiben und Gedichten aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben."
 b. Die **deutschgesinnte Genossenschaft**, 1643 zu Hamburg gegründet durch **Philipp von Zesen**, bekannt durch übertriebenen Eifer für Reinigung der Sprache (Purismus).
 c. Die Gesellschaft der **Pegnitzschäfer** oder der gekrönte Blumenorden, 1644 zu Nürnberg gestiftet von **Phil. Harsdörfer** und **Joh. Klai**, nach italiänischem Vorbilde (Marini) in Geselligkeit und Dichtung ein idyllisches Schäferleben erträumend, geschmacklos und moralisirend. (Harsdörfers „Frauenzimmer-Gesprächspiele", 8 Bde.)
 d. Die sog. **erste** schlesische Dichterschule, vertreten durch **M. Opitz**, s. S. 1, **P. Fleming**, s. S. 18, und **A. Gryphius**, s. S. 26.
 e. Die **zweite** schlesische Dichterschule, begründet durch **Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau**, 1618—1679, — schrieb „Heldenbriefe", — und **Daniel Caspar v. Lohenstein**, 1635—1683, schrieb den Roman „Arminius und Thusnelda" und Dramen, „Sophonisbe" u. a.
2. Das Kirchenlied.
 a. **Friedr. v. Spee**, s. S. 47.
 b. **Joh. Heermann**, 1605—1659, Prediger zu Köben bei Glogau, („Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" u. s. w.).
 c. **Simon Dach**, 1605—1659, Professor der Dichtkunst zu Königsberg. („Der Mensch hat nichts so eigen etc." Auch „Aennchen v. Tharau" s. S. 164.)
 d. **Paul Gerhardt**, s. S. 54. (Ausser den aufgeführten Liedern bes. zu bemerken: „Befiehl du deine Wege," „Ich singe dir mit Herz und Mund," „O Welt, sieh hier dein Leben," „Sollt ich meinem Gott nicht singen," „Fröhlich soll mein Herze springen.")
 e. **Georg Neumark**, 1621—1681, Bibliothekar in Weimar („Wer nur den lieben Gott lässt walten").
 f. **Joh. Scheffler**, s. S. 58.
 g. **Joachim Neander**, 1610—1688, Rector zu Düsseldorf, seit 1679 Prediger in Bremen („Lobe den Herren, den mächtigen König" etc.).

3. Satire in Poesie und Prosa.

a. **Friedrich v. Logau**, s. S. 64.

b. **Hans Wilmsen Lauremberg**, 1591—1659, Mathematicus zu Rostock und Soroe, schrieb „de veer olde berömede Schertzgedichte“, 1654.

c. **Joh. Mich. Moscherosch**, 1601—1669, fürstlicher Rath in Hanau und Cassel, schr. „Wunderliche und wahrhafte Gesichte des Philander von Sittewalt“. (Nach Quevedos Sueños y Discursos.)

d. **Ulrich Megerle** oder **Abraham a S. Clara**, s. S. 71.

e. **Christoph von Grimmelshausen**, s. S. 82.

Fernere Prosaromane ohne Satire sind:

f. **Heinr. Ans. von Ziegler und Kliphausen**, 1653—1697, Rath zu Wurtzen, „Asiatische Banise oder blutiges, jedoch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend“, Lpz. 1688.

g. Zahllose **Robisonaden**, nachgebildet dem 1719 in England, 1720 in deutscher Uebersetzung erschienenen Robinson Crusoe des Engländers Defoe, 1661—1731, welcher die Abenteuer des schottischen Matrosen Alex. Seldcraig oder Selkirk schildert.

4. Gegner der schlesischen Dichtung.

a. Die **Hofpoeten**, welche, die sog. „Pritschmeister“ verdrängend, meist nach französischem Vorbilde dichten. Unter ihnen ist zunächst mit aufzuführen:

Gottfr. Wilh. v. Leibnitz, 1646—1716, der grosse Philosoph (die „Theodicee“), Mathematiker (Erfinder der Differenzialrechnung) und Geschichtschreiber (Geschichte des Hauses Braunschweig), welcher der wissenschaftlichen Thätigkeit (Chr. Wolf, 1679—1754) und dem geistigen Leben in Deutschland einen neuen Boden giebt (Gründung der „Societät der Wissenschaften“ zu Berlin 1700). „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“; „Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben“; — (Thomasius in Leipzig wagt 1687 zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache und schreibt gegen Hexenprozesse) — „deutsche Gedichte“, meist Hofdichtungen. Zünftige Hofpoeten sind **v. Canitz** in Berlin, **v. Besser**, Ceremonienmeister in Dresden, **v. König**, dessen Nachfolger, deren Dichtungen nach Inhalt und Form ohne Werth sind.

b. Dichter von eigener Kraft und selbständiger Richtung sind:

Barth. Heinr. Brockes in Hamburg, 1680—1747 („Irdisches Vergnügen in Gott“).

Von überlegener Begabung ist der unglückliche **Günther**, s. S. 94.

Albrecht von Haller, s. S. 99.

Friedrich von Hagedorn in Hamburg, 1707—1754. Gefällige Dichtungen in horazischer Manier, bes. Oden und Lieder, auch Fabeln und Erzählungen.

c. **Joh. Christ. Gottsched**, Haupt der deutschen Gesellschaft in Leipzig, s. S. 110. Von seinen zahlreichen Anhängern blieben ihm wenige treu, unter ihnen **Abr. Gotth. Kästner**, 1719—1800, geb. zu Leipzig, später Professor der Mathematik und Physik in Göttingen; schr. Lehrgedichte und Epigramme.

d. Die Nüchternheit der Gottsched'schen Richtung rief vielfachen Widerspruch gegen sein dictatorisches Auftreten hervor, so namentlich in der Schweiz, wo **Joh. Jac. Bodmer**, 1698—1783, Professor und Rathsherr in Zürich, durch die Zeitschrift „Discurse der Maler" (nach dem engl. „Spectator" von Addison und Steele), seit 1721, und dessen Freund **Joh. Jac. Breitinger**, 1701—1766, Professor und Canonicus zu Zürich, durch sein Werk „kritische Dichtkunst" 1740 die Bedeutung der Phantasie für die Dichtung zu wahren suchten. In ähnlichem Sinne **Christ. Ludw. Liscow** („von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten" 1739); endlich der

Leipziger Dichterkreis, **Gärtner** („Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", Bremen, 4 Bde., 1745—1748), **Ebert, Giseke, Schmidt** u. A. (s. S. 113), **Rabener**, 1714—1771 (Satiren), **Zachariä**, 1726—1777 (kom. Epos „Der Renommist"), **Christ. Fürcht. Gellert**, 1716—1796, seit 1744 Universitätslehrer in Leipzig (Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder) und **Joh. Friedr. v. Cronegk**, 1731—1758 (Trauerspiel „Kodrus").

e. Der preussische Dichterverein, insbesondere

Christ. Ew. v. Kleist, 1715—1759, preuss. Major. „Der Frühling", Berlin, 1749; „Gedichte", Berlin, 1756 und 1758.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim, 1719—1803, Canonicus zu Halberstadt, unermüdlicher Beschützer junger Dichter. „Preussische Kriegslieder von einem Grenadier", Berl. 1758.

Joh. Peter Uz, 1720—1796, Rath in Änsbach, hebt bosonders das Lehrgedicht. „Lyrische und andere Gedichte", Leipzig, 1755.

Magnus Gottfr. Lichtwer, 1719—1783, Consistorialrath in Halberstadt; „Vier Bücher aesopischer Fabeln", Leipzig, 1748.

Karl Wilh. Ramler, 1725—1798, Professor an der Cadettenschule in Berlin, formell correct in seinen Oden, „glättet" die seiner Freunde,

Salomon Gessner, 1730—1787, Buchhändler, Maler, Kupferstecher und Dichter, anfangs in Berlin, später als Rathsherr in Zürich. „Idyllen", Zürich, 1756. — Ges. Schriften, Zürich, 1777—1778.

Zweite Periode.
Klassische Zeit der deutschen Dichtung.
1750—1800.

1. Klopstock-Wielandsche Gruppe.

a. **Fried. Gottl. Klopstock**, s. S. 113.

b. **Joh. Jac. Bodmer**, s. o., ahmte ihm nach in der Noachide 1752 und anderen „seraphischen" Gedichten.

c. **Michael Denis**, 1729—1800, Jesuit zu Wien, übersetzte zuerst die von Macpherson 1765 herausgegebenen (und verfassten) „Gedichte Ossians, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen", Wien 1768, 3 Bde. in deutsche Hexameter; 1784 erschienen: „Ossians und Sined's (d. h. Denis) Lieder. Wien, 5 Bde.

d. **Heinr. Wilh. v. Gerstenberg**, 1737—1823, dän. Consul in Lübeck, schrieb „Gedichte eines Helden", Kopenhagen 1766 (angeregt durch die seit 1765 bekannt gewordene jüngere „Edda"); ferner Melodramen, Satiren, ein Trauerspiel „Ugolino" und gute Bemerkungen über Shakspeare.

c. **Christoph Martin Wieland**, s. S. 146.

2. Lessing-Herdersche Gruppe.

a. **Gotth. Ephraim Lessing**, s. S. 126.

Gleichzeitige Dramatiker sind:

Chr. Fel. Weisse, 1726—1804, Studiengenosse Lessings, später Steuerbeamter in Leipzig, schrieb zahlreiche Schauspiele (Eduard III.) und den „Kinderfreund" in 24 Bänden 1775—1784.

Gottl. Conr. Pfeffel, 1736—1809, mit 28 Jahren erblindet, gründete in Colmar eine Kriegsschule, dichtete Lieder, Fabeln, Epigramme und Schäferspiele („der Schatz").

b. **Joh. Gottfr. Herder**, s. S. 156.

c. Die Originalgenies (Sturm- und Drangperiode).

Chr. Friedr. Dan. Schubart, würtemb. Organist, 1739—1791, begabt, aber unbesonnen und charakterlos, sass 1777—1787 auf dem Hohenasperg gefangen. Rhapsodie „der ewige Jude", lyr. Ged. „die Fürstengruft", „Hymnus auf Friedr. den Grossen."

Joh. Heinr. Jung gen. **Stilling**, 1740—1817, Sohn eines Schulmeisters und Schneiders im Grund bei Siegen, erst Schneider, dann Hauslehrer, später Arzt in Elberfeld, zuletzt Geh. Hofrath in Karlsruhe. Voll tiefer Religiosität und mystischer Schwärmerei. „Stillings Jugend", „Jünglingsjahre", „Wanderschaft", „häusliches Leben", 1777—1789. Gedichte 1821.

Johann Georg Jacobi, 1740—1814, geb. in Düsseldorf, Professor der Philosophie in Halle, später in Freiburg im Breisgau; befreundet mit Gleim und Goethe. Taschenbuch „Iris" 1774 u. ff. mit zahlreichen lyrischen Gedichten.

Friedrich Heinrich Jacoby, 1743—1819, dessen Bruder, erst Kaufmann und Fabrikant in Pempelfort bei Düsseldorf, daneben Hofkammerrath, in naher Verbindung mit Wieland und Goethe, seit 1805 Präsident der Akademie der Wissenschaften in München. Roman „Woldemar" 1777; philosophische Briefe über die Lehre des Spinoza 1785.

Friedrich Müller, 1750—1825, Maler und Kupferstecher am Zweibrücker Hofe, lebte seit 1778 in Rom. Gefühlvoll und stürmisch als Dichter, schrieb u. a. die Idylle die „Schafschur" und die Dramen „Genovefa" und „Niobe".

Friedrich Max Klinger, 1752—1831, geb. in Frankfurt a. M., als Jüngling Goethe befreundet, talentvoll und thätig, aber unstät. Theaterdichter, später in Petersburg Offizier, Vorleser des Grossfürsten Paul, zuletzt General. Trauerspiel „Die Zwillinge" 1774; „Sturm und Drang" 1776; Roman „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" 1791.

d. der Göttinger Dichterbund (Hainbund) 1772 u. 1773, gestiftet durch **Heinr. Christ. Boie**, 1744—1806, aus Meldorf in Dithmarschen, seit 1763 in Göttingen Stud. der Rechte, später dän. Etatsrath zu Meldorf. Ohne eigene höhere Begabung war er Mittelpunkt des Bundes und gab den Musenalmanach heraus, 1770—1775.

Gottfr. Aug. Bürger, 1748—1794, geb. in Wolmirswende bei Harzgerode, Predigersohn, studirte in Halle unter Klotz, seit 1768 in Göttingen, war dann Amtmann in Altengleichen bei Göttingen und Mitglied des Bundes; seit 1784 Docent. in Göttingen. Glänzend begabt, doch ohne festen sittlichen Halt, zerstörte er sein äusseres und

inneres Glück. Angeregt durch Percy's Reliques of ancient English poetry 1765 dichtete er Balladen im Volkstone, die trotz ihrer Mängel von unvergänglicher Schönheit sind. Schrieb auch die „Abenteuer des Hrn. von Münchhausen, London“ (d. h. Göttingen) 1787 u. ff.

Ludwig Heinr. Christ. Hölty, 1748—1776; 1771 in Göttingen Mitglied des Bundes, weich und empfindungsvoll; schrieb Elegien.

Johann Mart. Miller, 1750—1814, mehr als durch seine weichliche Lyrik berühmt durch seinen thränenvollen Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte“, 1776. (Der „nasse Jammer“).

Joh. Heinr. Voss, 1751—1826, Mecklenburger, in Göttingen 1772 tüchtiger Philologe, später Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln und seit 1782 in Eutin, lebte vor 1805 einige Jahre in Jena, seitdem in Heidelberg. Er war die männlich-kräftige Seele des Bundes; mehr als seine Oden und Elegien haben seine Idyllen „Luise“ und der „siebzigste Geburtstag“ sein Andenken erhalten; er übersetzte Homer, Aristophanes, Virgil, Horaz und Ovid metrisch.

Christian Graf zu Stolberg, 1748—1821, und dessen Bruder **Friedrich Leopold**, 1750—1819, Holsteiner, brachten den Hainbund in freundschaftliche Beziehung zu Klopstock. Beide waren später höhere dänische Beamte; der jüngere trat 1800 in Münster zur katholischen Kirche über und zerfiel darüber gänzlich mit Voss.

Joh. Ant. Leisewitz, 1752—1806, kurze Zeit in Göttingen, Mitglied des Bundes, später Hofrath und Prinzenlehrer in Braunschweig, schrieb das Drama „Julius von Tarent“.

Mit dem Hainbunde befreundet war auch

Matth. Claudius, 1740—1815, lebte zu Wandsbeck in Holstein; innig fromm in seinem Leben und Dichten. Er gab 1770—1775 den Wandsbecker Boten heraus, 1775 in Hamburg seine sämmtlichen Schriften (Asmus omnia sua secum portans).

d. Humoristische Dichter.

Conr. Arn. Kortüm, 1745—1824, geb. zu Mülheim an der Ruhr, Bergrath zu Bochum, schrieb die Jobsiade, Münster, 1784.

Joh. Al. Blumauer, 1755—1798, Jesuit und nach Aufhebung des Ordens Buchhändler in Wien, travestirte Virgil's Aeneïde, Wien, 1784.

3. Goethe-Schiller'sche Gruppe.

a. **Johann Wolfgang Goethe**, s. S. 176.

b. **Friedrich Schiller**, s. S. 210.

c. Dramatische Dichter.

August Wilhelm Iffland, 1759—1814, geb. zu Hannover, gross als Schauspieler, — seit 1779 in Mannheim, seit 1796 in Berlin — schrieb 64 Bühnenstücke, meist voll Leben, darunter „die Jäger“ 1785, „der Herbsttag“ 1792.

August Kotzebue, geb. 1761 in Weimar, mit kurzen Unterbrechungen von 1781—1817 russischer Beamter, zuletzt Staatsrath in Petersburg, blieb auch nach Deutschland zurückgekehrt in russischem Solde, war als Spion und Freiheitsfeind verachtet und wurde am 23. März 1819 in Mannheim durch den Burschenschafter Karl Ludwig Sand ermordet. Seine 98 Dramen dienen nur niedriger Unterhaltung; die bekanntesten

sind „Menschenhass und Reue" 1789, „Armuth und Edelsinn" 1795, „die deutschen Kleinstädter" 1803.

d. Elegiker.

Christ. Aug. Tiedge, 1752—1840, geb. in Gardelegen, studirte in Halle, lebte dann bei Gleim in Halberstadt, war später viel auf Reisen (mit Fr. El. v. d. Recke) und lebte seit 1833 in Dresden. Seine Gedichte sind sentimental, ohne Kraft und Tiefe. Sein Lehrgedicht „Urania" (Ueber die Unsterblichkeit), Halle 1801, erschien bis 1845 in 13 Auflagen.

Friedrich Matthisson, 1761—1831, geb. in Hohendodeleben bei Magdeburg, in Kloster Bergen und Halle gebildet, war in jüngeren Jahren viel auf Reisen, in schönwissenschaftlicher Thätigkeit, von 1812 an in Stuttgart als geh. Legationsrath mit der Theaterintendanz beschäftigt, seit 1824 in Wörlitz bei Dessau. Seine Elegien, vielfach nur landschaftlich schildernd, sind weich und wehmüthig, oft süsslich.

Joh. Mart. Ustĕri, 1763—1827, lebte in Zürich, zuletzt Mitglied der Regierung, schrieb Lieder („Freut euch des Lebens"), und bes. Idyllen und Lieder in schweizerischer Mundart.

e. Humoristische Dichter.

Aug. Fr. Ernst Langbein, 1757—1835, Censor in Berlin. Gedichte Leipzig, 1788; Schwänke 2 Bde., Dresden 1791.

Joh. Peter Hebel, 1760—1826, Webersohn aus Schopfheim, studirte in Erlangen Theologie, war Pfarrer zu Hertingen, 1783 Lehrer zu Lörrach, seit 1791 in Karlsruhe als Professor und Prälat. Heiter und frisch sind seine allemannischen Lieder, zuerst gesammelt Karlsr. 1803; kräftig-komisch die Erzählungen im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes", Stuttg. 1811.

Joh. Gaud. von Salis-Seewis, 1762—1834, aus Graubünden, 1789 Hauptmann der Schweizer Garde in Versailles, lebte später in Chur und Malans; seine Dichtungen sind kräftiger als die Matthissons. „Elegie an mein Vaterland" 1785, gedichtet in Paris.

4. Hervorragende Prosaiker.

a. In Philosophie und Kunst.

Johann Joachim Winkelmann, geb. 9. Dec. 1717 in Stendal, studirte in Halle und Jena, war 1743—1748 Conrector zu Seehausen in der Altmark, trieb in Dresden eifrig Kunststudien und setzte diese nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche 1754 in Rom, Neapel und Florenz fort. Die Frucht derselben ist sein unsterbliches Werk: „Geschichte der Kunst des Alterthums" 1764. Auf einer Reise nach Deutschland ward er in Triest durch Archangeli ermordet, starb 8. Juni 1768.

Justus Möser, 1720—1794, geb. zu Osnabrück, 1747 Advocatus patriae daselbst, trefflicher Kenner des Volks- und Staatslebens, als Schriftsteller voll Geist und Wärme, schrieb: „Osnabrück'sche Geschichte", 2 Bde., 1768, „Patriotische Phantasien", 4 Bde., 1775—1786.

Immanuel Kant, geb. 22. April 1724 zu Königsberg, seit 1755 Lehrer der Philosophie an der dortigen Universität (1770 Professor), der grösste schöpferische Philosoph der neueren Zeit, stellte mit seltener Tiefe und Geisteskraft die Grundlagen und Grenzen der philo-

sophischen Speculation fest. „Kritik der reinen Vernunft“ 1781, „Kritik der praktischen Vernunft“ 1788, „Kritik der Urtheilskraft“ 1790.

Moses Mendelssohn, 1729—1786, jüdischer Kaufmann in Berlin und eng befreundet mit Lessing; gehörte, ohne Originalphilosoph zu sein, zu den edelsten und feinsten Denkern seiner Zeit. „Phaedon, über die Unsterblichkeit der Seele“ 1767; „über die Rettung der Juden“, 1782; „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum“, 1783.

Johann Georg Hamann (der Magus aus Norden), 1730—1788, lebte in seiner Vaterstadt Königsberg lange in untergeordneten amtlichen Stellungen, (1777—1787 Packhofsverwalter), später hochgefeiert in Düsseldorf bei Jacobi und in Münster bei der Fürstin Galizin. Seine orakelartigen Schriften eröffnen die Tiefen des Gefühlslebens und hatten grossen Einfluss auf Herder's Geistesentwicklung. „Golgatha und Scheblimini“ u. A. — Sämmtl. Schriften 8 Bde., Berl. 1821—1843.

Christian Friedrich Nicolai, 1733—1811, Buchhändler in Berlin und von seltner litterarischer Bildung, gab mit Lessing und Weisse die „Briefe, die neueste deutsche Litteratur betreffend“, heraus, 24 Bde., 1759—1765, dann die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 106 Bde., 1765—1792, an welche sich noch die „Neue allg. d. Bibl.“ bis 1805 anschloss. Anfangs Förderer der Aufklärung, war er später Gegner der lebendigen Fortentwicklung. Roman „Sebaldus Nothanker“.

b. In Pädagogik und philanthropischer Erzählung.

Johann Bernhard Basedow, 1723—1790, geb. in Hamburg, studirte Theologie und Philosophie in Leipzig und versuchte durch sein „Elementarwerk“ mit 100 Kupfertafeln von Chodowiecki, das die weiteste Verbreitung fand, eine Art Orbis pictus nach der Form des Comenius und im Sinne J. J. Rousseau's zu schaffen (Rousseau „Emile“ 1762); er war von 1774—1778 Director des von ihm begründeten Philanthropins zu Dessau.

Johann Caspar Lavater, 1741—1801, war seit 1769 Prediger in Zürich, von reichem und schwärmerischem Gemüthe, — „Schweizerlieder“ 1767; „Aussichten in die Ewigkeit“, 3 Bde., 1768, — und daneben eifriger Physiognom, — „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniss und Menschenliebe“, 4 Bde. —, wurde aber durch die Uebertreibungen und den schwülstigen Styl dieses Werkes Gegenstand des Spottes, und durch die Einseitigkeit seiner theologischen Richtung auch seinen Freunden entfremdet (Goethe).

Theodor Gottlieb Hippel, 1741—1796, Bürgermeister in Königsberg, von bedeutender origineller Geisteskraft und Anhänger Kants, dessen philosophische Ideen er seinem erzählenden Werke „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ zu Grunde legte.

Johann Jacob Engel, 1741—1802, Gymnasialprofessor in Berlin und Erzieher des Königs Friedrich Wilhelm III., bedeutender Kunst- und Menschenkenner; „der Philosoph für die Welt“ 1788 (darin „Herr Tobias Witt“, „der Traum des Galilei“, „die Entzückung des Las Casas“ u. a.); „Lobrede auf Friedrich II.“, 1781, der Roman „Herr Lorenz Stark“ 1801.

Christian Gotthelf Salzmann, 1744—1811, Prediger in Erfurt, als Pädagog durch Rousseau und Basedow angeregt, schrieb 1781

das „Krebsbüchlein, eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht“, gründete eine Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal bei Waltershausen (Sachs. Gotha) „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher“; Roman „Karl von Karlsburg, oder über das mensohliche Elend“.

Joachim Heinrich Campe, 1746—1818, Nachfolger Basedows in Dessau, leitete später bei Hamburg ein Privatinstitut, von 1787 bis 1805 Schulrath in Braunschweig, verfasste zahlreiche Kinder- und Jugendschriften, ges. in 38 Bdn. Braunschweig 1806—1822, darunter „Robinson der Jüngere“ 1779 und 1780, „Entdeckung von Amerika“ 3 Bde. 1780, Reisebeschreibungen 19 Bde.

Johann Heinrich Pestalozzi, 1746—1827, geboren in Zürich, durch Rousseaus Emil begeistert, nahm 50 Bettelkinder in sein Haus auf 1775, kämpfte für sie mit der Noth, lernte das Elend des armen Volkes kennen. — „Lienhard und Gertrud“, 4 Bde., 1787—1789; gründete eine Erziehungsanstalt in Stanz 1798, welche 1804 in das Schloss zu Yverdon verlegt wurde. Sein Erziehungsprinzip war die Liebe, sein Ziel die Entwicklung der Geisteskräfte. „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ 1801; „Buch der Mütter“ 1803.

c In geschichtlichen Wissenschaften.

Johannes v. Müller, 1752—1809, geb. in Schaffhausen, Professor in seiner Vaterstadt, 1781—1783 in Cassel, 1786—1791 Bibliothekar und Hofrath in Mainz, 1793—1804 in Wien, endlich, durch Napoleon „erobert“, seit 1808 Staatssecretär und Staatsrath in Cassel. Seine Hauptwerke sind „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte“, 3 Bde., 1811; „Schweizergeschichte“ 5 Bde., 1786—1806.

Georg Forster, s. S. 236.

Dritte Periode.

Neueste Zeit der deutschen Dichtung.
1800—1835.

1. Die romantische Schule.

a. Lyrisch-epische Dichter.

August Wilhelm v. Schlegel, 1767—1845, geboren zu Hannover, als Student in Göttingen mit Bürger befreundet, in Jena Mitarbeiter an den Horen und mit seinem Bruder Friedrich Herausgeber des „Athenäums“, 3 Bde., 1796—1800, seit 1802 in Berlin (Vorlesungen über Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters), seit 1805 auf Reisen mit der Frau v. Staël (1808 in Wien Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur), seit 1818 Professor der Universität zu Bonn. Von vollendeter Form sind unter seinen Dichtungen besonders die Sonnette und Elegien, meisterhaft auch seine Uebersetzung des Shakspeare 1797—1810 und des Calderon (lebte 1600—1681) in „Spanisches Theater“, 2 Bde., 1803—1809, höchst anregend seine „Kritischen Schriften“, 1828. — Sämmtliche Werke herausgegeben v. Böcking, 10 Bde., 1845—1846.

Friedrich v. Schlegel, Bruder des Vorigen, 1772—1829, war Philologe von umfassenden Kenntnissen, 1800 Docent in Jena, dann auf

Reisen in Dresden, Paris, Köln, wo er 1808 katholisch wurde, seitdem in Wien. Er wirkte in Poesie und Prosa im Sinne seines Bruders, doch minder bedeutend, und schrieb ausser seinen „Gedichten“ 1809 auch ein Trauerspiel „Alarkos“ 1802.

Ludwig Tieck, 1773—1853, geboren in Berlin, durch historische und litterarische Studien in Halle, Göttingen und Erlangen gebildet, griff seit 1794 energisch in das geistige Leben seiner Vaterstadt ein und begründete seit seiner näheren Verbindung mit A. W. v. Schlegel die sog. romantische Schule, deren Hauptvertreter er selbst durch seine naturkräftigen und phantasievollen Dichtungen geworden ist. Nach vielfach wechselndem Aufenthalt und in reichster litterarischer Thätigkeit lebte er 1819—1840 in Dresden, seitdem in Berlin und Potsdam. Ironische Dichtungen sind seine dramatisirten Märchen „Der gestiefelte Kater“, „Prinz Zerbino“, „Blaubart“ u. a., Dramen voll eigenen Lebens „Fortunat“, „Kaiser Octavianus“ 1814, „Leben und Tod der h. Genovefa“. Sammlung „Phantasus“ 1812—1815; Romane „Franz Sternbalds Wanderungen“, „Dichterleben“, „der Tod des Dichters“. Auch sein Antheil an Schlegels Uebersetzung des Shakspeare ist bedeutend.

Friedr. v. Hardenberg (Novalis) 1772—1801, liebenswürdig und reichbegabt, war seit 1799, wo er Assessor am Salinenamte in Weissenfels wurde, näher befreundet mit den beiden Schlegeln und Tieck, und legte in seinem unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen“ starken mystischen Hang an den Tag. Auch dichtete er geistliche Lieder, z. B. „Was wär' ich ohne dich gewesen“.

Clemens Brentano, 1778—1842, geb. zu Thal Ehrenbreitstein, lebte in Jena mit dem Schlegelschen Kreise, später nach vielfachem Wechsel länger in Heidelberg, wo er mit seinem Schwager Achim v. Arnim die Sammlung deutscher Volkslieder „des Knaben Wunderhorn“ 3 Bde., 1806—1808 herausgab (N. Ausg. 1874). Seine muthwillig sprudelnden Märchen (1845 von Görres herausgegeben; darunter „Gockel, Hinkel und Gackeleia“) schrieb er in Berlin, wo er 1815—1818 lebte; seitdem wandte er sich einer streng ascetischen Richtung zu. — Achim v. Arnim schrieb ausserdem bes. Romane von originellem Geiste, „die Gräfin Dolores“ 1810; „Halle u. Jerusalem“ 1811.

Fr. G. Carl de la Motte Fouqué, 1777—1843, preuss. Offizier, in Dresden 1804 mit Tieck befreundet, lebte meist in Berlin. Romane zum Theil aus dem Kreise der nordischen Sage, wie „Sigurd der Schlangentödter“, auch Ritterroman „der Zauberring“, daneben vaterländische Schauspiele.

Adalbert v. Chamisso, 1781—1838, auf Schloss Boncourt i. d. Champagne geb., durch die Revolution als neunjähriger Knabe mit seinen Eltern vertrieben, in Berlin erzogen, war mit Schlegel befreundet und gab mit Varnhagen v. Ense einen Musenalmanach heraus. Nach dem Kriege, welchen er als preuss. Offizier mitmachte, nahm er 1815—1818 als Naturforscher an der russischen Weltumsegelung durch Otto von Kotzebue Theil, lebte seit 1819 als Botaniker in Berlin. „Peter Schlemihl“ 1813; Gedichte, bes. „Salas y Gomez“, 1829.

Ernst Schulze, 1789—1817, Philologe in Göttingen, schrieb „Cäcilie“ romantisches Gedicht in 20 Gesängen, und „die bezauberte Rose“, rom. Ged. in 3 Gesängen.

b. Dramatische Dichter.

Zacharias Werner, 1768—1823, geb. in Königsberg, Freimaurer und preuss. Beamter in Warschau und Berlin, wurde 1814 Katholik und Priester und war bis zu seinem Tode gefeierter Prediger in Wien. Seine Dramen sind von grosser Kraft, bes. „Die Söhne des Thals" 1800, „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" 1807, „der vierundzwanzigste Februar" 1808 (Schauerstück).

Adolf Müllner, 1774—1829, Advocat in Weissenfels, Werners Nachahmer, schrieb zahlreiche Dramen, bes. „Der neunundzwanzigste Februar", 1812, „Die Schuld", 1816 (Verfehlte Schicksalstragödie).

Heinrich v. Kleist, 1777—1811, preuss. Offizier, nach der Schlacht bei Jena in französischer Gefangenschaft, tief gebeugt durch die Erniedrigung Preussens, starb durch Selbstmord zu Potsdam. Schrieb geistvolle Dramen, „Die Familie Schroffenstein" 1803, „Das Käthchen von Heilbronn" 1810, „Der zerbrochene Krug" 1811, „Der Prinz von Homburg" (nachgel.), auch Novellen, „Michael Kohlhaas" 1810.

Ernst v. Houwald, 1778—1845, Landsyndicus zu Lübben (Niederlausitz), schrieb eine Anzahl gemüthvoller, weichlicher Dramen, „Das Bild", „Der Leuchthurm".

Ernst Raupach, 1784—1852, Professor der Geschichte in Petersburg, seit 1822 in Berlin für die Bühne thätig, schrieb u. A. den dramatischen Cyclus „Die Hohenstaufen", 8 Bde., 1837—1838, und viele gefällige Lustspiele, bes. „Der Zeitgeist", „Die Schleichhändler".

Franz Grillparzer, 1790—1872, Werners Nachfolger in der „Ahnfrau" 1816, wo das Schicksal zum Spuk erniedrigt wird; schrieb auch „Sappho" 1819, und „Der Traum ein Leben" 1840.

c. Erzähler in ungebundener Rede.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel, verliess in Leipzig das Studium der Theologie und folgte zeitlebens seiner dichterischen Neigung, lange unter drückender Noth, später gefeiert und getragen von den Gebildetsten der ganzen Nation; seit 1803 lebte er in Baireuth, wo er 1825 starb. Seine Romane sind voll zarter Empfindung und des glücklichsten Humors, und trotz des Mangels an künstlerischem Maass eine Zierde der deutschen Litteratur. „Hesperus", 4 Bde., 1794; „Quintus Fixlein" 1796; „Blumen, Frucht- und Dornenstücke" 4 Bde., 1796—97; „Titan", 4 Bde., 1800—1803; „Flegeljahre" 4 Bde., 1804—1805.

Johann Gottfried Seume, 1767—1810, als Student der Theologie von hessischen Werbern nach Amerika geschleppt, fiel nach der Rückkehr preuss. Werbern in die Hände, studirte in Leipzig weiter, ward dann russischer Offizier, endlich Privatlehrer in Leipzig. Trotz mancher Bitterkeit über den gestörten Lebensgang sind seine Schriften voll Kraft und Wärme. „Gedichte" 1801; „Spaziergang nach Syrakus" 3 Bde. 1802; „Mein Sommer im Jahre 1805", 1806.

Friedrich Hölderlin, geb. 1770, studirte Theologie in Tübingen, schrieb als Hauslehrer in Frankfurt seinen Roman „Hyperion", 1796, in welchem sich seine Zerfallenheit mit den vaterländischen Zuständen ausspricht, verliess Deutschland und kam 1802 wahnsinnig aus Frankreich zurück, lebte in Tübingen bis 1843. Von klassischer Schönheit sind seine „lyrischen Gedichte", herausgegeben von Schwab und Uhland 1826.

2. Dichter aus und seit der Zeit der Freiheitskriege.

a. Vaterländische Dichter.

Ernst Moritz Arndt, s. S. 259.

Max v. Schenkendorf, geb. 1784 zu Tilsit, nach den Freiheitskriegen Regierungsrath in Coblenz, dichtete Lieder voll innigen Gefühls, namentlich vaterländischen Inhalts; er starb 1817. „Christliche Gedichte" 1814; „Gedichte" 1815; „Poetischer Nachlass" 1832.

Theodor Körner, geb. 1791 in Dresden, früh Verehrer Schillers, studirte in Freiberg Mineralogie, musste das Studium in Leipzig unterbrechen, wurde Hoftheaterdichter in Wien, trat 1813 in die Lützow'sche Freischaar und fiel am 26. Aug. 1813 bei Gadebusch in Mecklenburg. Trauerspiele „Toni", „Hedwig", „Zriny"; Lustspiele „Der grüne Domino", „Die Braut" u. A.; vom höchsten Werth sind seine vaterländischen Lieder in „Leier und Schwert", 1814 ersch., welche von glühender Begeisterung eingegeben gleiche erweckten.

b. Die sog. schwäbische Schule.

Justinus Kerner, 1786—1862, schloss sich in Tübingen, wo er Medizin studirte, eng an Uhland an, ging 1818 als Arzt nach Weinsberg, wo er sich besonders mit den „Nachtgebieten der Natur" beschäftigte. „Romantische Dichtungen" 1817; „Gedichte" 1826; „Die Seherin von Prevorst" 1829.

Ludwig Uhland, s. S. 278.

Gustav Schwab, 1792—1850, studirte 1809—1814 in Tübingen Philosophie und Theologie, ward durch Uhland für die Poesie angeregt, dem er als Balladendichter nahesteht. Starb als Oberstudienrath in Stuttgart. „Gedichte" 1828.

c. Deren Zeitgenossen.

Friedrich Rückert, s. S. 264.

Joseph v. Eichendorff, 1788—1857, studirte 1805 in Halle, wurde 1813 freiwilliger Jäger, 1841 Rath im Cultusministerium zu Berlin; schrieb treffliche Novellen, besonders „Aus dem Leben eines Taugenichts", und romantische Erzählungen.

Wilhelm Müller, 1794—1827, Professor und Bibliothekar in Dessau, dichtete „Lieder der Griechen" 1821—1824; „Lyrische Spaziergänge" 1827.

August Graf v. Platen, s. S. 284.

Karl Immermann, 1796—1840, trat von Halle, wo er Jura studirte, unter die freiwilligen Jäger, machte den Feldzug 1815 mit, war seit 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf, wo er zugleich das Theater leitete und hob. Neben zahlreichen Dramen, „Das Trauerspiel in Tyrol", „Die schelmische Gräfin" (Lustspiel), die Trilogie „Alexis" u. A., schrieb er das Märchen „Tulifäntchen", das Epos „Tristan und Isolde" (unvoll.) und die Romane „Epigonen", 2 Bde., 1836, „Münchhausen", 4 Bde, 1838.

Heinrich Hoffmann, geb. 1798 zu Fallersleben, studirte seit 1816 in Göttingen und wurde durch die Gebrüder Grimm der Sprachforschung zugeführt, war 1830—1842 Professor der deutschen Sprache und Litteratur zu Breslau, zuletzt Bibliothekar in Corvey, starb 1874. Bei bedeutenden wissenschaftlichen Forschungen dichtete er Lieder

in heiterem Volkstone, „Gedichte" 1834, gab auch „Allemannische Lieder" 1826 heraus, „Schlesische Volkslieder mit Melodien" 1842, später manches Politische.

Heinrich Heine, geb. 1799 in Düsseldorf, wurde 1825 in Göttingen Dr. juris und als Christ getauft, lebte in Hamburg, Berlin, München und Paris, wo er 1856 starb. „Buch der Lieder" 1827.

Nicolaus Lenau, — **Niembsch v. Strehlenau** —, geb. 1802 zu Csatad in Ungarn, bereiste nach juristischen Studien die Alpen und 1832 Amerika, lebte in Wien, Ischl und Stuttgart, wurde 1844 wahnsinnig und starb 1850. „Gedichte" 1832, „Neuere Gedichte" 1838, „Faust" 1835, „Savonarola" 1837, „Die Albigenser" 1842.

Anastasius Grün — **Anton Alex. Graf v. Auersperg** —, 1806—1876, in Wien erzogen, bereiste Italien und Frankreich, seitdem österreichischer Staatsmann. Dichtete „Blätter der Liebe" 1830, „Der letzte Ritter" 1830 (Kaiser Maximilian I.), „Spaziergänge eines Wiener Poeten" 1831. — Gesammelte Gedichte 1837.

Hervorragende Prosaiker:

a. In Philosophie und Naturforschung begründeten neue Bahnen

Joh. Gottl. Fichte, 1782—1814, Zögling der Schulpforte, Freund Pestalozzi's, Schüler Kant's, 1793—99 Professor der Philosophie in Jena, seit 1810 in Berlin, entwickelte aus Kant's Lehre sein System des Idealismus und wirkte bedeutend für die Erhebung gegen die Fremdherrschaft durch seine „Reden an die deutsche Nation", zu Berlin gehalten 1807 u. 1808.

Friedr. Ernst Dan. Schleiermacher, 1768—1834, seit 1810 Professor der Theologie zu Berlin, schrieb neben grösseren wissenschaftlichen Werken die „Reden über die Religion" 1799, die „Monologe" 1800, „die Weihnachtsfeier" 1806 und übersetzte den Plato 1804 bis 1810. „Sämmtliche Werke" in drei Abtheilungen, „zur Theologie", „Predigten", „zur Philosophie" 1834. —

Friedr. Wilh. Schelling, 1775—1854, Professor der Philosophie zu Jena 1803—1808, zu München 1827—1841, seitdem in Berlin, Schüler Fichte's, strebte durch Vermittelung der Naturphilosophie mit der Transscendentalphilosophie die Identität des Realen mit dem Idealen zu erweisen. „Von der Weltseele" 1798; „Vorlesungen über den Zweck und die Methode des akademischen Studiums" 1803.

Georg Wilh. Friedr. Hegel, 1770—1831, seit 1818 Professor der Philosophie zu Berlin, Begründer eines neuen Systems der Philosophie, welches auf dem Wege der Dialektik die drei Gebiete der Logik, der Naturphilosophie und der Philosophie des Geistes darstellt. „Phänomenologie des Geistes" 1807; „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" 1817; Gesammelte Werke 18 Bde. 1832.

Wilhelm von Humboldt, s. S. 241.

Alexander von Humboldt, s. S. 249.

b. Die bedeutendsten Geschichts- und Sprachforscher neuerer Zeit sind

Arnold Herm. Ludw. Heeren, 1760—1842, Professor der Geschichte zu Göttingen; „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt", 26 Bde., 1793—1796.

Karl von Rotteck, 1775—1840, Professor der Geschichte zu Freiburg im Breisgau 1798—1832; „Allgemeine Geschichte", 9 Bde., 1813—1827.

Friedrich Christoph Schlosser, 1776—1861, seit 1817 Professor der Geschichte zu Heidelberg; „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung", 9 Bde., 1817—1824. „Geschichte des 18. Jahrh.", 2 Bde., 1823; „Weltgeschichte für das deutsche Volk", 19 Bde., 1844 u. ff.

Barthold Georg Niebuhr, 1776—1831, seit 1823 Professor der Geschichte zu Bonn, begründete die kritische Behandlung der römischen Geschichte: „Römische Geschichte", 3 Bde., 1811—1832; „Griechische Heroengeschichten", 1842.

Friedr. Ludw. Georg v. Raumer, 1781—1873, seit 1819 Prof. der Geschichte in Berlin; „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit", 6 Bde., 1823—1825; „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh." 8 Bde., 1832—1850.

Friedr. Christ. Dahlmann, 1785—1860, Professor der Geschichte in Göttingen, seit 1842 in Bonn; „Geschichte der englischen Revolution" 1844; „Geschichte der französischen Revolution" 1845.

Leopold Ranke, geb. 1795, seit 1825 Professor der Geschichte in Berlin; „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrh.", 4 Bde., 1827—1836; „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", 3 Bde., 1839—1843; „Neun Bücher preussischer Geschichten", 1847—1848; „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. u. 17. Jahrh." 4 Bde., 1852; „Englische Geschichte, vornehmlich im 16. u. 17. Jahrh." 6 Bde., 1859. Ges. Werke, 1869.

Heinrich Leo, geb. 1799, seit 1828 Professor der Geschichte in Halle. „Geschichte von Italien", 5 Bde., 1829—1832; „Lehrbuch der Univeralgeschichte", 6 Bde., 1835—1844.

Jacob Ludwig Grimm, s. S. 288. — **Wilhelm Grimm**, s. ebendas.

c. In dichterischer Erzählung sind von Bedeutung

Christ. Friedr. Wilh. Jacobs, 1764—1847, seit 1810 Oberbibliothekar in Gotha, verfasste ausser gediegenen philologischen Werken auch Jugendschriften von höchster Vortrefflichkeit. „Erzählungen", 7 Bde., 1824—1837; „Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers zu Mainau", 1823—1825; „Schriften für die Jugend", 3 Bde., 1842—1844; darunter „Alwin und Theodor" u. a.

Friedr. Ad. Krummacher, 1768—1845, seit 1824 Pfarrer in Bremen; „Parabeln", 1805.

Joh. Heinr. Dan. Zschokke, 1771—1848, seit 1830 Rathsherr und Kirchenrath in Aarau; „Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk", 1822; „Novellen", 10 Bde.; Volksschriften: „das Goldmacherdorf" u. a.; „Stunden der Andacht", „Selbstschau".

Heinrich Steffens, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, 1811 Professor in Breslau, wirkte mit Wort und That begeistert für die Freiheitskriege, zog mit nach Paris; seit 1831 Professor zu Berlin, starb 1845. „Die vier Norweger", 1828; „Was ich erlebte", 10 Bde., 1840—1845.

DRUCK VON G. D. BÆDEKER IN ESSEN.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schauenburg, Eduard / Schauenburg, Eduard / Hoche, Richard,

Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen

Bd.: 2

Essen 1874 - 77

L.germ. 233 q-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11186041-4